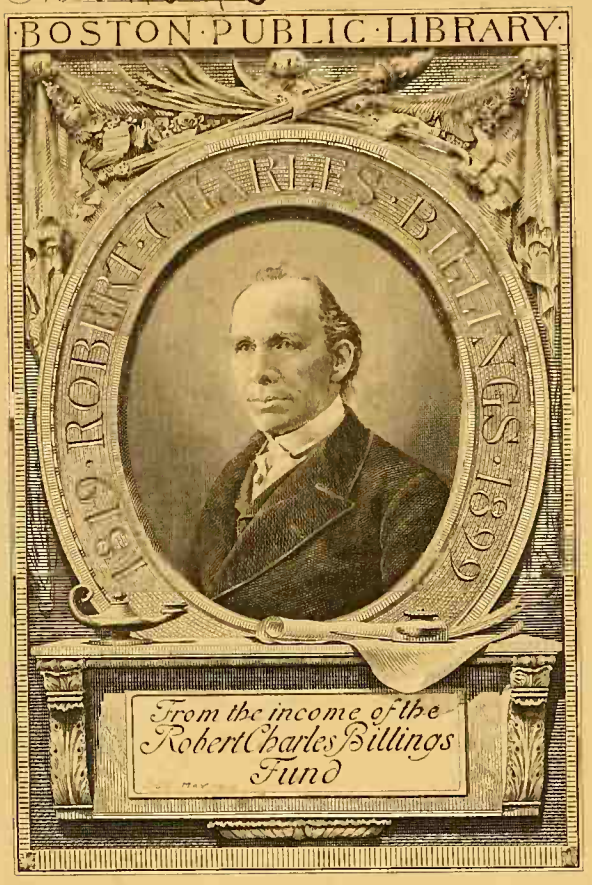
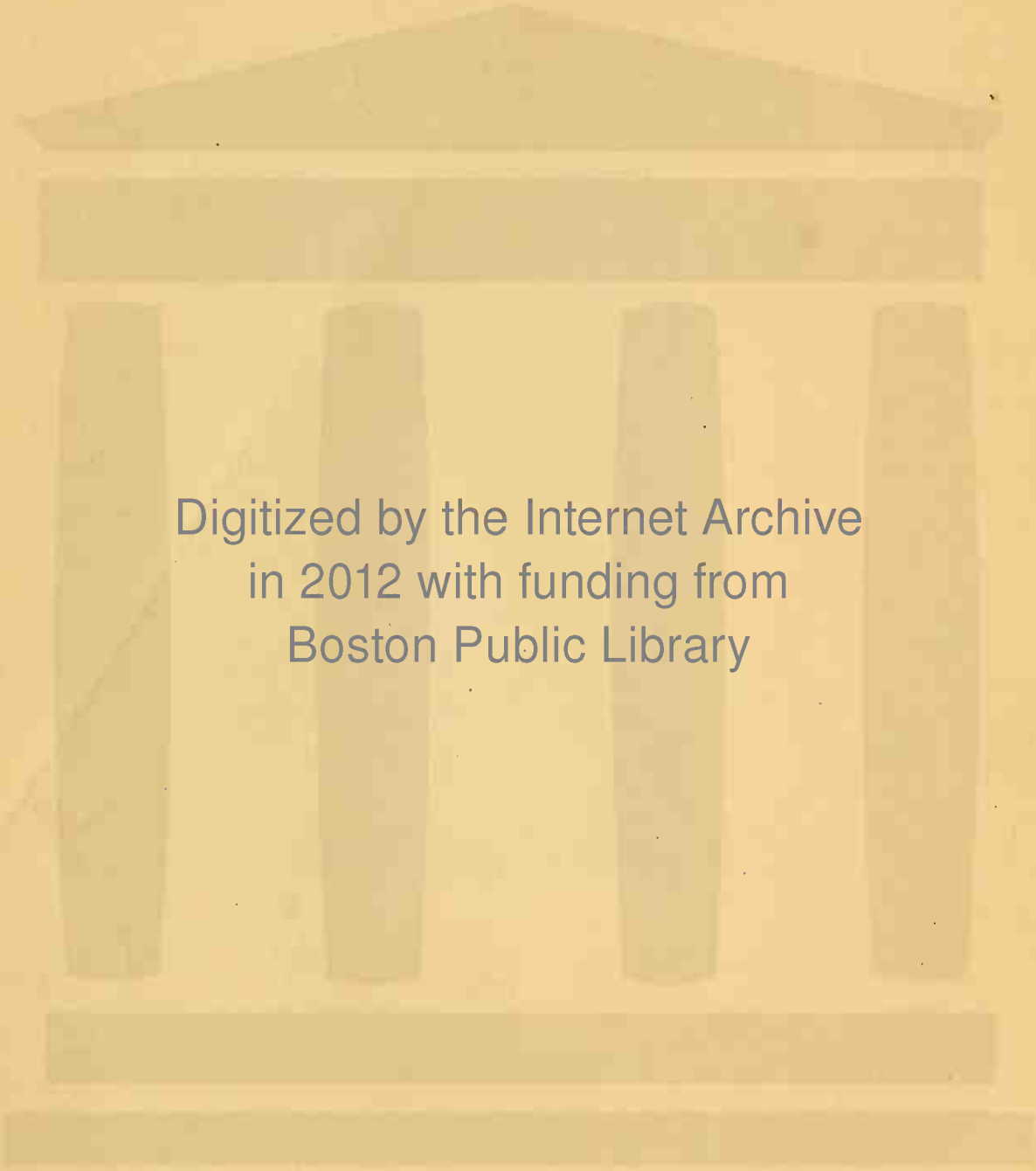
JENSEN

GESCHICHTE
DER
SCHRIFT

NB 2110.43
BOSTON PUBLIC LIBRARY





Digitized by the Internet Archive
in 2012 with funding from
Boston Public Library

http://www.archive.org/details/geschichtedersch00jens

GESCHICHTE DER SCHRIFT

VON

DR. PHIL. HANS JENSEN
PRIVATDOZENT AN DER UNIVERSITÄT KIEL

PUBLIC LIBRARY
OF THE
CITY OF BOSTON

MIT 303 ABBILDUNGEN

HANNOVER 1925
ORIENT-BUCHHANDLUNG HEINZ LAFAIRE

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT BY ORIENT-BUCHHANDLUNG
HEINZ LAFAIRE K.-G. HANNOVER 1925
PRINTED IN GERMANY

Billings
Mar. 8, 1926

DRUCK VON G. KREYSING IN LEIPZIG
KLISCHEES VON MUNDHENKE & BOLDT IN HANNOVER

VORWORT

Da in neuerer Zeit das Interesse an allem, was mit der Schrift zusammenhängt, offenbar sehr rege geworden ist, nicht nur im Kreise der Gelehrten, sondern auch bei den gebildeten Laien, so glaubte der Verf. eine fühlbare Lücke zu beseitigen, wenn er dem mehrfach ihm gegenüber geäußerten Wunsche nachkam, eine an der Kieler Universität gehaltene öffentliche Semestervorlesung über die Geschichte der Schrift in freilich bedeutend erweiterter Gestalt in Buchform herauszugeben.

An einer die neueren Forschungen auf diesem Gebiete verwertenden, umfassenden Geschichte der Schrift fehlte es bislang in Deutschland völlig; die vorhandenen Werke der Art sind entweder gänzlich veraltet (Wuttke, Faulmann) oder sie behandeln nur einzelne Teilgebiete (Danzel, Stübe u. a.), z. T. sogar in sehr dürftiger Weise. Das Gleiche gilt auch mehr oder minder von außerdeutschen Geschichten der Schrift (Lenormant, Klaproth, Berger, Taylor u. a.). Gerade die letzten Jahrzehnte haben eine solche Fülle von Erkenntnissen gebracht — ich erinnere an die Ergebnisse der Ausgrabungen in Kleinasien, Turkestan, auf Kreta, der Sinaihalbinsel und anderswo, durch die nicht nur bis dahin gänzlich unbekannte Schriften (und Sprachen) ans Tageslicht gefördert, sondern auch ungeahnte Zusammenhänge in der Schriftentwicklung aufgedeckt worden sind —, daß eine Geschichte der Schrift, die die genannten Entdeckungen noch nicht berücksichtigen konnte, eo ipso als veraltet gelten muß.

Der Verf. hat sich nun bemüht, sich in die sehr weitschichtige Literatur des Gegenstandes einzuarbeiten und daraufhin eine Geschichte der Schrift zu verfassen, die nach seinem Wunsche den gegenwärtigen Stand unserer Erkenntnis auf diesem Gebiet darstellen sollte. Daß er nichts übersehen habe, liegt ihm fern beanspruchen zu wollen, doch hofft er wenigstens alles Wesentliche beachtet zu haben. Für jeden Nachweis wichtiger übersehener Einzelheiten wie überhaupt für jeden wohlwollender Kritik entstammenden Vorschlag wird der Verf. stets dankbar sein aus dem Bestreben heraus, seinem Werke in zu erhoffenden künftigen Auflagen zu einer immer größeren Vollkommenheit zu verhelfen. Aus den Literaturangaben möge man jedoch keine Schlüsse ex silentio ziehen; sie sollen entweder Behauptungen im Texte aus Spezialuntersuchungen belegen oder dem Interessenten Wege zu eingehenderem Studium einzelner Probleme aufzeigen; erschöpfend sollen und können sie nicht sein. Da bei jedem wichtigeren Problem

eine kurze übersichtliche Geschichte der Forschung gegeben ist, so wird sich auch mancher Linguist und Philologe von Fach hier einen schnellen Überblick verschaffen können, auch gibt ihm das Buch die Möglichkeit, sich zuverlässigen Rat zu holen über die Schriftverhältnisse auf Gebieten, die ihm für gewöhnlich fern liegen. Dagegen erwarte er nicht, tausenderlei Einzelheiten epigraphischer und paläographischer Art zu finden; spezielle Handbücher über solche Dinge zu ersetzen lag dem Zwecke dieses Buches völlig fern.

Einen besonderen Wert des Buches glaubt der Verf. darin zu erkennen, daß er ihm eine Fülle von Abbildungen beigegeben hat, von denen in erster Linie die vergleichenden Tabellen, die teilweise auf T a y l o r schen Vorbildern beruhen, dem Verständnis der Entwickelung der Zeichenformen eine nützliche Hilfe bilden dürften.

Zum Schlusse möchte der Verf. nicht versäumen, seinen Dank auszusprechen zunächst an diejenigen, deren Vorarbeiten ihm die Abfassung des vorliegenden Buches erst ermöglicht haben, ferner aber auch dem als rührig und vielseitig interessiert bekannten Herrn Verleger, der keine Kosten gescheut hat, um dem Werke ein würdiges Äußere zu verleihen, endlich auch der Druckerei für die ansprechende Ausführung des Druckes.

Der Verfasser

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Vorwort V

Inhaltsverzeichnis VII

I. Einleitendes 1

II. Vorstufen der Schrift 8

III. Ideenschrift 13

IV. Wortschrift 20

Die Schrift der Azteken 21

Die Schrift der Maya 24

Die chinesische Schrift 26

Die ägyptische Schrift 40

Die Keilschrift 52

Die chetitische Schrift 61

Die altkretische Schrift 65

Die Bamumschrift 71

Die Schrift der Osterinsel 72

V. Silbenschrift 74

Die japanische Schrift 74

Die kyprische Schrift 82

Die Schrift der Vai-Neger 86

Die tscherokesische Schrift 88

VI. Buchstabenschrift 90

Allgemeines 90

Die altpersische Keilschrift 92

Die meroitische Schrift 98

Die Herkunft der semitischen Buchstabenschrift 99

Seite

Semitische Schriften 116
Die phönikische Schrift 117
Die althebräische Schrift 119
Die aramäischen Schriften 121
Die hebräische Quadratschrift 122
Die palmyrenische Schrift 125
Die syrische Schrift 126
Die nabatäische Schrift 129
Die arabische Schrift 130
Die südsemitischen Schriften 134
Schriftentlehnungen aus dem phönikischen Alphabet 140
Libysche und iberische Schriften 141
Indische Schriften 144
Griechische und davon abgeleitete Schriften 155
Die griechische Schrift 155
Schriften Kleinasiens 165
Italische Schriften 168
Die Runenschrift 178
(Die Oghamschrift) 184
Die gotische Schrift 186
Die koptische Schrift 187
Die slavischen Schriften 187
Die albanesischen Schriften 193
Die kaukasischen Schriften 195
Schriftentlehnungen aus dem aramäischen Alphabet 199
Die Kharoṣṭhī-Schrift 200
Die iranischen Schriften 203
Die sibirische Schrift 208
Die hochasiatischen Schriften 211

VII. Schluß 217

Nachträge 222

Index 224

I.

EINLEITENDES

Wenn die Sprache im engeren Sinne als „der gegliederte Ausdruck des Gedankens durch Laute“[1]) dasjenige Vermögen des Menschen ist, das ihn über die tierischen Vorstufen seiner Entwicklung hinaushebt; wenn sie einerseits der mehr oder minder klare Ausdruck bewußten Denkens ist, andrerseits eben als notwendiges Vehikel solchen Denkens diesem die unentbehrliche Grundlage zur Weiterentwicklung, zur Verfeinerung bietet[2]), so ist damit die entscheidende Bedeutung der Sprache für das Aufkommen einer menschlichen Kultur überhaupt genügend gekennzeichnet. Allein wie Weule[3]) sagt, beruht „alle Kultur auf der Anhäufung einer Masse von Einzelerfahrungen. Aber es müssen noch weitere Tätigkeiten hinzukommen, soll sie wirklich wachsen und gedeihen. Das sind die Festigkeit, einmal Erworbenes zu behalten und vor allem die Fähigkeit, es fortzubilden und zu vermehren.“ Diese Fähigkeit, erworbene Kulturgüter zu bewahren und ihren Besitz kommenden Generationen zu überliefern, ist verknüpft mit dem Besitze der **Schrift**. Während die Sprache Allgemeingut der Menschheit ist, während kein noch so tief stehendes Volk der Sprache und dazu manchmal einer überraschend entwickelten Sprache entbehrt, ist es mit der Schrift ganz anders. Wir kennen eine ganze Anzahl von Völkern, die es zu einer eigentlichen Schrift nicht gebracht haben. Aber eben daran, daß diese Völker im großen und ganzen auch auf einem ziemlich niedrigen Kulturniveau stehen geblieben sind, erkennen wir die Wichtigkeit der Schrift als Korrelats der Sprache für die kulturelle Aufwärtsentwicklung der Menschheit.

Sahen wir im vorhergehenden, daß Sprache und Schrift darin übereinstimmen, daß sie beide die Grundlagen für das Entstehen und die Fortentwicklung aller Kultur bilden, so läßt sich eine weitere Parallele aufweisen, wenn wir den Zweck beider ins Auge fassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein von seiner Umgebung völlig isoliertes Wesen niemals zu einer Sprache gelangen würde. Der Zweck der Sprache ist eben die Mitteilung von Gedanken, Gefühlen, kurz, innerer Erlebnisse an andere. Die Entstehung der Sprache setzt also einen Verkehr mit anderen voraus, der Mensch mußte aus einem ζῷον ein ζῷον πολιτικόν, aus einem Tier ein soziales Wesen geworden sein, ehe das Bedürfnis der Sprache vorliegen konnte. Man ver-

1) G. v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft[2], S. 3.

2) Fr. Müller, Grundr. d. Sprachwissenschaft Bd. I (1877), S. 43: „Erst dadurch, daß die Anschauung mit Hilfe des Lautes sich zur Vorstellung entwickelt, also der Laut zum Worte umgeschaffen wird — ist eine Analyse der Anschauungen und Vorstellungen in ihre einzelnen Teile, also ein Urteilen und Schließen möglich.“

3) Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet[15], 1921, S. 5.

gleiche, was W. Wundt[1]) darüber sagt: „Diese drei Gebiete (er spricht von Sprache, Mythus und Sitte) stimmen darin überein, daß sie durchaus an das gesellschaftliche Leben gebunden sind. Nicht nur geht ihre Entstehung jedem nachweisbaren Eingreifen einzelner und jeder geschichtlichen Überlieferung voraus, sondern auch nach dem Beginn des geschichtlichen Lebens erfahren sie fortan . . . gesetzmäßige Veränderungen, die aus den Veränderungen der geistigen Verbände selbst entspringen." Die gleiche Gebundenheit an das gesellschaftliche Leben gilt auch von der Schrift. Auch der Zweck der Schrift ist ja Mitteilung.

Allerdings tritt in diesem Punkte schon ein prinzipieller Unterschied zwischen Sprache und Schrift zutage. Zwar ist das gesprochene Wort geeignet, Bewußtseinsinhalte anderen Menschen zu übermitteln und dadurch die geistige Einwirkung der Individuen aufeinander zu ermöglichen — aber das gesprochene Wort ist doch nur flüchtig und schnell verklungen, und wenn auch im Gedächtnis aufbewahrt, ist es doch vor Entstellung und Fälschung nicht gesichert. Man denke an die leichte Wandelbarkeit so mancher ungeschriebener Volkssagen, -märchen und -lieder! Erst mit dem Augenblicke, da man begann, die schnell verhallenden Klänge in einen festen Körper, den der Schrift, zu bannen, da war der flüchtige Charakter der Sprache zu einem dauernden geworden. Da ist das Gesprochene nicht mehr auf die wenigen gerade anwesenden Hörer beschränkt, sondern sein Bereich ist räumlich wie zeitlich unendlich erweitert worden. Erst mit der Anwendung der Schrift „kann der enge Kreis, auf den sonst der Einfluß des Individuums beschränkt ist, bis zur Weite der ganzen Sprachgenossenschaft anwachsen, durch sie kann er sich über die lebende Generation hinaus, und zwar unmittelbar auf alle nachfolgenden verbreiten"[2]). Und so sagt denn auch Schiller mit Recht:

„Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken;
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt."

Die größere Reichweite in Raum und Zeit ist zweifellos ein Vorzug, den die geschriebene Sprache vor der nur gesprochenen hat. Und damit hängt ein Weiteres zusammen. Erst mit einem die Tradition unverlierbar bewahrenden Schrifttum kann sich bei einem Volke ein richtiges nationales Bewußtsein entwickeln. Man beachte die unendliche Zersplitterung schriftloser afrikanischer Neger oder amerikanischer Indianer in eine Menge von kleinen und kleinsten Stämmen gegenüber einer staatlichen Einheit in China, die nur zu verstehen ist auf der Grundlage uralter, durch eine ebenso alte Schrift bewahrter Tradition. Es ist bezeichnend, daß, wenn es sich darum handelte, die einheimische Kultur oder nationale Selbständigkeit eines Volkes aus irgend einem Grunde zu vernichten, die Axt an die Wurzeln seines Schrifttums gelegt wurde. So dürfte sich die barbarische Verbrennung der aztekischen Bücherschätze durch die Spanier erklären, als Cortez um 1520 Mexiko eroberte, so auch die Vernichtung der alten deutschen Literatur durch die eifernden Geistlichen Ludwigs des Frommen; erinnert sei endlich auch an den freilich nur teilweise gelungenen Versuch des chinesischen Kaisers Shi-hoang-ti, durch die 213 v. Chr. stattfindende Bücherverbrennung die bisherige Tradition mit einem Schlage zu vernichten, um dadurch der Ts'in-Dynastie eine völlig neue Herrschaftsgrundlage zu schaffen. In allen Fällen ist es eben das Bewußtsein von den ungeheuren nationalen und ethischen Werten, die in dem Schrifttum beschlossen liegen, das zu seiner Zerstörung Anlaß gab. Von welcher Bedeutung gerade die Schrift auch speziell für die Festigung des religiösen Bandes sein kann, zeigt sich in keiner Tatsache klarer als darin, daß die Mohammedaner die Um-

1) Völkerpsychologie, 1. Bd.: Sprache, 1. Teil, S. 30.
2) H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte[5] (1920), S. 373.

setzung des Korans aus der arabischen in eine andere Schrift für eine Entweihung halten, wie sie ja ihre Schrift geradezu für göttliche Offenbarung ansehen — ein Umstand, der es bewirkt hat, daß mit dem Islam auch die arabische Schrift zu den verschiedenartigsten Völkern gelangt ist, so wenig sie sich an und für sich für die schriftliche Darstellung ihrer Sprachen eignen mochte: so zu den Persern, den verschiedenen Türkvölkern, nach Afghanistan, Hindustan, zu den Malaien, ja sogar zu den Suaheli und den Haussa in Afrika. —

Wenn der Mensch das, was sonst nur an dem Ohre flüchtig vorüberrauscht, auch schreibt und ihm dadurch eine dauernde, der Nachprüfung fähige Form verleiht, lernt er den äußeren Ausdruck seiner Gedanken gleichsam in doppeltem Gewande kennen: als Laut und als Schriftbild. „Diese Zweiseitigkeit des Nämlichen muß ihn zum Nachdenken auch über die Sprache selbst führen, dahin, daß er, da Laut und Schriftzug gleiches bedeuten, dem Wesen nachspürt, das hinter beiden, beiden zugrunde liegt . . . Die Silben- und die Buchstabenschrift verhalf, wiewohl nicht überall, doch bei mehreren Völkern zur Einsicht in den Bau und die Gliederung der Sprache.“ [1]) Wir haben eine solche Wirkung der Schrift ohne Zweifel bei den alten Indern anzunehmen. Und noch etwas anderes ist die Folge dieser „Zweiseitigkeit des Nämlichen“. Während sich der Sprechende in der Regel ganz unmittelbar gibt, während er dem mündlichen Ausdruck nur bei besonders wichtigen, feierlichen Gelegenheiten eine strengere Kontrolle angedeihen läßt, ist der Schreibende dagegen, von dem Bewußtsein erfüllt, daß er durch die schriftliche Produktion in eine mehr oder minder weit ausgespannte geistige Gemeinschaft eintritt, wählerisch in seinem Ausdruck. Er schreibt anders als er sprechen würde. So kommt es denn, daß sich bei den der Schrift kundigen Völkern geradezu eine besondere Art des sprachlichen Ausdrucks für die schriftliche Darstellung herangebildet hat, eine besondere Schreib- oder Schriftsprache gegenüber der Sprechsprache. Besonders auffällig ist dieser Unterschied bei gewissen ostasiatischen Völkern, wie den Japanern, Chinesen, den vorderindischen Tamilen u. a.; er fehlt bekanntlich auch im Deutschen nicht ganz. Und je mehr bei einem Volke die Lese- und Schreibfähigkeit verbreitet ist, je entwickelter das allgemeine Schulwesen ist, desto wirksamer wird wiederum die Schriftsprache der gesprochenen gegenübertreten, desto intensiver wird von jener ein verfeinernder, erziehlicher Einfluß auf diese ausgeübt werden.

Mit den letzten Betrachtungen sind wir bereits zu der wichtigen Frage der gegenseitigen Einwirkungen von Schrift und Sprache aufeinander gelangt. Doch dies ist ein Kapitel für sich und würde, im einzelnen ausgeführt, den Rahmen der vorliegenden Arbeit überschreiten. Ich werde mich darauf beschränken, im Anschluß an das vorher Gesagte einige weitere Andeutungen zu geben in bezug auf die Einwirkung der Schrift auf die Gestaltung der Sprache, zumal da die umgekehrte Form der Einwirkung, nämlich die der Sprache auf die Ausbildung der Schrift, späterhin noch öfters zur Sprache kommen wird.

Die Schrift kann im allgemeinen einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der gesprochenen Sprache als solche nur dann ausüben, wenn die in ihr dargestellte Form der Sprache schulmäßig einem größeren Teil der Sprachgemeinschaft als absolut verbindliche Norm aufgezwungen wird. Es ist ja bekannt, daß bei modernen Kulturvölkern die sprachlichen Veränderungen sich bei weitem nicht mit der Schnelligkeit vollziehen wie bei kulturlosen Völkern oder wie in früheren Zeiten. Der hemmende, konservative Einfluß des allgemeinen Schulunterrichts ist unbestreitbar. „Unsere eigene Muttersprache hat in den letzten drei Jahrhunderten sehr viel geringere Veränderungen erlitten als in dem gleich langen Zeitraum vom dreizehnten bis ins sechzehnte oder in den drei Jahrhunderten vom zehnten bis ins dreizehnte

1) Wuttke, Gesch. d. Schrift und des Schrifttums, Bd. I (1872), S. 11.

Jahrhundert . . . Es gibt aber auch, z. B. unter den Eingeborenen von Amerika, Sprachen, die sich noch heutzutage so rapid verändern, daß die, welche sie jetzt sprechen, sich außerstande sehen würden, mit ihren Vorfahren oder ihren Nachkommen von der vierten oder fünften Generation an ein Gespräch zu führen"[1]). So erklärt sich auch, daß der oben berührte, in gewissen Sprachen Asiens herausgebildete Unterschied zwischen einer lediglich geschriebenen Sprache und einer gesprochenen in europäischen Sprachen viel weniger in die Erscheinung tritt, und zwar um so weniger, je verbreiteter die allgemeine Lesefertigkeit ist, die dadurch, daß die schriftsprachlichen Formen stets in der Erinnerung lebendig sind, eine beständige Korrektur der gesprochenen Sprache nach jener Norm vornimmt.

Wer weiß, ob nicht die stellenweise gesprochenen, analogisch gebildeten Formen „er *käuft*" (nach „*läuft*"), „*dreizig*" (nach „*zwanzig*" u. a.) u. dgl. m. schon längst in die gute Sprache eingedrungen wären, wenn nicht die geschriebene Sprache immer wieder die korrekten Formen vor Augen hielte! — Doch nicht nur hemmende, negative Einflüsse der Schrift lassen sich nachweisen, sondern auch positive. Wir finden in manchen Sprachen Wortformen, die wir als überschriftsprachliche Formen zu bezeichnen pflegen, das sind Formen, in denen die inkorrekte Schreibung die ursprünglich richtige Aussprache eines Lautes zu einer falschen gemacht hat. Nur ein paar Beispiele seien angeführt. Es ist eine der englischen Volkssprache seit langem geläufige Erscheinung, daß intervokalisches *d* oder *t* leicht in die Aussprache *r* übergeht, so in *what is the matter?* oder *ladder* (vgl. auch die niederdeutsche, besonders in Mecklenburg übliche Aussprache der dem hochdeutschen Leiter, Wetter und anderen entsprechenden Wörter). So wurde denn ein Wort wie das mittelenglische *parrock* (altenglisch *pearroc*) „Pferch" als *paddock* aufgefaßt und so geschrieben, und das den Gebildeten weniger geläufige, aus der Bauernsprache stammende Wort wurde nun von ihnen mit *d* gesprochen. Entsprechend ist es mit dem aus der Handwerkersprache stammenden Worte *pediment* „Fenstergiebel", das ursprünglich richtig *periment* lautete, heute aber nach der Schrift fälschlich mit *d* gesprochen wird[2]). Ein Beispiel aus dem Deutschen wäre das Wort „*Karnikel*", das sein unberechtigtes *r* daher erhalten hat, daß in einer dialektischen Aussprache *r* vor *n* nicht gesprochen wurde (z. B. in „Lärm", „warnen" u. a.) und infolgedessen ein richtiges „*Kanickel*" aus *caniculus* als schlecht gesprochenes „*Karnickel*" aufgefaßt und dementsprechend geschrieben und schließlich auch allgemein gesprochen wurde. Ähnlich steht es mit dem Worte „*Gauner*". Dieses hieß ursprünglich „*Jauner*", da es vom hebräischen *jānā*, ‚betrügen" stammt. Es kam in die Schriftsprache hinein in einer Gegend, in der man dialektisch *g* wie *j* zu sprechen pflegte (z. B. „*jut*" für „*gut*"); weil man gewohnt war, das gesprochene *j* als *g* geschrieben zu sehen, so schrieb man ebenfalls jenes ursprünglich nur durch Hören kennengelernte Wort mit *g*, welche Schreibung aber ihrerseits Veranlassung gegeben hat zur Aussprache mit *g*. — Auch das bei pedantischer Aussprache in „*stehen*", „ *gehen*", „*mähen*" erscheinende *h* erklärt sich in ähnlicher Weise. In den genannten Wörtern hat es ursprünglich gar keine Berechtigung (althochdeutsch *gān, gēn; stān, stēn; mæjen*). Es ist nur hineingekommen nach dem Vorbild der Schreibung „*sehen*", wo das *h* in der volkstümlichen Aussprache zwar längst verstummt ist, aber ursprünglich berechtigt war (vgl. got. *saihwan*), so daß heute, wenn ein Lehrer von seinen Schülern die Aussprache „*ge-hen*" usw. mit gesprochenem *h* verlangt, dies eine rein schriftmäßige, im Grunde aber völlig unberechtigte Aussprache ist. Es ließen sich noch manche weiteren Beispiele für eine Beeinflussung der gesprochenen Sprache durch ihre schriftlich fixierte Form beibringen, doch es mag hierbei sein Bewenden haben.

1) Whitney-Jolly, Die Sprachwissenschaft, 1874, S. 210/1.
2) Vgl. Horn, Überschriftsprachliche Formen. Engl. Stud. 54, 76 f.

So wird denn die frisch den Lippen entströmende Sprache in dem Momente, wo sie das Gewand der Schrift anzieht, gewissermaßen etwas ganz anderes. Damit, daß das Wort den Klang der Stimme, die besondere Art der Betonung einbüßt, verliert es seinen lebendigen, unmittelbar anregenden Zauber und geht in ein farbloseres, abstrakteres Dasein ein, freilich ein Dasein von unvergleichlich größerer Extensität. Dadurch, daß es möglich ist, jeden Augenblick das Geschriebene wieder in gesprochene Rede bzw. ohne Vermittlung der Rede direkt in Gedanken umzusetzen, wird die Schrift gewissermaßen zu einem Magazin, zu einem Ersatz des Gedächtnisses. „Denn was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen." Daß aber durch diese Emanzipierung vom Gedächtnisse der Vernachlässigung und Schwächung des Gedächtnisses Vorschub geleistet wird, läßt sich nicht bestreiten. Das wußten schon die Alten. Ich erinnere an den uns von Plato[1]) überlieferten ägyptischen Mythos, wonach dem Gotte Thot, als er die Schrift erfunden hatte, von dem Gotte Ammon vorgehalten wurde, nun würden sich die Menschen künftighin ganz auf schriftliche Aufzeichnungen verlassen, wodurch die Kraft ihres Gedächtnisses geschwächt würde. Und der gleichen Ansicht war auch Caesar, der, wie er davon spricht, daß die gallischen Kelten die religiöse Literatur nicht schriftlich, sondern nur mündlich, durch Auswendiglernen seitens der jüngeren Generation, überlieferten, meint, dies geschehe deshalb, weil die Schrift die Vernachlässigung des Gedächtnisses fördere[2]). Es ist ja bekannt, daß die lebendige Erinnerung bei Naturvölkern, ihr genealogisches und historisches Wissen viel weiter in die Vergangenheit zurückreicht als bei Kulturvölkern; und daß es den altindischen Brahmanen möglich war, den ungeheuren Text des Veda ohne das Hilfsmittel der Schrift mit allen kleinsten und allerkleinsten Details in Lautform und Betonung lediglich durch die Kraft des Gedächtnisses zu erhalten und weiter zu überliefern[3]), das erscheint uns modernen Menschen eine kaum glaubliche Leistung. Wenn so die Schrift auch die ursprüngliche Kraft und Frische des Gedächtnisses untergraben hat, so gleicht sie diesen Nachteil doch andererseits dadurch aus, daß sie es dem modernen Menschen ermöglicht, sich vor Überladung seines Gedächtnisses mit tausend und abertausend oft sehr unwichtigen Einzelheiten zu schützen. Unendlich viele Dinge, die seinen Geist zerstreuen und sein Gedächtnis zersplittern würden, werden dem Papier bis zu passender Verwendung anvertraut, ohne daß für ihre beständige Auffrischung gesorgt zu werden braucht. Eine unübersehbare Fülle von Ideen, von Tatsachen ruht im Gewande der Schrift in den Büchern einer Bibliothek beschlossen, um, wenn ihre Zeit gekommen ist, zu neuem Leben zu erwachen und wirksam mit einzugreifen in den Gang der kulturellen Entwicklung, unter Umständen noch nach Jahrtausenden.

Das darf man freilich wiederum nicht vergessen: das gleiche unmittelbare, frische Leben wie es die lebendige Rede hatte, wird man dem einmal in der Schrift erstarrten Worte nie wieder einhauchen können. Und damit kommen wir zu einem Punkte, der bei der Betrachtung des Verhältnisses zwischen Sprache und Schrift nicht vergessen werden darf: die Schrift ist gar nicht imstande, die gesprochene Sprache rein und vollständig wiederzugeben. Denken wir, was am nächsten liegt, an die Buchstabenschrift. Der Zweck eines praktischen Bedürfnissen dienenden Alphabets kann und darf gar nicht sein, die Laute einer Sprache in all ihren Feinheiten restlos wiederzugeben, sie von den ähnlichen Lauten einer anderen Sprache unterscheidbar zu machen. Es soll nur dazu dienen, „die innerhalb einer Sprache (bzw. eines Dialektes) vorkommenden Differenzen zu unterscheiden, und auch dieses braucht nur soweit zu geschehen,

1) Phaidros Cap. 59 p. 274 D.
2) Caesar, Bell. Gall. VI, 14.
3) H. Oldenberg, Die Literatur des alten Indien, S. 23.

als die betr. Differenzen von funktionellem Werte sind“[1]), d. h. soweit sie Unterschiede in der Bedeutung nach sich ziehen. So ist es, um ein Beispiel zu nennen, nicht nötig, in der Schreibung des Neuhochdeutschen zwischen dem velaren *x* (ach-laut) und dem palatalen *χ* (ich-laut) zu unterscheiden, die wir beide durch *ch* wiedergeben; denn die Aussprache des *ch* wird schon durch den vorhergehenden Vokal genau bestimmt. Z. B. *Fach* — *Fächer*, *sprach* — *sprechen*. Gäbe es in unserer Sprache ein palatales *χ* auch nach *a*, *o*, *u* oder ein velares *x* nach *e*, *i*, *ä*, *ö*, *ü*, dann würde allerdings eine genauere Unterscheidung der beiden Laute durch die Schrift empfehlenswert und wahrscheinlich auch zum Ausdruck gebracht sein, wie denn in anderen Sprachen in der Tat verschiedene Schriftzeichen für beide Laute vorhanden sind. — Bedenken wir weiter, daß es Buchstabenschriften gibt, die nur Konsonanten, nie oder selten Vokale ausdrücken! So wissen wir infolge dieses Umstandes im Ägyptischen bei der weit überwiegenden Zahl von Wörtern gar nicht, wie sie eigentlich gesprochen wurden, weil wir nur ihr Konsonantengerippe kennen; ähnlich ist es im Südarabischen und Phönikischen. Nur selten werden durch die Schrift Stärkeakzente zum Ausdruck gebracht, ebenso selten Tonhöhen — sprachliche Elemente, deren enorme Wichtigkeit für das Verständnis sprachlicher Veränderungen unbestritten ist und die wir recht eigentlich nur in noch jetzt gesprochenen Sprachen beobachten, d. h. dem sprechenden Munde ablauschen können.

So müssen wir denn bekennen, daß das Bild, das uns die Schrift von einer Sprache entrollt, immer nur eine sehr relative Richtigkeit besitzt, sobald uns die Kontrolle durch die lebende, gesprochene Sprache fehlt. Aber eben dieser Umstand hat die Sprachforschung immer von neuem angespornt, nach Mitteln und Wegen zu suchen, jene Mängel zu umgehen. Durch scharfsinnige Kombinationen, durch eingehende Vergleichung mit verwandten, noch lebenden Sprachen, durch Anwendung von richtig gewählten Analogieschlüssen ist es ihr gelungen, nicht nur vergessene Schriften zu entziffern, sondern auch längst verklungene Sprachen bis zu einem gewissen Grade wieder zu neuem Leben zu erwecken. Ich erinnere an das Altägyptische, dessen Hieroglyphen noch vor reichlich hundert Jahren ein Buch mit sieben Siegeln waren, ja an deren Entzifferung — obwohl sie bereits durch Champollion teilweise geschehen war — man noch vor etwa 60 Jahren nicht allgemein glauben wollte; oder an die Entzifferung der Keilschrift und die Wiedererweckung der verschiedenen in ihr geschriebenen Sprachen (Sumerisch, Babylonisch-Assyrisch, Altpersisch, Elamisch, Hethitisch u. a.) mit ihren weittragenden Folgen für das Verständnis asiatisch-europäischer Kulturzusammenhänge und Geschichte, für die Erweiterung aber auch des sprachlichen Horizontes und im Zusammenhang damit für die tiefere Erkenntnis sprachlicher Entwicklung.

So ist denn der Beginn des 19. Jahrhunderts, die Zeit der großen sprachlichen Entdeckungen in Ägypten, im Zwischenstromland, in Indien die Geburtsstunde der historischen Sprachforschung geworden. Die alten sprachlichen Entwicklungsstufen, wie sie im Babylonischen, im Sanskrit bekannt wurden, gaben der semitischen wie der indogermanischen Sprachforschung erst das richtige Fundament, und nun reihte sich mit Hilfe der neuen historischen Methode, mit der sich die vergleichende innig verband, eine glänzende Leistung an die andere. Heute steht die Sache so, daß eine wissenschaftliche Linguistik mit der Anwendung der historisch-vergleichenden Methode steht und fällt.

Hand in Hand mit der methodischen Erforschung der sprachlichen Entwicklungsgeschichte ging bald auch die Erforschung der Geschichte der Schrift. Es liegt auf der Hand, daß die Entzifferung der Hieroglyphen Ägyptens sowie der babylonisch-assyrischen Keilschrift das

1) Paul, Prinzipien d. Sprachgeschichte[5], S. 374.

Problem der Entstehung der phönikischen Buchstabenschrift aktuell machen mußte, woran sich dann weiter Fragen über Fragen schlossen. So wurden denn im Laufe der Jahrzehnte manche Probleme auf dem Gebiete der Entwicklung und Verwandtschaftsverhältnisse der Schriften der Erde gelöst, nachdem immer neue Schriften und Schriftsysteme bekannt geworden und an verschiedenen Stellen uralte Denkmäler längst verschollener Sprachen in eigenen Schriften dem Erdboden entrissen worden waren. Nicht unwesentlich gefördert wurde die Geschichte der Schrift, als die Völkerkunde ihre Hilfe lieh, indem sie die Vorstufen und Ansätze zu einer Schrift bei schriftlosen Völkern untersuchte und dadurch die Basis der Schriftgeschichte erheblich verbreiterte. In neuester Zeit hat auch die Vorgeschichte wertvolle Dienste geleistet, insofern es ihr gelungen ist, Vorstufen, ja möglicherweise sogar bereits Anfänge einer Schrift beim prähistorischen Menschen nachzuweisen.

So übersehen wir also heute eine gewaltige Zeitspanne, und gleichzeitig erkennen wir völlig klar, daß es mit der Schrift sich genau so verhält wie mit der Sprache: die Schrift ist nicht mit einem Male da, sie ist nicht eigentlich „erfunden" worden, ebenso wenig wie die Sprache, sondern genau wie diese ist sie aus keimhaften Ansätzen im Laufe langer Zeiten herausentwickelt worden und zu immer größerer Vollkommenheit gelangt. Mancherlei ist selbstverständlich bewußt hinzuerfunden worden, manches Mal sehen wir Absichtlichkeit am Werke, aber die Schrift im ganzen betrachtet ist ein Attribut kultureller Entwicklung. Genau wie in der Geschichte der Sprache sehen wir in der Geschichte der Schrift tiefbegründete Entwicklungstendenzen hervortreten[1]): in beiden ist das Gesetz des geringsten Widerstandes wirksam, demgemäß jede Veränderung in der Richtung vom Schwereren zum Leichteren, vom Komplizierteren zum Einfacheren verlaufen muß; in beiden finden wir eine zunehmende Abstraktisierung, eine gewisse Angleichung der Form an die sich steigernde Geistigkeit des Inhalts. Weit entfernt also, der Schrift nur den Charakter eines mechanischen Hilfsmittels bewußter Erfindung zuzuerkennen — daß sie es in einzelnen Fällen ist, soll nicht geleugnet werden und wird später zur Sprache kommen — sind wir eher geneigt, das Wort des Franzosen Philippe Berger[2]) zu unterschreiben: „*Comme les langues, les écritures sont des organismes vivants, soumis aux lois de la transformation.*"

In den nächsten Kapiteln soll nun versucht werden, den langen Weg der Entwicklung der Schrift aufzufinden und zu beleuchten. Allein das sei gleich von vornherein gesagt, daß „in der geschichtlichen Wirklichkeit die verschiedenen Stufen der Schriftentwicklung selten ganz scharf voneinander geschieden sind. Entweder setzen sich Formen primitiver Kultur bis in die höchsten Stufen fort, oder in einem Schriftsystem treten verschiedene Entwicklungsstufen gleichzeitig auf. Was wir in der historischen Betrachtung sondern, sind also in gewissem Grade nur die verschiedenen Prinzipien der Schriftbildung, die historisch nicht immer geschieden zu sein brauchen, sondern sich oft in einer historischen Form durchkreuzen".[3])

---

1) Schon Steinthal, Die Entwickelung der Schrift, 1852, S. 51, sagt: „daß die Schriftbildung nach gewissen Gesetzen des menschlichen Geistes, die den Völkern als Menschen innewohnen mußten, vor sich gegangen sei."

2) Ph. Berger, Histoire de l'écriture dans l'antiquité, Paris 1891, p. IX.

3) Stübe, Grundlinien zu einer Entwickelungsgeschichte der Schrift (Graphologische Monatshefte, München 1907).

II.

VORSTUFEN DER SCHRIFT

Soweit wir die Entwicklung des Menschen in die Vergangenheit zurückverfolgen können, hat ihm immer der Drang innegewohnt, sich irgendwelche Merkzeichen und Verständigungszeichen zu schaffen, und zwar zunächst wohl in Form von gewissen Gegenständen. Wenn es sich herbei auch nicht um eigentliche Schrift handelt, so können wir doch von **Vorstufen der Schrift** reden, da es sich auch bei diesen Vorstufen darum handelt, einen einfachen, auch in sprachlicher Form ausdrückbaren Vorgang zu fixieren.

Als eine solche Vorstufe können wir schon die **Steinhaufen** und **Einzelsteindenkmäler** ansehen, die man den Toten auf das Grab zu setzen pflegte, eine Sitte, die sich bekanntlich bis in die Gegenwart erhalten hat. Das sichtbare Zeichen soll die Erinnerung wachhalten an die dort bestattete Persönlichkeit, bisweilen auch, als sog. Kenotaph, ohne daß es sich um eine Grabstätte handelt.

Eine andere Vorstufe der Schrift erscheint in den **Kerbstöcken** oder **Kerbhölzern.** Hölzerne Stäbe wurden dazu benutzt, um durch Einschnitte den Betrag von Schulden oder dergleichen zu vermerken. Der Stab wurde in seiner Länge gespalten; die eine Hälfte nahm der Ausleiher, die andere der Entleiher an sich. Durch das genaue Aneinanderpassen der beiden Stabhälften aneinander war der Beweis über die Höhe der betr. Summe geliefert. Solche Kerbhölzer sind in Asien noch heutzutage weit verbreitet, so besonders bei den nordsibirischen Völkerschaften, aber auch in Ozeanien und Afrika.[1]) Früher wurden Kerbhölzer auch in Europa häufig angewendet, in Rußland, Deutschland, Frankreich, England. Im mittelalterlichen Latein wurden die Kerbhölzer *taleae*, auch *talia* oder *tallia* genannt[2]), und da man die Steuern auf solchen Hölzern anzugeben pflegte, so erhielt das lateinische Wort schon früh die Bedeutung „Steuer", eine Bedeutung, die sich bekanntlich noch in den aus *tallia* entstandenen modernen Wörtern französisch *taille*, italienisch *taglia*, portugiesisch *talha* erhalten hat.[3]) In England soll bis ins 19. Jahrhundert hinein die Quittungsleistung seitens der Staatsschatzkammer auf Kerbhölzern erfolgt sein.[4])

1) Ausführliches s. bei R. Andree, Ethnograph. Parallelen u. Vergleiche, 1878, S. 187/8.
2) Ducange, Glossar. med. et inf. latinitatis VIII (1887), S. 16.
3) S. Meyer-Lübke, Roman. etym. Wörterb., 1911, No. 8542.
4) Nach E. B. Tyler, Researches into the early history of mankind, Lond. 1865, zitiert bei Wuttke, Geschichte des Schrifttums, S. 62.

Als eine Art von Kerbhölzern lassen sich auch die sog. **Botenstäbe** betrachten, die vor allem der australischen Rasse eigentümlich zu sein scheinen. Man versteht darunter nach Weule[1]) „mit Schnittmarken versehene spannenlange Rundstäbe oder rechtwinklige Holzbrettchen", die dem Überbringer einer Botschaft mitgegeben wurden. In ihrer einfachsten Gestalt enthalten die Botenstäbe eine Anzahl gleichartiger Kerben, wobei jede Kerbe für eine bestimmte Person oder Örtlichkeit steht oder einem bestimmten Ereignis entspricht, je nachdem, was der Bote zu berichten hat. Bei jeder Kerbe erinnert sich der Bote an einen Teil seines Auftrags; der Kerbstock dient ihm also lediglich zur Unterstützung seines Gedächtnisses. Aber bei dem Botenstab läßt sich schon eine höhere Entwicklungsstufe beobachten. Diese wird dadurch erreicht, daß die Kerbengruppen, die einen und denselben Bedeutungsinhalt haben, auch äußerlich gleich sind oder daß die Einschnitte je nach Bedeutung sogar verschiedene Formen annehmen, wie letzteres z. B. bei einem in Abb. 1 dargestellten Botenstab der Boinji in Queensland der Fall ist.[2]) Der Inhalt der Botschaft ist eine Aufforderung zur Zusammenkunft an einem Versammlungsplatz, und die einzelnen Kerben sollen verschiedene Orte bezeichnen, die auf dem Wege nach jenem Platze zu passieren sind; so bedeutet a einen Sandhügel, b einen versandeten Bach, c wieder einen Sandhügel; a—c zusammen das Lagergebiet der Boinjis; d bedeutet das Gebiet bei Marion Downs, e Ebenen und offenes Flachland, f einen Ort bei Boulia, g den Hamilton River, h den Versammlungsplatz.

Abb. 1.

Auch in Europa kannte man in früheren Zeiten, stellenweise bis in die nahe Gegenwart hinein, Botenstäbe. Ein altnorwegisches Gesetz bestimmte, daß man im Falle eines Krieges oder Aufruhrs einen Botschaftsstock schneiden und durch das Land senden solle, und bei den Schweden wurde in gleicher Weise zur Zusammenkunft zum Thing aufgefordert oder ein Heeresaufgebot bekanntgegeben.

Von besonderer Wichtigkeit ist das Kerbholz dadurch geworden, daß es, wie Conrady im Anschluß an Chavannes gezeigt hat, in China der Vorläufer des geschriebenen Kontrakts gewesen und daß die chinesische Schrift letzten Endes aus der „Kerbschrift" entstanden ist. Conrady glaubt folgende Entwicklungsstufen feststellen zu können: „1. Ursprünglich war das Kerbholz wohl bloß mit den betreffenden Kerben, bald auch mit sonstigen aus- oder eingeschnittenen (und später mit aufgemalten) Merkzeichen versehen, die noch der Periode des symbolisch oder lautlich wirkenden Ornaments angehören. 2. Nachdem dann — mit aus diesem selber — die eigentliche Schrift entstanden war, trat sie zunächst an die Seite und endlich an die Stelle jener Merkzeichen. Hierauf fiel 3. die Kerbe ganz weg und wurde von dem durchschnittenen Schriftzeichen ersetzt".[3]) Daß auch diese dritte Stufe wirklich vorhanden war, beweist Conrady durch ein Stück (sog. „Beleg des Proviantamts") aus den Funden Sven Hedins in Lou-lan, worüber er bemerkt[4]): „Es enthält nämlich — als Holzstäbchen von der doppelten Breite der übrigen — auf der Vorderseite den zweizeiligen Kontrollvermerk der Revisionsbeamten in doppelter Ausfertigung und auf der Rückseite zwei dreimal wiederholte Unterschriften, wovon zum wenigsten die linke Serie nur noch halb vorhanden, weil schon senkrecht durchschnitten ist, während die Vorderseite den kräftigen Ansatz und die weitere Andeutung des Schnittes zeigt, der auch die noch erhaltenen beiden Ausfertigungen trennen und dabei zugleich die mittelste Unterschriftreihe der Länge nach teilen sollte." So wäre hier „das missing

1) Weule, Vom Kerbstock z. Alph., S. 65; siehe auch Andree, Ethnogr. Parallelen, 1878, S. 188 ff.
2) Nach Weule S. 64.
3) Siehe Schindler, Die Entwickelung der chines. Schrift aus ihren Grundelementen. Ostasiat. Ztschr. III (1915), S. 458.
4) Ebenda S. 459.

link, das Bindeglied zwischen der modernen und einer urältesten Form des Kontraktes gefunden".

Mit einer solchen Entwicklung braucht die einheimische Tradition der Chinesen nicht im Widerspruch zu stehen, daß die **Knotenschnüre** ihre älteste Art der Schrift gewesen seien. Wir kommen hiermit auf eine weitere Vorstufe zur Schrift zu sprechen, denn von einer eigentlichen Schrift kann auch bei jenen nicht die Rede sein, wenn man auch oft genug den Ausdruck „Knotenschrift" liest. Die Anwendung von Knoten als Schriftersatz ist bei verschiedenen Völkern belegt[1]), am bekanntesten sind die Knotenbündel, Quippu genannt, der alten Inkas im heutigen Peru geworden. Bei einem solchen Quippu waren an einer dickeren Hauptschnur, die verschieden lang sein konnte, eine mehr oder minder große Zahl von dünneren Fäden befestigt, die sich durch ihre Farbe voneinander unterschieden und in einfache oder kompliziertere Knoten geschürzt, teilweise auch untereinander verknotet waren (Abb. 2).[2]) Sowohl die Farben wie die Knoten hatten ihre besondere Bedeutung, aber auch die Reihenfolge der Fäden wie ihre Länge waren nicht gleichgültig. „Die Hauptgegenstände befanden sich am ersten Zweige und in der Nähe der Querschnur; je weiter ab von dieser, desto deutlicher war die abnehmende Wichtigkeit ausgedrückt. Stellten die Quippus z. B. die Bewohnerschaft eines Ortes dar, so befaßte der erste Faden die Greise, die 60jährigen und noch älteren, der zweite nannte die Zahl der Fünfziger, der dritte die der Vierziger usf., der letzte die der Säuglinge. Den Dingen wurde ein gewisser Rang beigelegt. War z. B. von Früchten Rechnung zu legen oder Bericht zu geben, so galt der erste Faden für Mais, der zweite für Roggen(?) der dritte für Erbsen, der vierte für Bohnen, der fünfte für Hirse usw. Oder handelte es sich um Waffen, so war die Folge: Lanzen, Pfeile, Bogen, Wurfspieß, Keule, Axt und Schleuder. Bei bloßen Zählungen wurde der Anfang mit der höchsten Ziffer gemacht".[3]) Aus dem Angeführten geht schon hervor, daß die Quippus vorwiegend, ja aller Wahrscheinlichkeit nach ausschließlich zu statistischen Zwecken verwandt wurden. Dagegen spricht auch meines Erachtens nicht, daß es besondere Beamte, die *quippu camayocuna* gab, denen das Knüpfen und Lesen der Knoten oblag. Wir haben uns diese Beamten wahrscheinlich als eine Art Archivare oder Registratoren vorzustellen, deren Aufgabe, das gewaltige statistische Material eines blühenden Reiches —

Abb. 2.

1) R. Andree, Ethnogr. Parallelen, 1878, S. 184ff.; Stübe, Grundlinien zu einer Entwickelungsgesch. d. Schrift, S. 12.
2) Aus: Tenth Annual Report of the Bureau of Ethnology 1888/9, by J. W. Powell, Wash. 1893, Plate XVI.
3) Wuttke S. 184/5; s. auch Andree a. a. O. S. 194ff.

Volkszählungen, Steuernachweise, Stammrollen u. dgl. — zu übersehen und zu bewahren, sicher nicht leicht gewesen sein mag. Wenn Garcilaso de la Vega[1]) behauptet, die Peruaner hätten durch die Quippus die Zahl der Gefechte, Gesandtschaften und königlichen Verordnungen bemerkt, aber den Inhalt der Botschaften und die Worte der Erlasse nicht ausdrücken können, so wird er damit die Schwäche des Knotensystems richtig wiedergegeben haben im Gegensatz zu Tschudi[2]), der meint, daß in den Quippus sogar Gesetzessammlungen, Chroniken, ja Gedichte aufbewahrt worden wären.

Da also, wie wir meinen, die Quippus lediglich Merkzeichen waren, zu deren Verständnis eine mündliche Erläuterung unerläßlich war, so dürfte sicher sein, daß wir den Schlüssel zu dem Verständnis der auf uns gelangten Quippus niemals erlangen werden, nachdem die mündliche Tradition seit mehreren Jahrhunderten erloschen ist. Auch der Umstand, daß sich der Gebrauch der Quippus bei den Hirten der Puna bis in die Gegenwart erhalten hat, hilft nicht viel, denn ihnen erleichtert er nur die Zählung ihres Viehs oder der verkauften Produkte.

Wir sind somit berechtigt, den Gebrauch der Knoten nicht als Schrift, sondern als bloße Vorstufe dazu aufzufassen.

Als eine besondere Art der Merkzeichen könnte man die **Unterscheidungszeichen** auffassen. Als solche wären sämtliche Orden, Wappen und sonstigen Abzeichen anzusehen; auch die Wirtshausschilder sowie die verschiedenartigen Symbole der einzelnen Gewerbe, wie etwa die Messingbecken des Barbiers, der metallene Handschuh des Handschuhmachers, der Schlüssel des Schlossers usw. Alles das geht in alte Zeiten zurück, ohne in der Häufigkeit der Anwendung auch in der Gegenwart etwas eingebüßt zu haben.

Teils als bloße Verzierung, teils aber auch als Unterscheidungszeichen dient die seit altersher gebräuchliche, bei einer ganzen Reihe von Völkern noch heute übliche besondere Behandlung der Haut des menschlichen Körpers. Entweder werden durch Einschneiden, Einbrennen oder Einätzen Narben auf der Haut hervorgebracht oder gleichzeitig damit besondere Farben oder Zeichen derselben einverleibt. Von diesem sog. Mankaverfahren muß die eigentliche **Tatauierung**[3]), das Anbringen von meist buntfarbigen Bildern und Zeichen durch Punktierung der Haut unterschieden werden. Insofern beide Verfahren dem Zweck der Unterscheidung, der Kennzeichnung dienen, finden die verschiedensten Beziehungen dadurch ihren Ausdruck, nämlich entweder die Stammeszugehörigkeit oder die Einordnung in Stände oder Kasten oder die Mitgliedschaft bei gewissen Banden oder Klubs; auch erreichte Volljährigkeit oder hervorragende

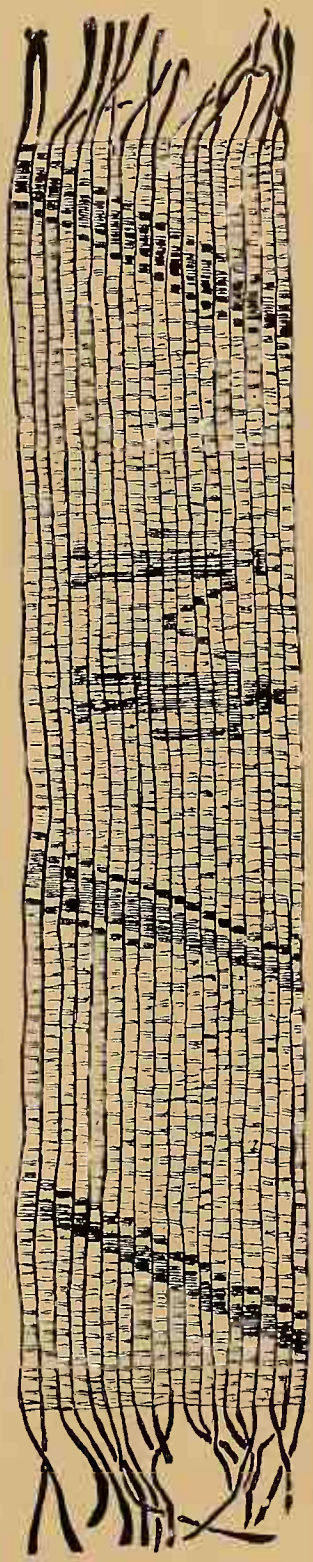


Abb. 3.

1) Historia general del Peru. Cordoba 1617.
2) Reiseskizzen aus d. Jahren 1838—42, St. Gallen 1846, Bd. II, 385 f.; s. auch Tschudi, Kechua-Sprache, 1853, I, 25.
3) Über beide Arten vgl. 10th Annual Report of the Bureau of Ethnol., Wash. 1893, S. 391 ff.; vgl. ferner die eingehende Darstellung von P. Cattani, Das Tatauieren, Basel 1922.

Tapferkeit oder besondere Bevorrechtung kann durch solche „Hautschrift" zum Ausdruck gebracht werden. Auch die religiöse Bedeutung des Tatauierens darf nicht übersehen werden. „Es ist ein uralter Brauch, daß derjenige, welcher einem Gotte dienen wollte, sich diesem gleichsam zu eigen machte, indem er ein auf ihn bezügliches Zeichen seinem Leibe einbrannte oder einätzte: dadurch bekundete er sich als dessen Angehöriger und Verehrer".[1]) Religiöse Motive, besser gesagt vielleicht Zauber- und Fetischwesen haben überhaupt sowohl was die Vorstufen der Schrift anlangt wie auch auf die Entstehung und Entwicklung der eigentlichen Schrift einen nicht geringen Einfluß gehabt, worauf mit einer gewissen Einseitigkeit freilich hingewiesen zu haben das Verdienst Th. W. Danzels ist.[2]) Ich brauche nur an die zahllosen Arten von Amuletten, magischen Symbolen, an Bildzauber und Zauberschriften zu erinnern, von denen die Völkerkunde vor allem der primitiven Völker viel zu erzählen weiß, Dinge, die aber auch bei hochkultivierten Nationen sich noch in mancherlei Überlebseln vorfinden.

Wir kommen endlich noch zu einer letzten Art von Schriftersatz oder Vorstufen der Schrift; hier tritt vor allem der Zweck der Mitteilung in den Vordergrund, der ja bei der eigentlichen Schrift ein Hauptkriterium bildet. Bei den Irokesen und Algonkinindianern Nordamerikas fanden sich Gürtel, die aus vier bis sechs Schnüren zusammengesetzt waren; an jeder Schnur waren mehr oder weniger aus bunten Muscheln herausgesägte, in der Mitte durchbohrte, ovale Scheiben aufgereiht. Nach dem irokesischen Namen der dabei verwandten Muscheln *(wampum)* pflegt man solche Gürtel **Wampumgürtel** zu nennen. Mit der besonderen Färbung der Muscheln war eine besondere Bedeutung verbunden: dunkle Farbe deutete auf Unangenehmes, schwarze oder violette auf Gefahr oder Feindseligkeit, weiße auf Glück, Frieden oder Wohlwollen, rote auf Krieg. Solche Symbolik legte es nahe, die Wampumgürtel zu Mitteilungen zu verwenden, indem ein Stamm etwa einem andern solche Gürtel zusandte. Dadurch, daß man außerdem noch farbige Figuren in den Gürtel hineinverflocht, wurde es sogar möglich, Kriegserklärungen, Bündnisse, Friedensverträge u. dgl. zu übermitteln. So bezeichnete „ein schwarzer Gürtel mit roter Farbe bestrichen und in ihm die weiße Figur einer Streitaxt nach einer Angabe die Kriegserklärung, laut einer andern Angabe war der ‚Kriegsgürtel' schwarz und enthielt das rote Abzeichen einer Axt. Zwei dunkle, zusammengelegte Hände im weißen Gürtel machten die Botschaft des Friedensabschlusses".[3]) Die Abb. 3 gibt einen besonders breiten Wampumgürtel wieder, der im Jahre 1682 von einem Indianerstamme dem bekannten Gründer Pennsylvaniens, dem Quäker William Penn, übergeben wurde. In der Mitte des weißen Gürtels sind durch schwarze Scheibchen zwei Figuren dargestellt; die eine ist ein Indianer, der der andern Figur, einem durch den Hut gekennzeichneten Europäer, die Hand der Freundschaft reicht. Der Wampumgürtel bestätigt den Abschluß eines Freundschaftsbündnisses, das zwischen W. Penn und den Indianern in dem genannten Jahre abgeschlossen wurde.[4])

---

1) Wuttke S. 112.
2) Danzel, Die Anfänge der Schrift, Leipzig 1912. Siehe bes. S. 89/90.
3) Wuttke S. 151; vgl. auch Andree S. 193 f.
4) Tenth Annual Report of the Bureau of Ethnol. S. 230 u. 231.

III.

IDEENSCHRIFT

Im Gegensatz zu den im vorigen Abschnitt besprochenen Vorstufen der Schrift pflegen wir von einer Schrift im eigentlichen Sinne erst zu reden, wenn der Zweck der Mitteilung nicht durch Gegenstände, sondern durch **zeichnende Tätigkeit** erfüllt wird. Daß Schrift und Malerei, Schreiben und Malen in enger Beziehung zueinander stehen, darauf weist schon ein sprachliches Moment hin, nämlich die Worte für „schreiben" selbst. Das gotische Wort *meljan* „schreiben" entspricht dem althochdeutschen *mālōn*, *mālēn*, unserem *malen* und hängt weiter zusammen mit litauisch *mėlys* „blauer Farbstoff", lettisch *melns* „schwarz", griechisch μέλας „schwarz"; das deutsche „*schreiben*", althochdeutsch *scrīban*, schwedisch *skriva* usw. ist aller Wahrscheinlichkeit ein frühes Lehnwort aus dem lateinischen *scribere* „schreiben", dessen Grundbedeutung „einritzen" gewesen ist, wie sein Zusammenhang mit griechisch σκαριφάομαι „einritzen, kratzen" und dem lettischen *skrīpāt* „einritzen" (vielleicht auch altnordisch *hrifa* „kratzen") beweist. Das griechische Wort γράφειν „schreiben" gehört zu unserem „kerben"; das englische *to write* entspricht dem altnordischen *rīta* „(Runen) einritzen" und dem deutschen *reißen*, das in *Reiß*zeug, Grund*riß* u. ä. erhalten ist. Das russische *pisat'* und das litauische *pẽszti*, die beide „schreiben" bedeuten, gehören etymologisch zu lateinisch *pingere* „malen" und altindisch *piṅkte* „er malt". Ähnliche Entsprechungen ließen sich aus noch weiteren Sprachen anführen; alle beweisen, daß der Ursprung der Schrift und zugleich ein wesentliches Merkmal derselben in Malereien oder Kritzeleien zu suchen ist. Ein zweites, bereits erwähntes Merkmal darf aber nicht fehlen: der Zweck der Mitteilung. Dieser ist es, der eine Schriftmalerei von einer Malerei als Kunstwerk, einem Gemälde unterscheidet. „Die Bilderschrift wird nicht angeschaut, sondern gelesen, d. h. dem Gedanken mittels der Sprache angeeignet; sie wird in ein fremdes Element, das des gegliederten Denkens, übertragen. — Weil sie mitteilt, ist sie bloßes Mittel, wird übergangen. Das Bild ist selbständig und hat seinen Wert in sich".[1])

Der Schritt, nicht nur Gegenstände, sondern Zeichnungen, Malereien zum Zwecke der Mitteilung zu benutzen, muß schon sehr früh gemacht worden sein. Schon im Paläolithikum, besonders aber in der jüngeren Steinzeit, finden wir, wenn wir von den bloßen Kritzeleien absehen, die lediglich als Äußerungen des Spieltriebs zu werten sind (vgl. Abb. 4, Felsritzungen [Petroglyphen] aus Jämtland in Schweden darstellend[2]), Zeichnungen, die, wie aus

1) Steinthal, Die Entwickelung der Schrift, 1852, S. 60.
2) Mannus XXVI (1921), S. 52.

gewissen schon konventionell gewordenen Elementen zu schließen ist, nicht nur aus der Freude an zeichnerischer Betätigung hervorgegangen zu sein scheinen, sondern auch schon dem Zwecke der Mitteilung, sei es an Zeitgenossen, sei es an kommende Geschlechter, gedient haben mögen.

In der Regel sind solche Malereien an den Wänden von Höhlen und Nischen, bisweilen auch an freien Felswänden angebracht worden und werden in solchem Falle als Petroglyphen bezeichnet; doch auch auf Steinen, Horn- oder Knochenstücken finden wir dergleichen Zeichnungen. Die ersten wurden wohl in Höhlen Südfrankreichs entdeckt, aber im Laufe der Zeit hat sich ein kaum übersehbares Material angesammelt aus allen möglichen Weltgegenden.[1]) Ein Beispiel einer prähistorischen Darstellung, wo es sich zweifellos um einen historischen Vorgang handelt, gibt die Abb. 5. Auf einem Renntierknochen erkennen wir zwei Pferdeköpfe, ferner eine nackte menschliche Gestalt, die einen Stab oder einen Speer in der Hand trägt, und einen Baum, durch die parallelen Strichelchen als Tanne charakterisiert. Neben dem Baum befindet sich eine Anzahl senkrechter und wagerechter Striche, anscheinend eine Hürde oder dgl. wiedergebend.[2]) Auch die berühmten schwedischen Felszeichnungen von Bohuslän, von denen Abb. 6 eine wiedergibt, sind mehrfach, vor allem von dem Schweden Holmberg, als Schriftmalerei oder Bilderschrift gedeutet worden.[3]) Eine solche Deutung scheint mir außer Zweifel zu sein bei einer Zeichnung wie der in Abb. 7 wiedergegebenen[4]), die am Eingang der Pasiegahöhle in Spanien 1911 gefunden wurde. Links oben auf der Zeichnung scheinen Höhlenräume dargestellt zu sein, rechts daneben das Fußpaar wird den Begriff des Gehens nach der Höhle versinnbildlichen und das unbekannte Zeichen ganz rechts mag entweder ein Verbot oder eine Aufforderung, nach der Höhle zu gehen, bezeichnet haben.[5])

Abb. 4.

Wir werden also in solchen Zeichnungen bereits die Anfänge eines Verfahrens erblicken dürfen, das bis in die neueste Zeit bei manchen Völkern geübt wurde und teilweise noch geübt wird: der Bilderschrift. Da man indessen auch eine Schrift wie die ägyptischen Hieroglyphen oder die älteste Form der Keilschrift u.a. als Bilderschrift zu bezeichnen pflegt, müssen wir die hier in Rede stehende Form doch etwas genauer charakterisieren. Während es sich, wie wir späterhin sehen werden, bei den ägyptischen Hieroglyphen um Bildzeichen handelt, denen ein Wort entspricht, also dort ein Zusammenhang zwischen Schrift und sprachlicher Ausdrucksform besteht, ist das bei den obigen Zeichnungen noch nicht der Fall. Es handelt sich da nicht um schriftliche Fixierung eines gegliederten sprachlichen Ausdrucks, sondern um die Darstellung eines ganzen Gedanken-

Abb. 5.

1) Vgl. Andree, Ethnogr. Parallelen, S. 258 ff.
2) Bei Helmolt, Weltgeschichte, Bd I (1920), S. 51.
3) Globus XVII, S. 360.
4) Bei Weule S. 35.
5) Zu dem ganzen Abschnitt vgl. A. J. Evans, Die europ. Verbreitung primitiver Schriftmalerei und ihre Bedeutung für den Ursprung der Schreibschrift. (Die Anthropologie und die Klassiker, übersetzt von J. Hoops, Heidelberg 1910.)

komplexes, der bei Umsetzung in die Sprache ganz verschiedene Ausdrucksformen annehmen könnte. So empfiehlt es sich denn, diese Art von Bilderschrift, die man auch als Piktographien bezeichnet hat, Ideenschrift zu nennen im Gegensatz zu der Wortbilderschrift, wie sie etwa in den ägyptischen Hieroglyphen vorliegt.

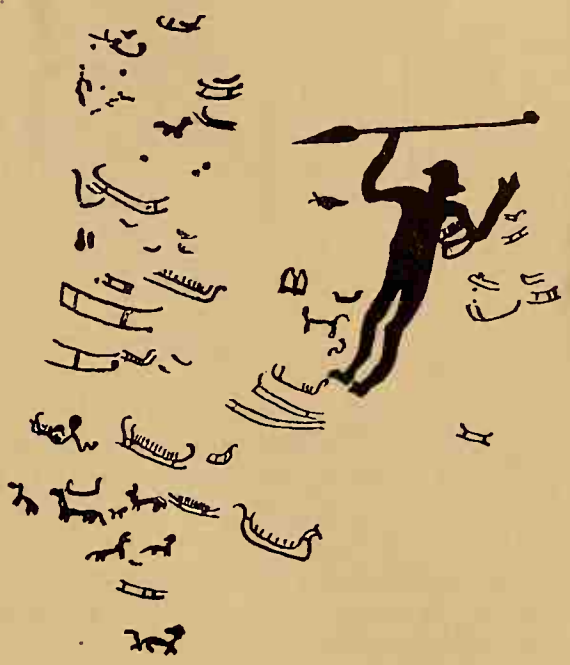


Abb. 6.

Die **Ideenschrift** hat eine überaus reiche Ausbildung erfahren vor allem bei den nordamerikanischen Indianerstämmen. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Schrift von der rein zeichnerischen Wiedergabe einzelner Gegenstände ausgehen muß, daß aber diese Wiedergabe ihre Grenzen hat. Aus Bequemlichkeitsdrang wird man einerseits darauf verzichten, alle Einzelheiten darzustellen: das Bild wird zu einer Umrißzeichnung, vielfach sogar zu einer nur flüchtig andeutenden, lediglich die Hauptmerkmale hervorhebenden werden. Andrerseits ist die Schwierigkeit vorhanden, unanschauliche, abstrakte Begriffe anschaulich wiederzugeben. Da muß dann die symbolische Darstellung eintreten. Die Ausgestaltung der Ideenschrift nach dieser doppelten Richtung hin läßt sich besonders klar erkennen in den genannten indianischen Bilderschriften. Ein gewaltiges Material ist hierüber zusammengetragen worden; ich verweise besonders auf den 4. und 10. Band der Annual Reports of the Bureau of Ethnology in Washington, woraus auch die folgenden Abbildungen entnommen sind.

Die Abb. 8 stellt den Verlauf eines Kriegszuges der Ojibwa-Indianer der Gegend von Mille Lacs gegen die Sioux dar. *a* bezeichnet den Lagerplatz der Ojibwa, die unter der Anführung des Shahâshking *b* standen. Sie griffen das Zeltlager *c* des in *e* abgebildeten feindlichen Häuptlings Shakopi an und zwar am St. Peters Fluß *d*. Die Ojibwa verloren einen Mann *f*, während sie fünf Sioux töteten, aber nur einen Arm eines Getöteten *g* als Trophäe heimbringen konnten. Die Linie *h* bedeutet die Marschroute, die senkrechte Linie *i* mit den seitlichen Verzweigungen eine in der Nähe des Lagers befindliche Prärie mit einigen Bäumen.

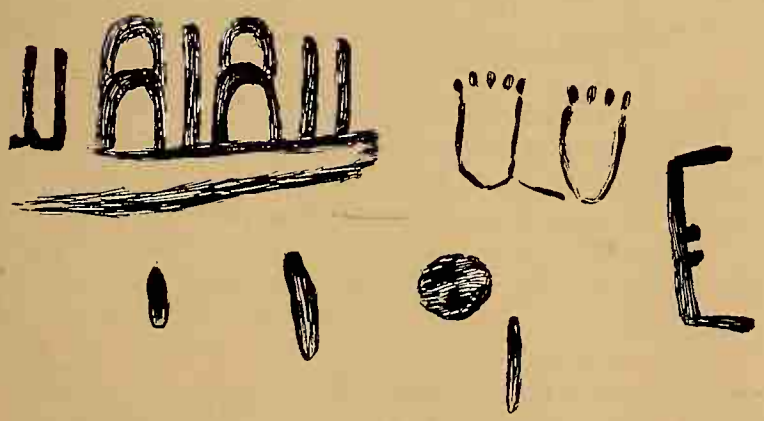


Abb. 7.

In ein anderes Milieu versetzt uns Abb. 9. Wir haben hier einen Liebesbrief eines Mädchens vor uns, die ihren Geliebten zu einem Besuche in ihrem Wigwam einlädt. Die Schreiberin *a*, die sich durch *b* als von dem Bär-Totem abstammend bezeichnet, und ihre beiden Freundinnen *e* und *f*, alle drei Christen

(Kreuz!), wohnen in den Wigwams *c* und *g*, die sich in der Nähe eines Sees *i* befinden; von *g* führt ein Weg an den Hauptweg *h*. Der Adressat ist ein junger Mann des Schlammfisch-Totems *d*, zu dessen Wigwam der Pfad *i* führt. *k* ist ein weiterer See. In dem Wigwam *c* erscheint die Hand der Schreiberin als Angabe des zu besuchenden Wigwams.

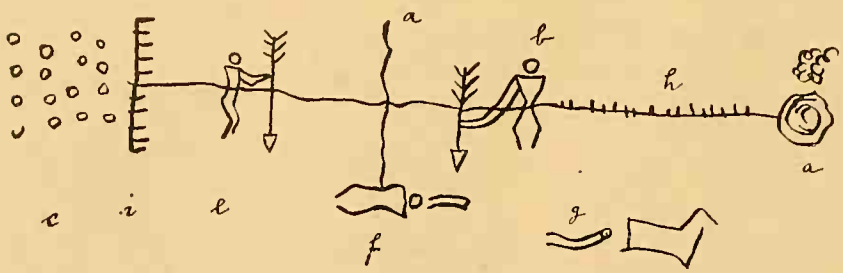


Abb. 8.

In Abb. 10 endlich haben wir einen Geschäftsbrief zu erblicken, d. h. ein Tauschangebot. Daß es sich um einen Tausch handelt, geht aus dem Kreuz hervor, das die Darstellung einer Gebärde ist, nämlich der gekreuzten Arme, Handel oder Tausch bedeutend. Der Schreiber ist willens, die Pelze der rechts in flüchtiger Umrißzeichnung wiedergegebenen Tiere, nämlich Büffel, Wiesel und Fischotter, einzutauschen gegen eine Flinte und dreißig Biberfelle.

Erwägen wir nun noch einmal, worin sich Piktographien, wie sie unsere Abbildungen zeigen, von eigentlichen Malereien unterscheiden, so lassen sich, abgesehen von dem Zwecke der Mitteilung bei den ersteren, noch folgende Unterschiede auffinden: Die Piktographie will nicht ein besonderes Sujet, sei es ein Mensch, ein Tier, ein Gegenstand, möglichst naturgetreu wiedergeben, sondern Zusammenhänge, Ereignisse oder Ideenkomplexe zur Darstellung bringen. Zu diesem Zwecke läßt die Piktographie alle Nebenumstände, die nicht unmittelbar zum Ausdruck der Absicht des Schreibers dienen, beiseite; die Darstellung wird so knapp gehalten wie möglich. Das führt weiter dazu, daß gewisse Bilder so vereinfacht werden, daß sie schließlich nur noch als Symbole gelten (das Kreuz in Abb. 10 als Abkürzung für das Bild gekreuzter Arme), ein Mittel, das man zur Wiedergabe abstrakter Begriffe schon von vornherein nicht entbehren kann (gekreuzte Arme Symbol für Tausch).

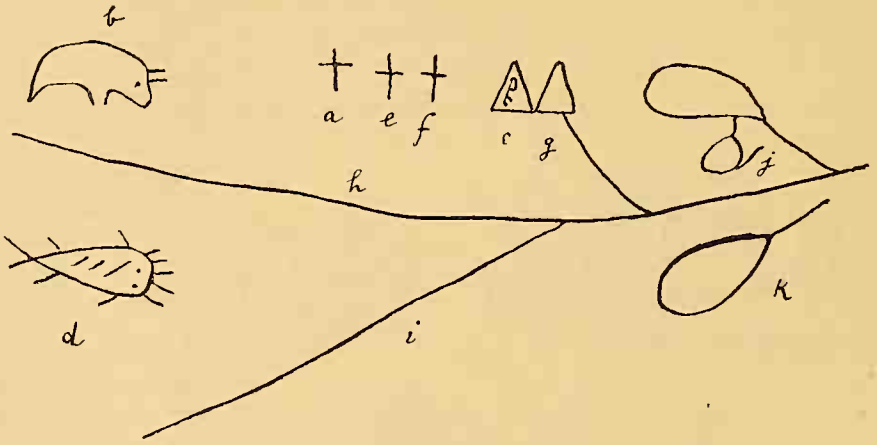


Abb. 9.

Man könnte sich denken, daß im Anschluß an diese Entwicklung nun auch ein weiterer Schritt von den Indianern getan worden wäre, nämlich der, daß bei mehr und mehr zunehmender Vereinfachung der Bilder schließlich der formale Zusammenhang zwischen Bild und darzustellendem Gegenstand so lose geworden wäre, daß an seine Stelle ein anderer Zusammenhang, der zwischen Bild und Laut, getreten wäre. Der Schritt ist nicht von ihnen getan worden. In Mexiko dagegen ist er, wie wir sehen werden, wenigstens in gewissem Grade vollzogen worden.

Daß die nordamerikanischen Indianer bei der reinen Ideenschrift stehen geblieben sind, ist um so verwunderlicher, als wir bei ihnen eine Verwendung der Ideenschrift vorfinden, wobei Sprache und Schrift schon in sehr enger Beziehung zueinander stehen. Während die gewöhnlichen Piktographien der Nordamerikaner mit einem Ausdruck aus der Ojibwasprache *kekinin* genannt werden, gibt es eine zweite Art von Bilderschriften, die *kekinowin* heißen. Letztere sind nur den Priestern oder „Medizinmännern" bekannt und zwar dienen sie gewissermaßen als mnemotechnische Hilfsmittel, um die magischen Gesänge und Zauberformeln in ihrem Wortlaut genau zu behalten. Nicht etwa, daß jedem Wort des Liedes ein Zeichen entspräche, sondern in der Weise, daß je ein Bild zu einem Satze oder einem Verse gehört. Wenn der Priester das Zeichen sieht, erinnert er sich an den im übrigen dem Gedächtnisse fest eingeprägten dazugehörigen Vers. Von einem 'Lesen' der Bilder kann also auch hier noch keine Rede sein, wohl aber stehen Bild und fester sprachlicher Ausdruck bereits in einem gewissen Zusammenhang, insofern als es eben nur eine mögliche Sprachform gibt, die dem betreffenden Bilde entspricht.

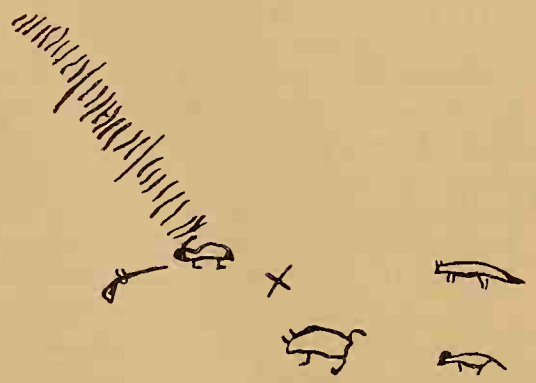


Abb. 10.

Die Abb. 11[1]) gibt ein *kekinowin* der Ojibwa wieder. Die Erklärung der einzelnen Zeichen, die von 1—7 rechtsläufig, von 8—14 linksläufig aufeinander folgen, enthält zunächst den entsprechenden Vers des Zauberliedes — es handelt sich um die Gewinnung der Zauberkraft —, ferner eine weitere Erläuterung dieses Textes.

Abb. 11.

1. Es ist feurig, was ich dir gab. (Gefäß mit Flammen; enthält einen zauberkräftigen Absud.)
2. Er wächst, der Baum. (Priester-Wigwam, an dessen Ecken Bäume wachsen.)
3. Ich decke die Erde mit meiner Länge. (Schlangen.)
4. Der Bär ist in meinem Innern (= in dem des Sprechers. Das bedeutet, daß er die Kraft des Bären-*Manidō* = Bären-Geistes besitzt.)
5. Er hat *Manidō* in seinem Munde. (Er besitzt die Kraft zu heilen, dadurch, daß er böse Geister aus dem Körper des Kranken heraussaugt.)
6. Der Habicht (von dem „Medizin" erlangt wird).
7. Ich, der ich rede. (Menschenkopf; die aus dem Munde kommenden Linien bedeuten „sprechen".)
8. Ich bin im Begriff zu gehen. (Bären-Geist spricht. Die Striche auf dem Rücken des Bären bezeichnen sein geistiges Wesen.)
9. Ich krieche fort. (*Mīgis*-Muschel; heiliges Emblem der Priesterschaft.)

1) 10th Ann. Rep. of the Bur. of Ethnol. Plate XIX; die Erklärungen daselbst S. 245.

10. Ruhepause.
11. Davon wünsche ich gehen zu können. (Der Sprecher redet den *Manidô* an, den er in Händen hält.)
12. Ich werde aufgefordert, dahin zu gehen. (Heilige Zelte mit Geistern darinnen.)
13. Ich gehe. (Fußspuren, nach einem Wigwam führend.)
14. Ruhepause.

Bilderschrift im Sinne der Ideenschrift findet sich nicht nur bei den Indianern — wenn sie bei ihnen vielleicht auch am meisten und auf einer verhältnismäßig vorgeschrittenen Stufe im Gebrauch ist — sondern auch an verschiedenen andern Stellen der Erde, so in Nordostsibirien, Inneraustralien, Ozeanien, Afrika.[1]) Es würde zu weit führen, auch diese Bilderschriften im einzelnen vorzuführen und zu besprechen; nur zwei in Afrika vorgefundene Arten der Ideenschrift seien noch kurz erwähnt, weil man gerade in Afrika — abgesehen von Ägypten — das Vorhandensein solcher vielleicht am wenigsten erwartet.

Da wird zunächst von einer Ideenschrift berichtet, die sich bei den Ekoi-Negern am oberen Kreuzfluß in Nigeria vorfinden soll und die Nsibidi genannt wird.[2]) Mit den Zeichen dieser Schrift werden von den jungen Frauen und Mädchen die Wangen und die Stirn bemalt; nach andern Gewährsleuten ist das Nsibidi eine Geheimschrift im Besitze einer bestimmten Gesellschaft, die die Zeichen als Zaubermittel benutzt. Unsere Abb. 12 stellt eine Anzahl

Abb. 12.

solcher Zeichen dar. Wie ersichtlich, ist die Schrift in der Darstellung abstrakter Begriffe bereits recht weit vorgeschritten (vgl. *e*, *f*), aber auch in der Wiedergabe konkreter Gegenstände zeigt sich schon eine starke Neigung zur Vereinfachung und Konventionalisierung (vgl. *c*, *d*). Die einzelnen Zeichen bedeuten Folgendes: *a:* eine Straße mit Menschen darauf (Fußspuren); *b:* viel Geld (als Geld dienen halbkreisförmig gebogene Kupferstangen); *c:* ein mit Geld beladener Händler kommt an eine Weggabelung; *d:* Streit zwischen Mann und Frau (ein Kissen trennt die einander den Rücken zukehrenden Ehegatten); *e:* heiße Liebe; *f:* zwei widerstreitende Zeugenaussagen (die gerade Linie bedeutet die wahre, die schlangenförmig gekrümmte Linie die falsche Aussage).

Einen Schritt weiter noch geht die Bilderschrift der Ewe-Neger in Togo, die eine gewisse Parallele zu den oben besprochenen Kekinowin der Indianer bietet. Wir erkannten, daß dort zu der schriftlichen Darstellung ein im Wortlaut völlig feststehender Text gehört, der nicht ohne weiteres verändert werden kann. Allein während dort ein ganzer Satz von mehr oder weniger großem Umfange durch ein einzelnes Bildzeichen dem Zauberpriester ins Gedächtnis gerufen wird, pflegen bei den Ewe Sprichwörter, die gleichfalls eine vollkommen feste sprachliche Form haben, durch mehrere Bildzeichen schriftlich fixiert zu werden in der Weise, daß die Hauptbestandteile des Satzes durch eben jene Zeichen angedeutet werden. Wenn also bei den Ewe von einer eigentlichen Wortschrift noch keine Rede sein kann, so könnte man doch hier schon eine Art Zwischenstufe zwischen der Ideenschrift und der Wortschrift annehmen

1) Vgl. Danzel, Anfänge der Schrift S. 104 ff., 120 ff., 130 ff.; ferner A. B. Meyer, Bilderschriften des ostind. Archipels und der Südsee (Veröff. d. Ethn. Mus Dresden 1881).
2) Weule S. 76 u. 77.

und mit Meinhof[1]) von einer „Satzschrift“ sprechen, falls man eben unter Satz den in eine feste sprachliche Form gekleideten Gedanken versteht. Ein Beispiel der Eweschrift gibt Abb. 13. Wir sehen links ein Knäuel mit einer Nadel, rechts ein Tuch; da der Webstuhl der Eweneger nur schmal ist, können darauf nur schmale Tuchstreifen gewebt werden, die dann aneinandergenäht werden. Das dazugehörige Sprichwort lautet: *abi etǭ avǭgā*, d. h. „Nadel näht Tuch großes“ = „kleine Dinge können Großes leisten“ oder „kleine Ursachen, große Wirkungen“.

Auch die älteste ägyptische Bilderschrift war noch reine Ideenschrift, wenngleich die Weiterentwicklung zu einer Wortschrift schon sehr früh erfolgt sein muß, so daß wir bereits in den ältesten uns erhaltenen Inschriften ein Gemisch beider Arten vorfinden. Die Abb. 14 zeigt einen Teil der berühmten Schminktafel, die der König Nar oder Narmer (ca. 3000 v. Chr.) dem Tempel von Hierakonpolis stiftete.[2]) Das längliche Oval bedeutet ein Land, der Kopf desselben die Bewohner des Landes. Der Falke ist ein Sinnbild des Königs. Daß der Falke den Kopf an einem Strick, der an den Lippen befestigt ist, zieht, bedeutet, daß der siegreiche König die Einwohner des eroberten Landes als Gefangene fortgeführt hat. Um anzugeben, daß die Anzahl der Gefangenen 6000 betrug, zeichnete man sechs Blätter der Lotosblume; da diese überaus reichlich in den ägyptischen Sümpfen vorkam, wurde sie das Symbol für die Zahl tausend. Es fehlte aber noch die Bezeichnung des Landes, und diese finden wir in den beiden Zeichen unterhalb der eben erklärten Gruppe: eine Harpune und ein von Wellenlinien erfülltes Viereck. Es handelte sich nämlich um das Land *wa*, und da der Name der Harpune damit fast gleich klang, so benutzte man das Bild der Harpune, um jenen Eigennamen schriftlich darstellen zu können; und um noch deutlicher zu zeigen, was *wa* hier bedeuten sollte, fügte man das Zeichen für See oder am See belegenes Land hinzu.[3]) Mit der Bezeichnung eines Eigennamens durch ein Zeichen von gleichem oder wenigstens annähernd gleichem Lautwert hat die ägyptische Schrift bereits eine höhere Stufe erreicht; es ist über die Ideenschrift hinausgelangt zu einer Wortschrift, zu einer Schrift, in der schließlich nicht nur Zeichen und Wortbedeutung, sondern auch Zeichen und Laut miteinander verknüpft sind. Diese weitere Entwicklungsstufe soll im nächsten Abschnitt ausführlicher betrachtet werden.

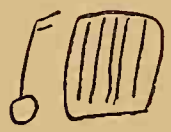


Abb. 13.

Abb. 14.

1) Meinhof, Zur Entstehung der Schrift (Ztschr. f. ägypt. Spr. u. Alt. 49).
2) Abgebildet in Helmolts Weltgeschichte², III. Bd, S. 235.
3) Nach Erman, Die Hieroglyphen, 1912, S. 14.

IV.

WORTSCHRIFT

Die bisher betrachteten Schriftarten hatten das gemeinsam, daß sie mit der entsprechenden sprachlichen Ausdrucksform nur lose im Zusammenhang standen. Zwar konnten und mußten derartige Mitteilungen, von dem Eingeweihten wenigstens, eindeutig durch einen oder mehrere bestimmte Sätze wiedergegeben werden; aber einerseits blieb in der Wahl der Bilder bzw. bildlichen Zeichen der Individualität des Schreibers ein gewisser Spielraum, andererseits konnte die sprachliche Form niemals mit der schriftlichen Darstellung zur Deckung gebracht werden, d. h. mit anderen Worten: den einzelnen Bestandteilen des Satzes, den Wörtern, entsprachen nicht einzelne Zeichen. Ein gewaltiger Fortschritt wurde nun zweifellos eben dadurch erzielt, daß bestimmte Bilder eine konventionelle Form annahmen und damit allgemeine Gültigkeit erlangten. Das konnte aber nur dadurch geschehen, daß die Bildzeichen gleichzeitig zum Ausdruck einzelner Worte wurden. Es darf vermutet werden, daß die Zahl solcher Wortbilder anfangs gar nicht übermäßig groß zu sein brauchte. So lange die Schrift fast ausschließlich zu wichtigen Aufzeichnungen religiösen oder historischen Charakters verwandt wurde, noch nicht für die tausenderlei Bedürfnisse des alltäglichen Lebens, so lange konnte sich der konventionelle Stil solcher Aufzeichnugen mit einem verhältnismäßig wenig umfangreichen Bilderschatz begnügen. Im weiteren Verlaufe stellte sich naturgemäß das Bedürfnis nach Erweiterung des Vorrats an Wortbildern ein; völlig neue kamen in Gebrauch oder es wurden durch Veränderung oder Zusammensetzung vorhandener weitere Bilder geschaffen. Auch die symbolische Darstellung abstrakter Begriffe, deren Anfänge wir bereits in der Ideenschrift erkannten, machte weitere Fortschritte.

Die Rücksicht auf eine bequeme Verwendbarkeit der Bilderzeichen führte allmählich dazu, daß diese mehr und mehr vereinfacht und stilisiert wurden; so ist es denn kein Wunder, daß schließlich die Diskrepanz zwischen der bildlichen Darstellung und dem, was ihr in dargestellt werden sollte, überaus groß werden konnte, so groß, daß schließlich das Form und Bedeutung verbindende Band ganz abreißen konnte und das rein lautliche Äquivalent des Bildes die Oberhand bekam: das Bild war nicht mehr Darstellung der Bedeutung eines Wortes, sondern nur noch eine farb- und sinnlose Fixierung eines bestimmten Lautkomplexes. Und so konnte es denn auch geschehen, daß, wenn an dem gleichen Lautkomplex mehrere, in keiner Weise zusammenhängende Bedeutungen hafteten, ein und dasselbe Bild zur Wiedergabe dieser sämtlichen Bedeutungen verwertet werden konnte, wie wir es beispielsweise in den ägyptischen Hieroglyphen immer wieder vor uns sehen. Eine weitere Folge davon war, daß nun auch ab-

strakte Begriffe rein lautlich in großem Umfange leicht wiederzugeben waren, und dadurch erst wurde die Wortschrift einer literarischen Verwendung wirklich fähig. Die Ausgestaltung der Wortschrift zu einer Silbenschrift ist endlich nichts weiter als die letzte Konsequenz der angedeuteten Entwicklung.

Wir werden im Folgenden die verschiedenen Wort-Bilderschriften darzustellen versuchen; gerade bei den wichtigsten von ihnen, der chinesischen, ägyptischen und der Keilschrift, werden wir den oben geschilderten Entwicklungsprozeß am weitesten vorgeschritten sehen. Wir werden darum ihre Besprechung zunächst noch zurückstellen und mit denjenigen Schriftsystemen beginnen, deren Entwicklung erst teilweise über die Ideenschrift hinaus zu einer Wort-Bilderschrift gelangt ist. Zu diesen gehören vor allem die Bilderschriften der Azteken im alten Mexiko und der Maya in Yucatan.

Die Schrift der Azteken.

Die Azteken sind laut ihrer eigenen Überlieferung aus einem Lande, dem sie den Namen *Aztlan* (vielleicht „Land des Reihers“[1]) gaben, von Nordwesten her in das Gebiet des Plateaus von Anahwak im nördlichen Mexiko eingewandert, von wo sie die sagenhaften Tolteken verdrängt haben sollen. Die Einwanderung mag sich im 10. bis 11. nachchristlichen Jahrhundert vollzogen haben und zwar vermutlich in mehreren Etappen. So wird als unmittelbarer Vorläufer der Azteken der Volksstamm der Tschitschimeken genannt; alle genannten Völker gehören übrigens zu der Gruppe der auch sprachlich untereinander verwandten Nahwa.

Abb. 15.

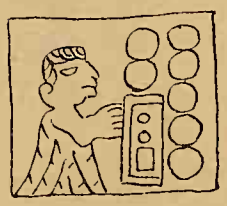


Abb. 16.

Die Azteken hatten bereits eine ziemlich hohe Kultur geschaffen, als die unter Cortez das Land erobernden Spanier um 1520 mit ihnen bekannt wurden. Unter anderem besaßen sie ein ziemlich reich entwickeltes Schrifttum. Die darin angewandte Schrift war eine Bilderschrift, und zwar teils eine Ideenschrift, teils eine Wortschrift, deren Hüter und Kenner die Priester waren. Geschrieben wurde auf Steinen, Häuten, ja sogar einer Art aus Pflanzenstoffen hergestellten Papiers. Vermutlich ist die Technik des Schreibens sowohl wie die Gestaltung der Schrift selber von den Vorgängern der Azteken, den Tolteken, übernommen worden. Leider ist durch die fanatische Zerstörungswut der spanischen Geistlichen, die mit Cortez und nach dem Untergang des Aztekenreiches in noch größerer Zahl in das Land kamen, der größte Teil jenes Schrifttums auf immer der Vernichtung preisgegeben worden. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurden die letzten Aufzeichnungen in einheimischer Schrift verfaßt; schließlich aber mußte diese der weit bequemeren und leichter erlernbaren lateinischen, von den Spaniern herübergebrachten Schrift den Platz räumen.

Was nun die Schrift der Azteken angeht, so verhält es sich im allgemeinen damit so, daß in den zusammenhängenden Texten, z. B. dem die Auswanderung der Azteken aus ihrer Urheimat berichtenden Codex Boturini[2]) die eigentliche Handlung in Ideenschrift (Piktographie) dargestellt wird, während Eigennamen, gelegentlich auch andere Wörter, in einer

1) Vgl. jedoch Seler, Ges. Abh. z. amerik. Sprach- u. Altertumskunde II (1904), S. 46.
2) Veröff. von Kingsborough in seinen Mexican Antiquities, Bd. I. London 1831.

Wortschrift ausgedrückt zu werden pflegen. Ja, wir haben auch Bilderhandschriften, die in reiner Ideenschrift geschrieben sind. Ein Beispiel dafür mögen die folgenden „Übersetzungen" des fünften und siebenten Gebotes sein[1]) (Abb. 15 und 16). In Abb. 15 ist ein Mann mit einem Schwert in der Hand dargestellt, demgegenüber ein bärtiger Mann abwehrend die Hand ausstreckt: du sollst nicht töten! Die fünf Kreise links bedeuten, daß es das fünfte der zehn Gebote ist. Das Entsprechende gilt von den sieben Kreisen in Abb. 16. Hier sehen wir einen Mann, der sich an einem Türschloß (oder einer Truhe?) zu schaffen macht. Solche Fälle würden also streng genommen in unserem vorhergehenden Kapitel zu besprechen gewesen sein.

Eine Darstellung, in der neben der reinen Ideenschrift auch einzelne Wortbilder erscheinen, sehen wir in Abb. 17.[2]) Es handelt sich hier um einen Ausschnitt aus der Geschichte der Auswanderung der Azteken. Links sehen wir die wandernden Azteken; die schwarzen Fußspuren bezeichnen den Weg. An einem bestimmten Orte (*Tamoanchan*), bei einem unter einem in

Abb. 17.

Stücke brechenden Baume stehenden Altar findet eine Trennung der eigentlichen Azteken von den acht übrigen mit ihnen ziehenden verwandten Stämmen statt, die oben rechts durch Wortbilder angedeutet sind, und die, wie die dabei befindlichen Fußspuren zeigen, nunmehr ihren eigenen Weg einschlagen. Unmittelbar darunter ist der Abschied dargestellt: zur Linken steht ein Azteke, zur Rechten ein Vertreter der übrigen acht Stämme. Letzterer wird durch das unter seinem Auge befindliche Wortbildzeichen für Wasser als weinend dargestellt. Die über dem vierten Stammeszeichen befindliche Figur soll den Sternenhimmel bezeichnen und auf die nächtliche Unterredung hindeuten, die zur Trennung der Stämme führte. — Die Szene rechts von dem Altar scheint ein Mahl (Opfermahl?) darzustellen.

Wie gesagt, treten schon auf der soeben besprochenen Abbildung einzelne Wortbildzeichen (eigentliche Hieroglyphen) auf; so z. B. das Zeichen für Wasser (Abb. 18). Andre Zeichen geben die Abbildungen 19—22 wieder. Schwieriger war es natürlich schon, abstrakte Begriffe durch Bilder zu veranschaulichen. Da mußte man zur symbolischen Darstellung

1) Seler, Gesammelte Abh. I (1902), S. 296/7.
2) Aus Seler, Ges. Abh. II, S. 35.

greifen, und auch diese findet sich zahlreich vertreten. So wurde beispielsweise der „Tod" durch einen Totenschädel (Abb. 23), „verwitwet" durch ein Auge, aus dem Tränen herabfallen (Abb. 24), „Krieg" entweder durch Bogen und Pfeil oder durch Wasser und Feuer (Abb. 25) symbolisiert.

Besonders wichtig ist der Umstand, daß die Azteken mit ihrer Wortschrift bereits den Schritt zu phonetischer Schreibweise getan haben, m. a. W. daß das einzelne Wortzeichen nicht nur einer bestimmten Bedeutung, sondern gleichzeitig einem bestimmten Lautinhalt entsprach. So konnte man unter Nichtberücksichtigung der Bedeutung, die mit dem Zeichen eigentlich und ursprünglich verknüpft war und auch weiter blieb, das gleiche Zeichen verwenden, um ein gleich oder ähnlich lautendes Wort zu bezeichnen. Dies Verfahren, das, wie wir sehen werden, in der ägyptischen Hieroglyphenschrift von einschneidender Bedeutung geworden ist, ist bei den Azteken nicht über die Anfänge hinausgekommen. Es wurde nur verwandt, um Orts- oder Personennamen wiedergeben zu können. Wir würden in solchem Falle auch von einer Rebusschrift sprechen können, denn auch bei der Auflösung eines Rebus kommt es bekanntlich nur auf den Klang, die „Lautung" des betreffenden Bildes an. So könnte man beispielsweise den Namen „*Einstein*" im Deutschen

verkürzt für:

Wasser

Abb. 18.

Haus

Abb. 19.

Stein

Abb. 20.

Habicht

Abb. 21.

irdenes Gefäß

Abb. 22.

Tod

Abb. 23.

verwitwet

Abb. 24.

durch Nebeneinanderstellung einer 1 und eines einen Stein darstellenden Bildes als Rebus wiedergeben. Die Auflösung ergibt natürlich nur in derjenigen Sprache den richtigen Namen, der dieser angehört, im angeführten Beispiel also nur im Deutschen; ein Engländer z. B. würde *Onestone* aus dem Rebus herauslesen.

Während also, wie wir früher schon sahen, die eigentlichen Piktographien und auch die sogenannten Satzbildschriften Pasigraphien sind, d. h. in jeder beliebigen Sprache gelesen werden können, muß man bei der Entzifferung der lautgemäß geschriebenen Wortbilder von der einheimischen Sprache ausgehen. Ein paar Beispiele mögen das Gesagte näher erläutern. Es sei jedoch noch darauf hingewiesen, daß die Wortausgänge *-tl*, *-itl*, *-tli*, *-li* nicht zum Wortstamm selbst gehören, sondern ein bloßes Individualisierungssuffix sind.

In Abb. 26[1]) sehen wir den Namen *Teocaltitlan* („Tempelleute", *teo-cal-li* = „Gottes-haus, Tempel") hieroglyphisch wiedergegeben. Links unten befindet sich das Bildzeichen für Lippen (*te-n-tli*), rechts daneben ein durch Fußspuren gekennzeichneter Weg (*o-tli*). Darüber steht ein Haus (*cal-li*), und rechts neben ihm ist das Zeichen für Zähne (*tlan-tli*) angebracht. Es sind also alle Bestandteile des obigen Wortes mit Ausnahme der Silbe *-ti-* zum Ausdruck gebracht worden.

Das auf Abb. 27[2]) gegebene Bild ist eine Hieroglyphe für den Ortsnamen *kwauhnawac* („am Walde"). Der erste Bestandteil des Wortes, *kwauh-*, der „Baum" oder „Wald" bedeutet, ließ sich durch die entsprechende Hieroglyphe bequem wiedergeben; nicht so einfach war es mit *nawac* „an". Man substituierte dafür das ähnlich klingende *nawa-tl* „Rede, Sprache" und schrieb

1) Berger, Hist. de l'écr. dans l'ant., p. 26.
2) Aus Weule, Vom Kerbstock zum Alphabet[15], S. 88.

demgemäß das hierfür gebräuchliche Zeichen, nämlich einen Mund mit Zunge. Besonders wichtig, ja unentbehrlich mußte das geschilderte Verfahren der lautgemäßen Wiedergabe werden, wenn es sich um fremde Namen handelte. Da mußte die Bedeutung überhaupt außer Spiel bleiben. Die lautliche Übereinstimmung war in den meisten Fällen freilich auch nur eine annähernde. So wurde z. B. der spanische Name (*de*) *Poga* durch die Hieroglyphe des lautlich ähnlichen *poc-tli* „Atem, Rauch" bezeichnet (s. Abb. 28).[1])

Dieser „Rebusschrift" bedienten sich anfangs auch die spanischen Missionare, um den Azteken das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser usw. im lateinischen Wortlaut, aber in der einheimischen Bilderschrift zu übermitteln. Es war nicht gerade eine leichte Aufgabe, die lateinischen Laute durch entsprechende aztekische zu ersetzen, zumal da der einheimischen, zu der Sprachfamilie der Nahwa-Sprachen gehörigen Sprache einige Laute, wie *f, g, r, d*, überhaupt abgingen. So mußte man sich mit Annäherungen behelfen. Um ein Beispiel zu geben, führe ich den Anfang des lateinischen Paternosters an, welches sich fragmentarisch in der Stadtbibliothek von Mexiko erhalten hat[2]) (Abb. 29). Das erste Zeichen lautet *pa-n-tli* („Fahne"), das zweite *te-tl* („Stein"), das dritte *noš-tli* („Feigendistel"), das vierte wieder *te-tl* („Stein").

Wasser (l.) und Feuer (r.) = Krieg
Abb. 25.

Abb. 26.

Abb. 27.

Abb. 28.

Wir würden also die Zeichengruppe rein lautlich folgendermaßen lesen können: *pa-te noš-te*, was immerhin annähernd einem *pater noster* entspricht.

Die Azteken waren also auf dem besten Wege zur Erwerbung einer Lautschrift. Um zu einer reinen Lautschrift zu gelangen, hätten sie nur ein für alle Mal für eine Silbe wie *pa* etwa das Zeichen der Fahne (*pa-n-tli*), für *te* das Zeichen etwa des Steines (*te-tl*) festzusetzen brauchen. Sie würden dann so viele Zeichen erhalten haben, wie es verschiedene Silben in ihrer Sprache gab, d. h. sie würden eine Silbenschrift geschaffen haben. Jener Schritt ist aber nicht getan worden. Vielleicht liegt das zum Teil wenigstens daran, daß die selbständige Weiterentwicklung der ganzen einheimischen Kultur überhaupt so brutal von den Spaniern unterbunden wurde. Zumal die Einführung des lateinischen Alphabets, das durch leichte Erlernbarkeit und Bequemheit der Anwendung alle Vorzüge auf seiner Seite hatte, bedeutete den Todesstoß für die alteinheimische Bilderschrift.

Die Schrift der Maya.

Von den Azteken ist die Bilderschrift möglicherweise seitens der Maya übernommen worden, die seit altersher auf der Halbinsel Yucatan ansässig waren und dort noch heute wohnen. Auch die Maya hatten zur Zeit der spanischen Eroberung bereits eine nicht geringe Höhe der Kultur erreicht; Beweise dafür sind die architektonischen Überreste, die noch in

1) Seler, Ges. Abh. I, S. 251.
2) Lenormant, Essai sur la propagation de l'alphabet phénicien Paris. I (1875), p. 30.

Menge im Lande verstreut sind, und vor allem die erstaunliche Ausbildung des Kalender- und Zahlenwesens, worin sie die Azteken weit übertrafen. So ist von vornherein zu erwarten, daß auch ihre Schrift eine größere Vollkommenheit zeigt; allein das scheint doch nur in sehr eingeschränktem Maße der Fall zu sein. Leider wird uns die richtige Beurteilung und Einschätzung der Schrift dadurch erschwert, daß ihre Entzifferung noch ganz in den Anfängen steht.

Daß die Maya-Schrift, wie sie sich uns teils in den Inschriften der Baudenkmäler, in Stein gehauen oder aus einer Art Stuck modelliert, teils in ein paar Manuskripten[1]) repräsentiert, eine Wort-Bilderschrift ist, ist zweifellos. Sie unterscheidet sich schon äußerlich von den Bilderdarstellungen der Azteken dadurch, daß die einzelnen Elemente zusammengesetzter Bilder auf einen ovalen oder viereckigen Raum zusammengedrängt werden (vgl. Abb. 30, die dem Codex Troano entnommen ist).[2]) Die ursprünglichen Abbilder der Gegenstände sind meist gar nicht oder nur schwer erkennbar — ein Beweis, daß wir es bereits mit konventionellen Wortzeichen zu tun haben.

Abb. 29.

Über die Bedeutung der Maya-Hieroglyphen weiß man bis jetzt leider noch recht wenig. Mit Sicherheit zu lesen versteht man außer den im Kalender vorkommenden Zeichen für die 20 Monatstage, die 18 Monatsnamen und ähnliche Benennungen nur die Zeichen für die Zahlen von 1—20, für die Farben, Himmelsrichtungen, für Götternamen und einige andere. Die Zeichen für die 18 Monatsnamen (*uinal*) finden sich mit ihren Lautwerten auf der Abb. 31[3]) dargestellt.

Abb. 30.

Eine wichtige Streitfrage ist, inwieweit die Maya-Hieroglyphen auch phonetisch konstruiert sein können, d. h. in welchem Grade der Lautwert eines Zeichens der maßgebende Faktor ist unter Zurückdrängung des Bedeutungswertes. Die ganze Streitfrage ging aus von der Tatsache, daß uns durch den ersten spanischen Bischof des eroberten Yucatan, Diego de Landa, in seinem Werke *Relacion de las cosas de Yucatan* (1566), ein Alphabet von 27 Zeichen überliefert worden ist, die Einzellauten entsprechen sollen (vgl. Abb. 32). Danach würde die Maya-Schrift also als Buchstabenschrift anzusehen sein. Allein die Versuche, mit Hilfe des Landaschen Alphabets die Maya-Inschriften und -Manuskripte zu entziffern, sind bis jetzt nicht gelungen. Während nun manche Forscher das Alphabet Landas für ein künstliches spanisches Machwerk erklärt haben, gibt Seler[4]) zu, es sei „sehr wohl glaublich, daß zu Landas Zeit in Yucatan so geschrieben worden sei. . . . . Dies Verfahren ist aber der alten hieroglyphischen Schrift fremd. Und so ist es mir nach dem ganzen Charakter der Mayatexte und der Gruppierung der Zeichen in ihnen wenig glaublich, daß in alter Zeit in der von Landa angegebenen Weise geschrieben worden sei.“ — Auch der von dem amerikanischen Professor Cyrus Thomas[5]) unternommene Versuch, die Maya-Hieroglyphen als phonetische Wortzeichen zu erweisen, ist nach Seler[6]) als nicht gelungen zu betrachten. Allerdings stellt auch

1) Es sind im ganzen vier, von denen sich zwei in der Bibliothèque nationale zu Paris befinden, eins in Dresden und eins in Madrid.
2) Seler, Ges. Abh. I, S. 564.
3) Seler, Ges. Abh. I, S. 743. Vgl. auch Morley, An introduction to the study of the Maya Hieroglyphs. Washingt. 1915.
4) Seler, Ges. Abh. I, S. 559 (= Globus 62, S. 59).
5) Science XX (1892), No 494 u. 505.
6) Vgl. die darauf bezüglichen Abhandlungen Selers in: Ges. Abh. I, S. 558f. 562f. 568f.

letzterer nicht in Abrede, daß „sich eine im allgemeinen ideologische Schreibweise sehr wohl mit phonetischer Konstitution der einzelnen Hieroglyphen verträgt", daß „phonetisch konstituierte Hieroglyphen möglich sind und auch vorkommen", aber seine Ansicht ist doch, „daß in den üblichen Hieroglyphen der Handschriften phonetische Elemente fehlen oder nur vereinzelt anzutreffen sind".[1]) Bezeichnend ist folgendes Beispiel. Die in Abb. 33 dargestellte Hieroglyphe ist die des Monats *yax*. „Der untere Teil der Hieroglyphe ist identisch mit dem Tageszeichen *cauac*. Der obere Teil kommt auch in der Hieroglyphe des Monatsnamens *yaxkin* (Abb. 34) vor, und da der untere Teil der letzteren Hieroglyphe, wie es scheint, *kin*, „den Tag" oder „die Sonne" bezeichnet, so möchte man schließen, daß das obere Element in der Tat mit *yax* übersetzt werden muß, ein Wort, welches „grün" oder „blau", aber auch „der erste, ursprüngliche" bedeutet".[2]) Vergleichen wir nun das Zeichen für den Monat *kankin* („gelbe Sonne"; s. Abb. 35), so würden wir nun doch erwarten, hier das gleiche Zeichen für *kin* wiederzufinden, ferner als oberen Bestandteil das aus anderweitigen Fällen bekannte Zeichen für *kan* „gelb" (Abb. 36); beides ist nicht der Fall. Vielmehr zeigt die Hieroglyphe

Abb. 31.

für *kankin* zwei andere Elemente, von denen das eine sonst nur noch in der Hieroglyphe für *pek* „Hund" (Abb. 37) vorkommt. So wissen wir also über das eigentliche Wesen der Maya-Hieroglyphen noch außerordentlich wenig. Aber vielleicht sind auch gerade die Hieroglyphen für die Namen chronologischer Ausdrücke — und viel mehr kennen wir ja, wie oben erwähnt, leider nicht — am ungeeignetsten, um in das Wesen der Schrift tiefer einzudringen, da gerade jene Namen, wie Seler[3]) einmal vermutet, „unverständlich gewordene Ausdrücke einer anderen, älteren Mayasprache" sein können, die also gewissermaßen als „erratische Blöcke, die sich aus andern Gegenden dorthin verirrt, bzw. durch elementare Gewalten dorthin geschoben worden sind", aufzufassen wären.

Die chinesische Schrift.

Das, was wir bei den Schriften Mittelamerikas als in den ersten Anfängen stehend erkannten, nämlich der Übergang von einer Ideenschrift zu einer Wortschrift, stellt sich in der chinesischen Schrift als völlig vollzogen dar. Wir haben es hier in der Tat mit wirklichen

1) Seler, Ges. Abh. I, S. 409.
2) Seler, Ges. Abh. I, S 410—11.
3) Ges. Abh. I, S. 366.

Schriftzeichen zu tun, deren jedes einem einzelnen Worte entspricht. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß eine derartige Schrift über einen gewaltigen Schatz an Zeichen verfügen muß, wenn sie sich nicht nur in der Hand der Priester auf den Gebrauch zur Aufzeichnung etwa von im wesentlichen immer den gleichen Wortschatz enthaltenden Zaubersprüchen, Gebeten oder überhaupt religiöser Literatur beschränken will, sondern wenn vielmehr in ihr eine ungeheuer umfangreiche und vielseitige Literatur niedergelegt ist, wie wir sie tatsächlich in China vorfinden. Ja, daß die chinesische Schrift auf ein Alter von über 4000 Jahren zurückblicken kann und doch nur verhältnismäßig geringe, das Wesen der Schrift jedenfalls nicht berührende Umgestaltungen erlebt hat, daß sie heute noch so gut wie vor 4000 Jahren fähig ist, äußerer Ausdruck des geistigen Lebens einer der kultiviertesten Nationen zu sein — das verleiht der chinesischen Schrift eine ganz besondere Stellung in der Geschichte der Schrift und erklärt es auch, daß sie sowohl bei chinesischen wie bei europäischen Gelehrten vielleicht mehr als die meisten anderen Schriftarten Gegenstand eingehender Forschungen gewesen ist und noch ist.[1])

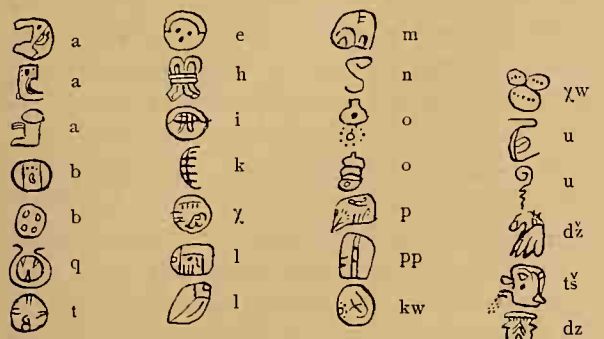


Abb. 32.

Leider muß allerdings festgestellt werden, daß die sinologischen Forschungen bisweilen seltsame Irrwege eingeschlagen haben. Lange Zeit hindurch hat man die Chinesen als ein aus Westasien oder gar von Ägypten her eingewandertes Volk angesehen und demgemäß auch ihre Schrift beurteilt, in der man geradezu Reminiszenzen an eine „biblische Vorzeit" der Chinesen zu erkennen glaubte.[2]) Sehen wir von solchen Phantastereien ab, die vor allem von den frommen Jesuitenmissionaren des 17. und 18. Jahrhunderts gehegt wurden, so sind ähnliche Ansichten doch noch in neuester Zeit mit großem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit verteidigt worden.[3]) Da ist besonders der französisch-englische Sinologe Terrien de Lacouperie († 1895) zu erwähnen, der in mehreren Werken[4]) den westlichen (und zwar baktrischen) Ursprung der Chinesen nachzuweisen unternahm und den Zusammenhang der chinesischen Schrift mit der altbabylonischen behauptete. Die letztere Behauptung hat später der Engländer C. J. Ball[5]) noch durch eingehende Vergleichungen zu stützen versucht. Auch der berühmte Geograph F. v. Richthofen hat aus gewissen Ähnlichkeiten

Abb. 33.

Abb. 34.

Abb. 35.

Abb. 36.

Abb. 37.

1) Eine vortreffliche, hauptsächlich auf den Forschungen Conradys beruhende Darstellung der chinesischen Schrift gibt Br. Schindler in mehreren Aufsätzen in der Ostasiat. Ztschr.: Die Entwickelung der chinesischen Schrift aus ihren Grundelementen (Jahrg. III); Die Prinzipien der chinesischen Schriftbildung (Jahrg. IV); Die äußere Gestaltung der chinesischen Schrift (Jahrg. VI). Die Aufsätze sind im folgenden dankbar benutzt worden, ohne in jedem Falle zitiert zu werden. In Vorbereitung ist übrigens von Schindler eine Comprehensive history of Chinese Writing im Verlage der „Asia" Publishing Co., Leipzig.

2) E. Erkes und Br. Schindler, Der Ursprung der Chinesen. Ostasiat. Ztschr. IV, S. 317; vgl. auch Schindler, Ostasiat. Ztschr. III, S. 451/52.

3) Übersichten über die Hypothesen von der Herkunft der Chinesen geben H. Cordier, Histoire générale de la Chine, chap. I, in: T'oung Pao XVI (1915) und Erkes-Schindler in dem angeführten Aufsatz in der Ostasiat. Ztschr. IV (1916).

4) Western origin of the Chinese civilisation 1894. — Beginnings of writings in Central and Eastern Asia etc. 1894.

5) Chinese and Sumerian, Oxford 1912.

zwischen chinesischer und westasiatischer Astronomie und auf Grund einer unzulänglich verstandenen altchinesischen Reichsgeographie auf Einwanderung der Chinesen vom Westen her (Pamir, Tarimbecken) schließen wollen.[1]) Diese ganzen Hypothesen sind jetzt wohl als endgültig widerlegt anzusehen, und zwar ist ihre Widerlegung außer den Franzosen Chavannes und L. de Saussure vor allem dem Leipziger Sinologen Conrady zu verdanken.[2]) „Er hat durch lange und sorgfältige Untersuchung aller für die älteste Zeit in Betracht kommenden geographischen und geschichtlichen Quellen den Nachweis erbracht, daß die ältesten Sitze der Chinesen im heutigen China, in Honan und Süd-Shansi, lagen, und daß sich die Chinesen von dort aus langsam und schrittweise nach allen Seiten ausgebreitet haben. Sodann stellte er fest, daß auch die Spuren der zahlreichen mit den Chinesen sprach- und stammverwandten Völker indochinesischer Zunge, der Tibeter, Birmanen, Siamesen und vieler anderer Stämme Hinterindiens und des Himalaya, nach China zurückweisen, China also die Urheimat der indochinesischen Völkergruppe überhaupt darstellt. Endlich aber hat er als erster die Methode der vergleichenden Völkerkunde konsequent auf China angewandt und dadurch zeigen können, daß die chinesische Kultur sich analog der aller anderen Völker, aber durchaus bodenständig und bis ins 5. oder 4. vorchristliche Jahrhundert unbeeinflußt entwickelt hat. Die ungeahnte Aufhellung der chinesischen Urgeschichte, die Conradys Forschungen gebracht haben, hat auch die Volkstümlichkeit und Zuverlässigkeit der chinesischen Tradition, die bis in die fernste Urzeit zurückreicht, aufs glänzendste bestätigt. Und diese Tradition weiß von einer Einwanderung gleichfalls nicht das mindeste zu berichten.“[3])

Abb. 38.

Was weiß nun die chinesische Tradition über den Ursprung der Schrift zu melden? Nach einem Bericht soll der Kaiser Fu-Hi (angeblich 2852—2738 v. Chr.) oder Huang-ti oder Ta-Yü sowohl die acht mystischen Trigramme (*pa-kwa*, s. weiter unten) erfunden haben — durch Vermittlung eines Drachenpferdes — wie auch die eigentliche Schrift. Nach einer anderen Tradition wären Ts'ang-Kie und sein Mitarbeiter Tsü-Sung, Sekretär von Huang-ti (ca. 2700), als Erfinder der Schrift zu betrachten; beiden wurden später als *tze shen* „Gottheiten der Schrift“ göttliche Ehren zuteil. Mit solchen sagenhaften Überlieferungen ist indes nicht viel anzufangen. Wichtiger ist schon die Bemerkung, daß man vor der Erfindung der Schrift nur Knotenschnüre gekannt habe. Man vergleiche darüber unsere früheren Darlegungen (S. 10); eine Entstehung der Schrift aus solcher „Vorstufe“ ist auf jeden Fall abzulehnen. Als eine ins Lineare umgeformte Wiedergabe solcher Knotenschnüre hat man neuerdings, gestützt auf gewisse Andeutungen der chinesischen Überlieferung[4]), jene seltsamen Tri- bzw. Hexagramme

Abb. 39.

1) China I, 404 ff.
2) Ullsteins Weltgeschichte, herausg. von Pflugk-Harttung, Bd. III (Orient), S. 479 ff.
3) Erkes-Schindler a. a. O. S. 321.
4) Z. B. im *Shuo-wen*, einem lexikographischen Werke aus dem Beginn des 2. nachchristl. Jahrhunderts.

angesehen, die den Text des uralten Buches Yih-king („kanonisches Buch der Wandlungen") bilden.[1]) Wir finden hier 64 verschiedene Kombinationen von sechs ganzen und gebrochenen Linien, die ebenso viele verschiedene Begriffe darstellen sollen; diese „Hexagramme" (Abb. 38) gehen ihrerseits wieder auf acht ursprüngliche „Trigramme", die sog. *pa-kwa* zurück (s. Abb. 39). Die einzelnen Hexagramme haben allgemeine Bedeutungen, die aber in verschiedenen Kommentaren spezialisiert oder zu ganzen Sätzen ergänzt werden.[2]) Auf all die philosophischen Spekulationen einzugehen, die sich an den in rätselhafter Kürze erscheinenden Text des Yih-king anschließen, ist hier natürlich nicht der Ort.

Conrady bestreitet, daß die Hexagramme graphische Darstellungen alter Knotenschnüre seien; er sieht vielmehr darin bereits wirkliche Schriftzeichen, die vielleicht einer besonderen Varietät der chinesischen Schrift, einer Lokalschrift oder einem „Schriftdialekt" angehören.[3])

Betrachten wir nunmehr im Anschluß an Conradys Forschungen, aus welchen Vorstufen, „Grundelementen" heraus sich die chinesische Schrift entwickelt hat. Daß eine dieser Vorstufen in den Kerbhölzern zu suchen ist, haben wir bereits oben (S. 9) gesehen. Zu solchen Kerbhölzern im weitesten Sinne rechnet Conrady auch die sogenannten „Rangzepter", als Gürtelschmuck getragene Rang- und Standesabzeichen, Wahrzeichen fürstlicher Befehle,

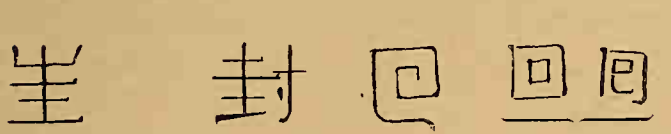


Abb. 40.

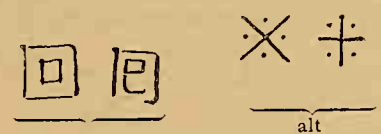


Abb. 41.

alt a — modern b — c

Abb. 42.

Legitimationen oder dgl. Abgesehen davon, daß schon die äußere Technik der chinesischen Schriftstücke auf solche Kerbhölzer und Rangzepter zurückgeht (vgl. S. 9), erscheinen sie auch in einem weiteren bedeutsamen Punkte als Vorläufer der chinesischen Schrift: es handelt sich um ihre Verknüpfung mit der Ritualsymbolik. Wie bei feierlichen Gebräuchen von jeher der Symbolik eine wichtige Rolle eingeräumt wurde, insofern als z. B. „bei der Belehnung (und ursprünglich wohl auch bei der einfachen Grundstücksübergabe) eine mit Riedgras umwickelte Erdscholle als ein Sinnbild entweder von Ar und Halm oder des heckenbewachsenen Grenzwalles, der Landgut wie Fürstentum einschloß"[4]), überreicht wurde, so konnte nun dieser symbolisch-gegenständliche Vorgang auch symbolisch-flächenhaft, graphisch, wiedergegeben werden. Aus einer solchen graphischen Wiedergabe ist nach Conrady das chinesische Zeichen für „Belehnung" *(feng)* entstanden (s. Abb. 40; links die ältere Form, Erde mit Pflanze darüber darstellend; rechts die moderne Form). Eine derartige symbolische Darstellung nennen wir Sinnrebus. Der Sinnrebus ist es, der auch die gemeinsame Grundlage mancher Rangzepter und sonstiger gegenständlicher Symbole einerseits und gewisser gleichbedeutenden Schriftzeichen andererseits bildet; viel wichtiger ist jedoch noch eine andere Art der Übertragung: der Lautrebus. Auf die Rolle, die in dieser Beziehung eben jene Rangzepter für die Entwicklung der Eigenart der chinesischen Schriftzeichen gespielt haben, wird noch zurückzukommen sein.

In der Ritualsymbolik haben wir ohne Zweifel eine wichtige, aber nicht die einzige Wurzel

1) The sacred books of China. The texts of Confucianism, translated by J. Legge. Part II: The Yî king (Band XVI der Sacred books of the East). Oxf. 1882. — Le Yi-king, traduit . . . par C. de Harlez. Paris 1897.
2) Vgl. W. Grube, Geschichte der chines. Literatur, Leipzig 1909, S. 33 f.
3) Vgl. Conradys Einleitung zu G. M. Stenz, Beiträge zur Volkskunde Süd-Schantungs, Leipzig 1907, S. 18.
4) Conrady in Ullsteins Weltgeschichte III, S. 511.

vor uns, aus der die chinesische Schrift erwachsen ist. Ein weiteres Grundelement vermutet Conrady in der Ornamentik. „Was jetzt ein einfacher Schnörkel scheint, mag ehedem eine so deutliche Sprache geredet haben wie die Schrift, die ja mit der so nahe verwandten Ornamentik noch immer in Wechselbeziehung steht“[1]), und diese enge Beziehung scheint u. a. auch in der Gleichheit des Wortes (*wen*) und Schriftzeichens für „Schrift“ und „Ornament“ gestützt zu werden. So könnte man mit Conrady versucht sein, etwa das Zeichen für *hui* „zurückkehren“ (Abb. 41, links die ältere, rechts die jüngeren Formen) unmittelbar von dem alten Spiralornament und späteren Mäander abzuleiten, ebenso das Schriftzeichen für *mi* „Reis(körner)“ (Abb. 42 a, b) von dem auf Abb. 42 c dargestellten Ornamentalbilde. Jedoch sind diese ganzen Zusammenhänge noch verhältnismäßig wenig erforscht.[2])

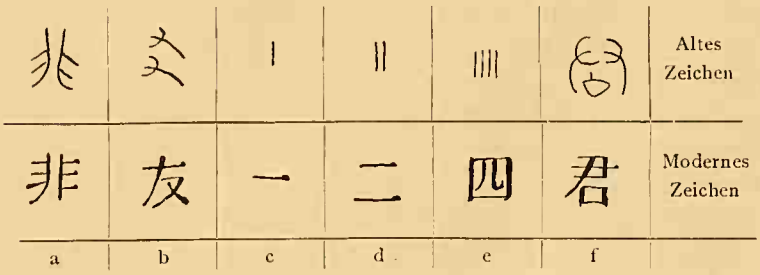


Abb. 43.

Endlich darf ein letztes Grundelement nicht zu gering eingeschätzt werden für die Entstehung der chinesischen Schriftzeichen: es ist die Gebärdensprache, die gerade in China bei der dialektischen Zersplitterung eine besondere Rolle spielen mußte und noch heute spielt. Sowohl rein nachahmende wie symbolische Gebärden lassen sich in manchen Schriftzeichen, wenn man die älteste Form derselben heranzieht, ohne Mühe aufzeigen. In Abb. 43 ist eine Anzahl von solchen Zeichen in der alten und modernen Form dargestellt.[3]) Das Zeichen a stellt zwei voneinander abgekehrte Hände dar; Bedeutung: *fei* „nicht (so) sein, verkehrt“; b gibt zwei zu freundschaftlichem Gruße ausgestreckte Hände wieder; Bedeutung: *yu* „Freund, Freundschaft“; in c sehen wir den aufgehobenen kleinen (oder Zeige-)Finger; Bedeutung: *i* „eins“; d stellt den aufgehobenen kleinen

Alte Form	Moderne Form	Lautwert	Bedeutung	Erläuterungen
	子	tzu	Kind	
	巳	pa	Große Schlange	
	木	mu	Baum	oben Zweige, unten Wurzeln
	雨	yü	Regen	Himelsgewölbe mit herabfallenden Regentropfen
	矢	shih	Pfeil	
	門	men	Tor, Tür	mit zwei Flügeln
	册	ts'ê	Rolle, Buch	zusammengebundene Kerbhölzer

Abb. 44.

1) Conrady in Stenz, Beiträge ff. S. 20.
2) Genaueres in Conrady, Lou-lan Funde, Einleitung. (Zit. nach Schindler.)
3) Schindler a. a. O. III, 466/7.

und Ringfinger dar; Bedeutung: *erh* „zwei"; e gibt das Bild von vier Fingern ohne Daumen; Bedeutung: *ssu* „vier"; f scheint zwei über dem Kopf erhobene Hände — vielleicht Grußgebärde der Untertanen — darzustellen; Bedeutung: *čün* „Fürst".

Abb. 45.

Wann sich nun aus den aufgezeigten Vorstufen oder Grundelementen die eigentliche Schrift entwickelt hat, darüber sind wir — wenn wir von der durch die sagenhafte einheimische Tradition berichteten Erfindung absehen — völlig im Unklaren. Jedenfalls hatte die Schrift, soweit wir ihr Vorhandensein feststellen können, also vielleicht schon im 3. vorchristlichen Jahrtausend, bereits eine ziemlich hohe Entwicklungsstufe erreicht. Aus der Zeit der Han-Dynastie (200 v. Chr. bis 200 n. Chr.) kennen wir die ersten Versuche chinesischer Gelehrter, Ordnung in das Chaos der zahlreichen Schriftzeichen zu bringen. Seitdem pflegt man sechs Kategorien der Schriftzeichen zu unterscheiden, nämlich 1. Bilder von Gegenständen; 2. symbolische Bilder; 3. symbolische Zusammensetzungen; 4. bedeutsame Wendungen des Zeichens; 5. lautangebende Zeichen; 6. Entlehnungen. Betrachten wir die einzelnen Kategorien etwas genauer!

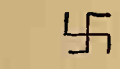
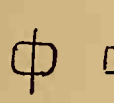
Altes Zeichen	Mod. Zeichen	Lautwert	Bedeutung	Erläuterungen
		fang	Gegend	Andeutung der vier Himmelsrichtungen
		wu	nicht (im Verbot)	Fähnchen zum Abwinken
		yen	reden, Wort	Mund mit ausströmendem Atem
		tshung	Mitte	Scheibe mit Pfeil
		kiang	Grenze	Strich zwischen zwei Feldern

Abb. 46.

Als die ursprünglichste Kategorie sind die Bildzeichen im eigentlichen Sinne anzusehen, von denen das *ku-wen* („alte Schrift") etwa 600 hatte und die zum großen Teil bis heute die Grundbestandteile der chinesischen Schrift geblieben sind. Manche ursprünglichen Bildzeichen sind allerdings später durch (phonetische) Zusammensetzungen verdrängt worden. Was an den alten Bildern besonders auffällt, ist „zunächst das Symmetrische der Darstellung, vor allem aber die verschiedenartige Perspektive. Bei den Naturvölkern werden Menschen teils in der Seitenansicht, teils in der Vorderansicht, die meisten Tiere aber in der Seitenansicht, bei Kinderzeichnungen werden die Objekte teils von vorn, teils von der Seite oder auch von oben gezeichnet. Die-

selben Eigentümlichkeiten gelten auch als empirische Regeln für die Bildzeichen der Chinesen".[1]) Die Abb. 44 zeigt eine Anzahl von Bildzeichen und zwar in einer oder mehreren alten Formen und in der modernen Form; außerdem ist die chinesische Lautung und die deutsche Bedeutung sowie eine kurze Erklärung der Zeichenform gegeben.[2])

Die zweite Kategorie umfaßt die symbolischen Bilder. Diese Zeichenklasse ist insofern interessanter als die vorhergehende, als sie uns einen Blick tun läßt in die Art, wie der Chinese sich seine Symbole schafft, woher er sie entnimmt. Nach Schindler kann man vier verschiedene Weisen unterscheiden, wie die Symbole ausgedrückt werden, nämlich 1. Fixierung einer Gebärde, so wenn das Zeichen Nr. 1 der Abb. 45 „die rechte Hand" darstellt; 2. Pars pro toto, wenn z. B. ein Halbmond für „Abend" steht (Nr. 2); 3. Metapher, so wenn für „Blut" ein beim Eidschwur benutztes Gefäß mit Blut gezeichnet wird (Nr. 3); 4. Metonymie (Ursache statt Wirkung, Werkzeug statt Tätigkeit), wenn z. B. „früh" durch das Bild einer Sonne über dem Horizont dargestellt wird (Nr. 4) usw. Weitere Beispiele symbolischer Bilder zeigt die Abb. 46.

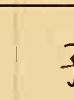
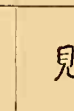
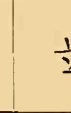
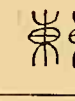
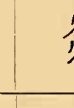
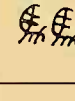
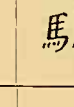
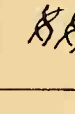
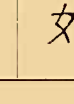
	Altes Zeichen	Mod. Zeichen	Lautwert	Bedeutung	Erläuterung
1			tzu	Zwillinge	2 × Kind
2			yao	zusammensehen	2 × sehen
3			ping	nebeneinander, zusammen	2 nebeneinander stehende Menschen
4			ch'uan	Strom	3 × Wassergraben
5			tung	überall	2 × Osten
6			yen	sehr heiß	2 × Feuer
7			ch'êng	galoppieren	3 × Pferd
8			wan	Zank	2 × Weib

Abb. 47.

Zur dritten Kategorie werden die symbolischen Zusammensetzungen gerechnet. Wir können hier zwei Gruppen von Zeichen unterscheiden, nämlich 1. solche, die aus zwei- bis vierfacher Wiederholung eines und desselben Bildzeichens oder einfachen Symbols bestehen; 2. solche, die durch Zusammensetzung zweier verschiedener Zeichen gebildet werden, seien es eigentliche Bildzeichen, einfache Symbole oder bereits einmal zusammengesetzte Symbole. Der Bedeutung nach kann in Gruppe 1 entweder eine (quantitative) Addition des Grundbegriffs oder aber eine (qualitative) Potenzierung desselben das Ergebnis

1) Schindler a. a. O. IV, 296.

2) Die im folgenden vorkommenden Beispiele chinesischer Schriftzeichen sind zum größten Teile den vortrefflichen, von Conrady für die Bugra in Leipzig 1914 zusammengestellten und von Schindler in seinen angeführten Aufsätzen reproduzierten Tabellen entnommen.

der Wiederholung sein. Unsere Abb. 47 bringt in Nr. 1 bis 3 Beispiele für den ersteren, in Nr. 4 bis 8 Beispiele für den letzteren Fall in Gruppe 1, während Abb. 48 eine Anzahl von Beispielen für die 2. Gruppe (Zusammensetzung verschiedener Zeichen) bietet.

Die vierte Kategorie umfaßt Zeichen, die aus andern durch Wendung oder Umkehrung entstanden sind. Die Anzahl der hierher gehörigen Zeichen ist sehr gering. Sowohl der Zahl wie der Bedeutung nach bilden die sog. lautangebenden Zeichen die bei weitem wichtigste Kategorie der chinesischen Schriftzeichen. Während die zu den ersten vier Kategorien gehörigen Zeichen rein ideographisch sind, d. h. den Sinn, nicht den Laut des zugehörigen Wortes wiedergeben, tritt hier zum ersten Male ein phonetisches Element in dem Zeichen auf. Alle lautangebenden Zeichen (*hing-sheng* = Lautbilder) bestehen aus zwei Elementen, nämlich aus einem sinnandeutenden Determinativelement und einem zweiten Element, das als Lautrebus den Laut für das ganze Zeichen liefert. Zum richtigen Verständnis dieser Verhältnisse wird es von Nutzen sein, sich zunächst einmal das Wesen und die Geschichte des Lautrebus in Kürze klar zu machen. Wir folgen hier den klaren Darlegungen Conradys, der als erster die grundlegende Bedeutung des Lautrebus für die Entstehung und das Wesen der chinesischen Schrift erkannt und in das rechte Licht gerückt hat.[1])

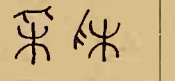
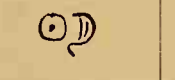
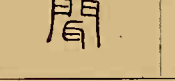
Altes Zeichen	Mod. Zeichen	Lautwert	Bedeutung	Erläuterung
		ch'iu	Gefangener	Mensch in einer Umfriedung
		ts'ai	pflücken	Hand über einem Baum
		ming	hell	Sonne und Mond
		ming	singen	Mund und Vogel
		wen	hören	Tür und Ohr

Abb. 48.

Es wurde bereits oben (S. 29) darauf hingewiesen, daß der Lautrebus seine Wurzel ebenso wie der Sinnrebus in der Ritualsymbolik, in der Verwendung der Rangzepter usw. hat. Man kann nämlich die beim feierlichen Gebrauch auszudrückenden Begriffe durch eigentliche Symbole wiedergeben (Sinnrebus) oder aber auch durch Gegenstände, deren Namen mit denen der auszudrückenden Begriffe gleichlautend sind. So wurden, wie uns berichtet wird, von den Chou (Dynastie ca. 1100 v. Chr.) am Altar der Erde Kastanien (*lih*) angepflanzt, um dem Volke ehrfürchtige Scheu (*lih*) einzuflößen. Oder es wurde einem Verbannten als Aufforderung zur Rückkehr (*huan*) ein Ring (*huan*) übersandt, während ein gekrümmtes (*kung*) Zepter als Rangabzeichen eines Grafen den ihm zukommenden Respekt (*kung*) lautrebusmäßig symbolisieren soll. Auf dem Lautrebus beruht es, wenn noch heutzutage die Fledermaus (*fuh*) gleichzeitig Glück (*fuh*) bedeutet oder der Schmetterling (*tieh*) ein Sinnbild für hohes Alter (*tieh*) ist.[2])

Eben dieser Lautrebus wurde nun auch auf die Schrift übertragen, d. h. man gebrauchte

1) Einleitung zu Stenz, Beiträge ff. S. 5 f.

2) Vgl. Chavannes im Journal asiatique IX, 18, Paris 1901; ferner G. Jacob, Schattenschnitte aus Nordchina, Hannover 1923, wo diese Symbolik sogar in Scherenschnitten nachgewiesen ist.

ein Bildzeichen auch zur Darstellung eines Begriffs, der anschaulich nicht leicht oder vielleicht überhaupt nicht darstellbar war, dessen Lautform aber mit dem durch das Bildzeichen ursprünglich wiedergegebenen Begriffe identisch war. So konnte beispielsweise der Begriff „Scharfsinn" (*ts'ung*) durch das Zeichen für „Zwiebel" (*ts'ung*), der Begriff „zurückkehren" (*huan*) durch einen „geschlossenen Ring" (*huan*) oder „genügen" (*tsuh*) durch das Bild eines „Fußes" (*tsuh*) zum Ausdruck gebracht werden. Da indessen, wie anzunehmen ist, bereits zur Zeit der aufkommenden Schrift die chinesische Sprache in ihrer Entwicklung aus einer ursprünglich mehrsilbigen, agglutinierenden Sprachform zu der einsilbigen, isolierenden vorgeschritten war und der Vorrat an Lautkomplexen, wenn auch bei weitem reicher als der heutige, doch schon damals die Zahl 1000 nicht erheblich überschritten haben dürfte, so ist leicht einzusehen, daß die Zahl der Homonyme sehr bedeutend gewesen sein muß, wodurch die Verständlichkeit eines Zeichens, das gleichzeitig eine Anzahl gleichlautender Begriffe darstellen konnte, erheblich leiden mußte. So kamen dann die sinnandeutenden Determinative in Anwendung, d. h. Bildzeichen für Allgemeinbegriffe, unter die der betreffende Begriff zu subsummieren war. Einige Beispiele mögen das Gesagte erläutern. Um den Begriff „glänzend" (*huang*) wiederzugeben, benutzte man das gleichlautende ursprüngliche, dann symbolisch gewordene Bildzeichen *huang* = „Sonne + Erde" = „kaiserlich, erhaben", fügte aber das Zeichen für „Feuer" (*huo*) als Determinativum hinzu, um anzudeuten, daß das Zeichen für *huang* hier in dem Sinne zu verstehen sei, daß der dadurch ausgedrückte Begriff dem Allgemeinbegriff „Feuer" untergeordnet sei; also wußte der Leser, daß es sich hier nur um dasjenige *huang* handeln konnte, das die Bedeutung „glänzend" hatte (Abb. 49 a). Oder es wurde, um den Begriff „blind" (*ku*) wiederzugeben, das Zeichen für „Trommel" (ebenfalls *ku*) mit dem Determinativum „Auge" (*muh*) verbunden, um anzudeuten, daß *ku* hier denjenigen Begriff *ku* repräsentiere, der dem Oberbegriff „Auge" untergeordnet sei: also *ku* „blind" (Abb. 49 b). Weitere Beispiele: das Zeichen für „Ungeduld" (*k'ung*) besteht aus dem Zeichen für *kung* „Arbeit" (ursprünglich Mensch mit Winkelmaß) als Lautandeuter und dem Zeichen für *hsin* „Herz", das als Determinativ für Abstrakte dient (Abb. 49 c); „Geschwätz" (*fen*) wird ausgedrückt durch den Lautandeuter *fen* „teilen" und das Determinativ *yen* „sprechen, Rede" (Abb. 49 d); das Zeichen für „Halle" (*t'ang*) besteht aus dem Lautandeuter *shang* „schätzen, hinzufügen" (ursprünglich Dachfirst mit Wetteranzeiger) und dem Determinativum *t'u* „Erde"

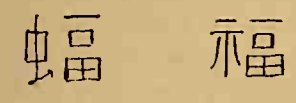
a	煌	'glänzend' aus	皇	'erhaben' +	火	'Feuer'
b	瞽	'blind' aus	鼓	'Trommel' +	目	'Auge'
c	忙	'Ungeduld' aus	工	'Arbeit' +	忄=心	'Herz'
d	訤	'Geschwätz' aus	分	'teilen' +	言	'sprechen'
e	堂	'Halle' aus	尙	'schätzen' +	土	'Erde'

Abb. 49.

(Abb. 49 e[1])). Schon aus letzterem Beispiel ist ersichtlich, daß die Lautandeutung nicht immer ganz genau ist (*t'ang* — *shang*), sondern bisweilen sich auf den Wortauslaut beschränkt (*yüan* — *wan*; *kao* — *ngao* u. a.). Auch der im Chinesischen eine so gewaltige Rolle spielende musikalische Wortton braucht bei sonst gleichlautenden Wörtern nicht übereinzustimmen; so hat z. B. in den obigen Beispielen *huang* „glänzend" den zweiten, dagegen das hierfür als Lautandeuter dienende *huang* „kaiserlich" den dritten Ton. Letzteres scheint sich daraus zu erklären, daß zur Zeit der Entstehung der Schriftzeichen die Herausbildung der musikalischen Worttöne noch nicht abgeschlossen war, während die Ungleichheit der Lautformen wenigstens in einigen Fällen uns zum Bewußtsein bringt, daß die älteste uns bekannte Gestalt der chinesischen Wörter bereits das Ergebnis einer einschneidenden lautlichen (und morphologischen) Entwicklung ist: beides würde für ein sehr hohes Alter der chinesischen Schrift sprechen.

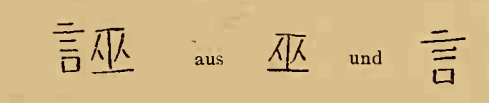
Was die Stellung der Determinative angeht, so kann diese, wie schon aus den wenigen gegebenen Beispielen ersichtlich ist, verschieden sein; das Determinativum kann oben oder unten, links oder rechts vom Lautzeichen stehen oder innerhalb desselben oder endlich es umschließen. Es hängt dies lediglich von ästhetischen oder konventionellen Rücksichten ab.

Wie verhält es sich nun mit der Auswahl eines lautangebenden Zeichens? Da meistens mehrere Homonyme zur Verfügung stehen, so könnte die Auswahl ganz willkürlich geschehen



Fledermaus Glück

Abb. 50.



'falsche Ansprüche machen' aus 'Zauberer' und 'reden'

Abb. 51.

a b

Abb. 52.

sein. Wenn dies auch bei manchen Zeichen der Fall sein mag, so hat doch schon v. d. Gabelentz[2]) erkannt, daß „nicht selten phonetische Zusätze zugleich sinnandeutend sein können", und noch nachdrücklicher hat Conrady[3]) diesen Umstand betont: „oft genug scheint die Rücksicht auf die symbolische Beziehung, in der die verschiedenen Begriffe zueinander standen, bei den ideographischen so gut wie bei den phonetischen Elementen die (meist nicht kleine) Konkurrenz aus dem Felde geschlagen zu haben. Nur deswegen wohl erhielten z. B. *fuh* „Fledermaus" und *fuh* „Glück" dasselbe Phonetikum" (Abb. 50). Es ist freilich nicht immer leicht, eine derartige Beziehung zu erkennen; eine genaue Vertrautheit mit chinesischem Denken, mit Sitten und Bräuchen klärt jedoch manches auf. Ein Beispiel mag genügen. Das Zeichen für *wu* „falsche Ansprüche machen auf etwas" besteht aus dem phonetischen Zeichen für *wu* „Zauberer" und dem Determinativum *yen* „Wort, reden" (Abb. 51). Warum als Lautzeichen für *wu* gerade das den „Zauberer" bedeutende *wu*-Zeichen gewählt wurde, wird verständlich, wenn wir aus der chinesischen Literatur erfahren, daß „die Zaubereien der Zaubertänzer (*wu*) mit Mißtrauen aufgenommen" und die Priester bisweilen sogar als Betrüger bezeichnet wurden.[4]) So liegt also in der Tat ein Zusammenhang zwischen „Zauberer" und „falsche Ansprüche machen" vor. Übrigens sollen auch heute noch Dialektzeichen so gewählt werden, daß möglichst beide Teile des zusammengesetzten Zeichens, also auch der phonetische Bestandteil, sinnangebend sind.

1) In diesem Beispiel nehmen die Zeichen für *shang* und *t'u* in der Zusammensetzung eine etwas andere Form an; solche Fälle sind nicht selten.

2) Chinesische Grammatik § 145.

3) Einleitung zu Stenz, Beiträge, S. 13.

4) Schindler, a. a. O. IV, S. 311.

Was die sechste und letzte Kategorie, die Entlehnungen, betrifft, so haben wir diese bereits bei der Betrachtung der fünften gestreift. Wenn der Begriff „genügen“ (*tsuh*) durch das gleiche Zeichen wiedergegeben wird wie der gleichlautende Begriff „Fuß“ (Abb. 52 a), so haben wir hier eine Entlehnung vor uns. Ebenso, wenn für *p'eng* „Freund“ das Zeichen für *p'eng* „Strang von Kaurimuscheln“ (Abb. 52 b) verwandt wird usw. Wir können also im Grunde die unter der fünften Kategorie betrachteten Zeichen als erweiterte Entlehnungen ansehen, insofern die letzteren noch anhaftende Vieldeutigkeit durch Hinzufügung der Determinative beseitigt worden ist.

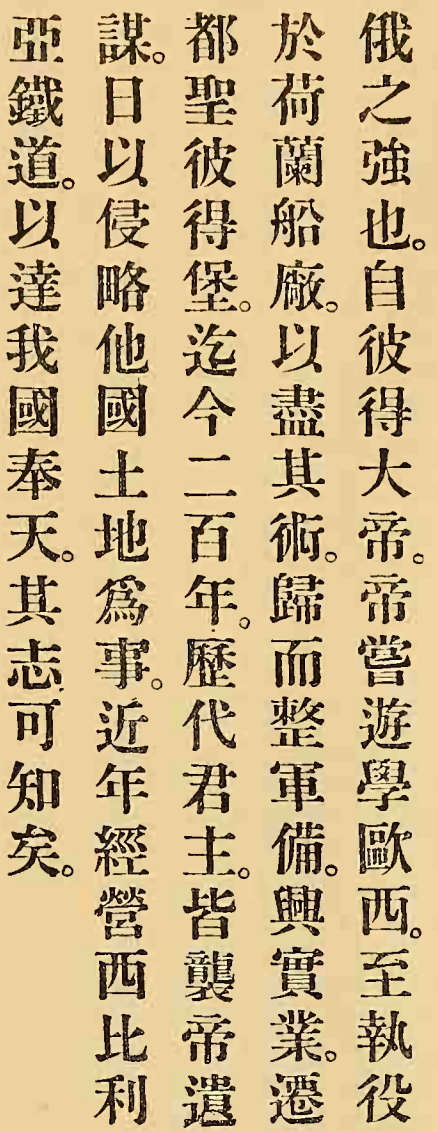

俄之強也。自彼得大帝。帝嘗遊學歐西。至執役於荷蘭船廠。以盡其術。歸而整軍備。興實業。遷都聖彼得堡。迄今二百年。歷代君主。皆襲帝遺謀。日以侵略他國土地爲事。近年經營西比利亞鐵道。以達我國奉天。其志可知矣。

Abb. 53.

Nachdem wir das Wesen der chinesischen Schrift behandelt haben, wäre noch einiges über die äußere Form zu sagen. Schon seit ältester Zeit finden wir die charakteristische quadratische Anordnung der einzelnen Schriftelemente; um diese zu ermöglichen, geben die chinesischen Kalligraphen eine Menge von Vorschriften über Verkürzung, Verlängerung, Zusammendrängung, Auseinanderziehung der Schriftstriche. Jedes Viereck nimmt den gleichen Raum ein, ganz gleich, aus wieviel Strichen es besteht. Die Schriftrichtung ist in der Regel von oben nach unten; in genau gleichlaufenden Kolumnen werden die Zeichen angeordnet und zwar so, daß die Kolumnen rechts beginnen. Das erste Wort einer Seite steht also rechts oben, das letzte links unten (vgl. die Abb. 53, die ein Stück eines zusammenhängenden Textes wiedergibt). Wenn der Raum die senkrechte Schreibrichtung nicht gestattet, ist auch die wagerechte Richtung der Zeilen erlaubt, wobei die Zeichen von rechts nach links (in europäischen Drucken auch von links nach rechts) aneinander gereiht werden. Als Beschreibstoffe kamen für die älteste Zeit Stein, Metall, Holz, Knochen, Bambus und Seide in Betracht; die Schrift wurde entweder mit eisernem Stifte eingeritzt oder mit einem in Farbe getauchten Holz- oder Bambusgriffel aufgetragen. Das älteste datierbare Denkmal mit Steininschriften bilden die berühmten, am Haupttore des Pekinger Konfuziustempels befindlichen zehn Steintrommeln aus der Chou-Dynastie (ca. 1100 v. Chr.).[1])

Von der Beschaffenheit der Beschreibstoffe hängt auch der besondere Duktus der Schrift ab. Vor der Erfindung des Papiers und des Pinsels hat daher der chinesische Duktus ein erheblich anderes Aussehen als nach jener Erfindung. Wir kennen aus der ältesten Zeit vor allem drei verschiedene Duktus: das sog. *ku-wen*, die älteste, die zu Grunde liegenden Bilder meist noch deutlich erkennen lassende Schriftform; das *ta-chuan*, das dem *ku-wen* immerhin noch sehr ähnlich ist, und das *siao-chuan*, das eine Siegelschrift darstellt. Eine Vorstellung des *ku-wen* und *ta-chuan*

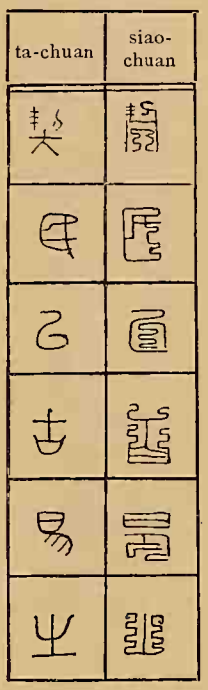
1) Genaueres bei Schindler, a. a. O. VI, S. 214 f.

vermittelt Abb. 54[1]), während Abb. 55 einige Proben des *siao-chuan* verglichen mit *ta-chuan* bietet.[2])

Eine Umwälzung im Schriftwesen wurde herbeigeführt durch zwei wohl ziemlich gleichzeitig gemachte Erfindungen: die des Papiers (*chih*)[3]) und des Haarpinsels (*pi*). Beide Erfindungen gehen in den Beginn der Han-Dynastie (200 v. Chr. bis 220 n. Chr.) zurück. Als ersten neuen Schriftduktus lernen wir die Kurialschrift *li-shu* kennen, die deswegen von besonderer Bedeutung ist, weil sie die Grundlage der ganzen späteren Schriftentwicklung geworden ist. Im 4. Jahrhundert kam die dem *li-shu* sehr ähnliche Schriftform des *k'ai-shu* (Normalschrift) auf, deren Erfindung die Tradition dem 321—379 n. Chr. lebenden Kalligraphen Wang-hi-chih zuschreibt. Der *k'ai-shu*-Duktus ist bis zum heutigen Tage maßgebend geblieben, nachdem er nur geringe Änderungen durch das Aufkommen der Buchdruckkunst erlitten hat. Während nämlich bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. ein Vervielfältigungsverfahren durch Abklatschen vom Stein gebräuchlich war, wurden von da an Holzplatten verwendet; ja seit 1050 wurde bereits mit beweglichen Lettern gedruckt.[4]) Zu der ganzen Entwicklung des Schriftduktus siehe die Abb. 54.

Abh. 54.

Neben der Normalschrift (*k'ai-shu*) entwickelten sich frühzeitig kursive Schriftformen; die eine (*k'ai-hing-shu*) behält die Formen der *k'ai-shu*-Schrift noch ziemlich bei, während die andere, *ts'ao-shu* („Grasschrift") genannt, einen außerordentlich stark abgeschliffenen, schwer lesbaren Duktus darstellt, dessen Erlernung noch durch die häufigen Ligaturen mehrerer Zeichen erschwert wird. Beispiele des *ts'ao-shu* verglichen mit dem *k'ai-shu* gibt Abb. 56.



Abh. 55.

Eine besondere Stellung endlich nehmen die Zauber- und Zierschriften ein. Während die ersteren ganz selbständige Formen aufweisen (s. Abb. 57)[5]), haben wir es bei den Zierschriften mit den verschiedenartigsten Variationen der normalen Schriftzeichenform zu tun. Die chinesischen Paläographen unterscheiden über hundert solcher Variationen, die sie mit den seltsamsten Namen bezeichnen.[6]) Die aus Faulmann[7]) entnommene Abb. 58 zeigt das Zeichen für *hsin* „Herz" außer in der *k'ai-shu*-Schrift (a) in einer Anzahl von Zierschriften, nämlich in der Schrift der kostbaren Steine (b), der wunderbaren Schrift (c), der Ährenschrift (d), der Schrift der erhabenen Orte (e), der Sternschrift (f), der Wolkenschrift (g), der Kaulquappenschrift (h), der

1) Nach v. d. Gabelentz, Anfangsgründe der chines. Grammatik, Leipzig 1883, S. 12.
2) Nach Faulmann, Illustr. Geschichte der Schrift, Wien 1880, Tafel V.
3) Über Erfindung und Geschichte des Papiers in China vgl. Hirth, Chines. Studien I.
4) Vgl. Stühe, Die Erfindung des Druckes in China und seine Verbreitung in Ostasien, in: Beiträge zur Geschichte der Technik u. Industrie. Jahrb. des Vereins deutscher Ingenieure 1898, Bd. 8.
5) Schindler, a. a. O. VI, Tafel 38, entnommen aus De Groot, The religious system of China, vol. VI, p. 1037 f.
6) S. darüber Pfizmaier, Zur Geschichte der Erfindung und des Gebrauchs der chines. Schriftgattungen, in: Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissensch. phil.-hist. Kl. Bd. 70 (1872); hes. S. 32/33.
7) Faulmann, Das Buch der Schrift, Wien 1880, S. 48.

Vogelschrift (i), der Drachenschrift (k), der Goldfeilenschrift (l), der Glocken- und Vasenschrift (m). In der Kaulquappenschrift ist die berühmte Steininschrift der „Tafel des Yü" abgefaßt. Der Berliner Sinologe Haenisch fand im Jahre 1905 auf einem Berge *kou-lou-feng* eine aus dem Beginne des 17. nachchristlichen Jahrhunderts stammende Kopie der alten, längst in Trümmer gegangenen Inschrift.[1]) Letztere selber wird dem sagenhaften Kaiser Yü (2200 v. Chr.) zugeschrieben. Leider ist die Inschrift kaum zur Hälfte noch leserlich; ihr Sinn wird durch einen nebenstehenden Kommentar in moderner Schriftform außer Zweifel gestellt. Einen kleinen Teil der Inschrift gibt die Abb. 59 wieder (nach dem von Haenisch a.a.O. reproduzierten Abklatsch der Steininschrift). —

ts'ao-shu	k'ai-shu
子	子
至	至
是	是
人	人
為	為
本	本

Abb. 56.

Zauberschrift	k'ai-shu	Lautwert	Bedeutung
	去	ch'ü	weggehen
	雲	yün	Wolke
	降	hsiang	herabsteigen
	鬼	kuei	Dämon

Abb. 57.

Ein kurzes Wort wäre noch über die Einrichtung eines chinesischen Wörterbuches zu sagen. Die chinesischen Wörterbücher können nach drei Gesichtspunkten angeordnet sein, und zwar entweder sachlich oder nach Laut- und Tonakzenten oder endlich nach der Form der Schriftzeichen. Mit den letzteren, rein graphisch angeordneten Wörterbüchern, deren ältestes das S. 28 Anm. 4 genannte Werk *shuoh-wen*, deren größtes, noch heute maßgebendes das des K'ang-hi (um 1700 n. Chr.) ist, welches im ganzen 44449 Schriftzeichen enthält, haben wir es hier ausschließlich zu tun. Die chinesischen Gelehrten haben, um in die Fülle der Zeichen Ordnung zu bringen, sich eine bereits besprochene Eigentümlichkeit der Schrift zunutze gemacht, nämlich die Anwendung von Determinativen. Die Zeichen hierfür wurden sozusagen als Generalnenner oder Kapitelüberschriften oder mit dem technischen Ausdruck als „Klassenhäupter" oder „Radikale" verwandt, unter die sämtliche Zeichen untergeordnet wurden. Die Anzahl dieser Klassenhäupter ist im Laufe der Zeit einer Veränderung unterlegen; während das alte *shuoh-wen* noch 540 Klassenhäupter kennt, ist diese Zahl allmählich verkleinert worden, so daß sie im Wörterbuch des K'ang-hi nur noch 214 beträgt. Diese Zahl hat sich bis heute erhalten. Die unter die Radikale subsummierten Charaktere sind dann weiter nach der Zahl der Striche

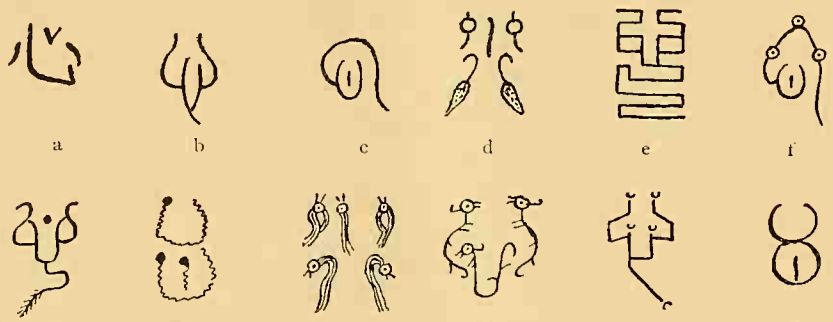


Abb. 58.

1) Vgl. Haenisch, Die Tafel des Yü. Mitt. d. Sem. f. orient. Spr., Berlin, Jahrg. VIII (1905), 1. Abt., S. 293—303.

geordnet, aus denen sie bestehen. Um ein Zeichen im Wörterbuch aufzufinden, muß man also zunächst das Klassenhaupt kennen, mit dem es zusammengesetzt ist — falls es nicht selber ein Radikal ist —, und das ist nicht immer ganz leicht, weil die Radikale in Zusammensetzungen bisweilen eine andere Form haben als alleinstehend, weil ferner das Radikalzeichen bald links, bald rechts, bald oben, bald unten, bald umfaßt, bald umfassend stehen, ja sogar mit dem zweiten Bestandteil des Zeichens verschmolzen werden kann. Sogar für die Chinesen selbst gibt es eine Anzahl von Charakteren, die als „zweifelhaft und schwierig" bezeichnet werden und denen in größeren Wörterbüchern ein besonderer Anhang gewidmet wird, wo sie lediglich nach der Zahl ihrer Striche angeordnet erscheinen.[1])

Abb. 59.

Man könnte schließlich noch die Frage aufwerfen: Warum sind die Chinesen bei ihrer — so schwer zu erlernenden und anscheinend doch sehr unpraktischen — Wortschrift stehen geblieben? Warum haben sie nicht mindestens auf europäische Anregungen hin sich eine einfachere Schrift, eine Silben- oder gar Buchstabenschrift, geschaffen? Sehen wir ganz ab von dem konservativen Charakterzug der Chinesen, denen Tradition und Konvention alles ist, so gibt auch das Wesen der chinesischen Sprache eine Antwort auf jene Frage. Einer isolierenden, keine Flexionsendungen kennenden Sprache ist eine Wortschrift durchaus angemessen; notwendig wird sie, da sie gleichzeitig Begriffsschrift ist, für eine isolierende Sprache, die wie das Chinesische wegen lautlicher Armut einen desto größeren Reichtum an Homonymen besitzt: eine Erschwerung des Verständnisses, die auch durch Verwendung musikalischer Wortakzente nicht beseitigt wird. Schriebe man z. B. ein chinesisches Wort mit lateinischen Buchstaben *li*, so würde ein solcher Lautkomplex völlig unverständlich sein. Sogar *li*^{4} mit Andeutung des vierten Tones würde immer noch zu Mißverständnissen Anlaß geben können, da *li*^{4} „Kraft, Hügel, herrschen, Körnchen, stehen" u. v. a. bedeuten kann. In der chinesischen Schrift aber hat jeder der aufgezählten Begriffe sein besonderes Schrift-

1) Vgl. v. d. Gabelentz, Chinesische Grammatik S. 155.

zeichen, das einen Zweifel an der Bedeutung (von wenigen Ausnahmen abgesehen) ausschließt. Dieser Umstand wird wohl stets das wirksamste Hindernis bleiben für die Einführung einer reinen Lautschrift statt einer Begriffsschrift, trotz gelegentlich gemachter Versuche. Zu einer reinen Lautschrift und zwar einer Silbenschrift hat sich die chinesische Schrift nicht in China entwickeln können, sondern erst bei der Übernahme durch ein Volk, dessen Sprache grundverschieden von der chinesischen, nämlich agglutinierend gebaut war: ich meine die japanische Sprache. Diese Umbildung wird uns in einem späteren Kapitel zu beschäftigen haben.

Die ägyptische Schrift.

Dem genugsam betonten hochkonservativen Charakter des ägyptischen Volkes ist es zu danken, daß trotz mehrtausendjähriger Geschichte die Schrift, nachdem sie bereits verhältnismäßig früh fertig ausgebildet vorlag, fast unverändert geblieben ist, ja, daß sie, obwohl sie bereits im Anfange ihres Auftretens eine weit vorgeschrittene Entwicklungsstufe zeigt, die ganzen vorauszusetzenden Vorstufen weiter mit sich herumschleppt und uns dadurch die Möglichkeit gibt, die Entwicklung, wie sie vor sich gegangen sein muß, zu rekonstruieren.

Die ältesten Denkmäler Ägyptens, die aus prähistorischer Zeit stammen, enthalten freilich keine Schriftreste. Um so seltsamer erscheint es darum, daß, sobald die Schrift uns auf Denkmälern begegnet, was etwa um die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. der Fall ist, sie bereits das vorauszusetzende Stadium der reinen Ideenschrift überwunden hat und schon zu einer Wortschrift, ja sogar schon bis zu einer Buchstabenschrift fortgeschritten ist.[1]) So meint denn Schneider[2]), man bekäme „geradezu den Eindruck, als sei der entscheidende Anstoß zur Schriftentwicklung in Ägypten nicht von dem Gedanken ausgegangen, Bilder zur Mitteilung zu verwenden, sondern von dem Bedürfnis, lautliche Komplexe, Namen irgendwie zu fixieren, und von der Verallgemeinerung der einmal gefundenen Lösung für dies Problem. Erst als diese Verallgemeinerung beginnt, reißt die Schrift die Bilder, die bis dahin wohl auch einmal gelegentlich, aber nicht systematisch, zu einer Art Bildschrift verwendet worden sein mögen, an sich und schafft so das Phänomen einer von frühester Zeit an lautlichen Verwendung der Zeichen."

Wir möchten nicht glauben, daß die Schriftentwicklung in Ägypten anders verlaufen sein sollte als überall da, wo wir sonst in der Lage sind, sie zu beobachten oder zu rekonstruieren. Und wenn es richtig ist, daß, wie Spiegelberg[3]) bemerkt, man in den ältesten Inschriften meistens noch mit Bildzeichen geschrieben hat, dann ergibt sich wohl auch für die ägyptische Schrift die Reihenfolge: Ideenschrift — Wortschrift, letztere zunächst rein ideographisch, dann auch phonetisch angewandt, und erst aus der Wortschrift phonetischen Charakters sind die weiteren später zu besprechenden Entwicklungsstufen bis zur Buchstabenschrift hervorgegangen.

Der Umstand, daß die ägyptische Schrift uns bereits in der vordynastischen Zeit als fertig ausgebildet entgegentritt, gibt einer Vermutung Raum betreffs des Ursprungs dieser Schrift. Zwar „nicht nur der Laie, auch ein Kundiger wird zu dem Urteil geneigt sein, daß die ganze Art des Schriftsystems, wie wir es kennen, auf rein ägyptischen Ursprung hinweist. Trotzdem wäre nicht ausgeschlossen, daß hier fremde Grundlagen eigentümlich entwickelt worden

1) W. Spiegelberg, Die Schrift und Sprache der alten Ägypter. Der alte Orient VIII, 2 (1807), S. 6.
2) H. Schneider, Kultur und Denken der alten Ägypter, Leipzig 1909, S. 131/2.
3) A. a. O. S. 6.

sind".[1]) Und so finden wir denn bei Hommel[2]) die Ansicht vertreten, die ägyptische und die ältere babylonische (sumerische) Schrift hätten sich aus einer gemeinsamen Wurzel heraus entwickelt, wenngleich auch er die ägyptische Schrift als solche als „eine erst auf ägyptischem Boden erfolgte Neuschöpfung" bezeichnet. Aus der Vergleichung gewisser Zeichen glaubt er sogar schließen zu dürfen, daß „die ersten Ansätze zu einem Schriftsystem zu der Zeit, als Ägypten von Babylonien aus neu besiedelt wurde, gewiß schon vorhanden" waren.[3]) Diese Ansicht hängt natürlich aufs engste zusammen mit Hommels Hypothese, daß die alten Ägypter nur ein uralter Ableger der Babylonier waren — eine Ansicht, die keineswegs allgemein geteilt wird.

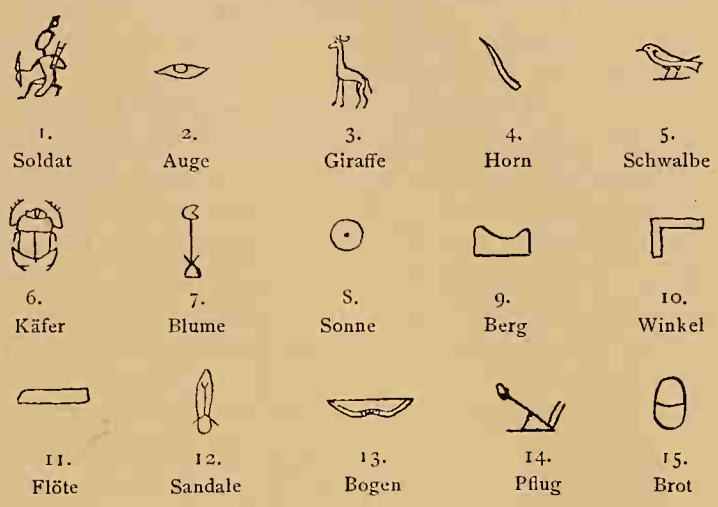


Abb. 60.

Wie dem auch sei — soweit wir die ägyptische Schrift zurückverfolgen können, trägt sie ein durchaus selbständiges, eigenartiges Gepräge.

Versuchen wir nun, die Entwicklungsgeschichte der ägyptischen Schrift, wie sie sich aus den uns vorliegenden Tatsachen erschließen läßt, zu skizzieren. Auf die Ideenschrift brauchen wir nicht weiter einzugehen; es sei verwiesen auf S. 19 und die Abb. 14. Wenn auch die Ideenschrift im Laufe der Entwicklung öfter noch auftaucht, so ist sie im allgemeinen doch durch eine Wortschrift ideographischen Charakters ersetzt worden, d. h. durch Bilder, die einen Einzelbegriff, vom sprachlichen Gesichtspunkte aus ein Wort, in anschaulicher Weise darzustellen versuchten. Bewundernswert ist hierbei die Naturtreue der Darstellung einerseits neben der einfachen, stilisierten Umrißform andererseits. Sieht man sich die reichlich 500 Bildzeichen an, so wird man ohne Bedenken Schneider[4]) Recht geben, daß „die Fähigkeit der anschaulichen Wiedergabe der Dinge beim Ägypter sehr weit entwickelt ist, als er beginnt, eine Schrift darauf zu bauen. Darum haben seine Schriftzeichen so eine glänzende, malerische Durchbildung, wie die keines anderen Volkes". Abb. 60 enthält eine Anzahl von Wortzeichen, die sichtbare Gegenstände wiedergeben. Ich möchte schon hier bemerken, daß die Schriftrichtung entweder von oben nach unten oder meist von rechts nach links, seltener umgekehrt verlief; verlief sie von rechts nach links, dann waren die Köpfe der Menschen- und Tierbilder nach rechts gerichtet, im andern Falle nach links. In unseren heutigen Wiedergaben der ägyptischen Schriftzeichen wird die letztere Stellung bevorzugt, wie es auch im vorliegenden Buche geschieht.

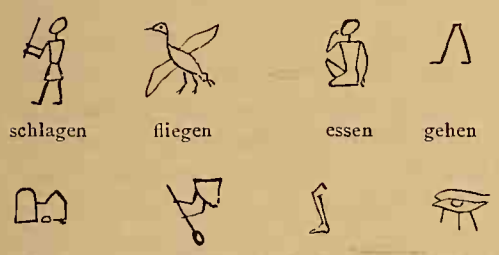


Abb. 61.

1) Dyroff, Ägypten, in Helmolts Weltgeschichte Bd. III (1920), S. 233.
2) Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients, 1904, § 43.
3) Ebenda S. 113 Anm. 1.
4) A. a. O. S. 130.

Sinnlich wahrnehmbare Handlungen stellte man dar, indem man ihren charakteristischen Moment festzuhalten suchte; so „schlagen" durch einen Mann mit erhobenem Stock, „fliegen" durch einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, „essen" durch einen sitzenden Menschen mit zum Munde erhobener Hand usw. (s. Abb. 61). Bisweilen wurden in solchen Fällen Abkürzungen verwandt, indem man z. B. statt der ganzen Figur eines Menschen nur die für die betr. Handlung in Frage kommenden Glieder darstellte; so wurde „gehen" durch zwei Beine, „kämpfen" durch zwei Arme mit Keule und Schild, „rudern" durch zwei Arme mit Ruderstange, „schreiten" durch ein Bein, „weinen" durch ein Auge mit Tränen angedeutet usw. (Abb. 61).

Vor eine schwierigere Aufgabe sah man sich gestellt, wenn es galt, abstrakte Begriffe zur Darstellung zu bringen. Da mußte die Ideenassoziation helfen, und so wählte man denn Bilder, die in irgendeiner Beziehung zu dem wiederzugebenden Begriff standen. So wurde der Begriff „herrschen" durch ein Szepter wiedergegeben, „leiten" durch einen Kommandostab, „Süden" durch die Lilie, die Wappenpflanze Oberägyptens, „finden" durch einen pickenden Ibis, „Alter" durch einen gebückten Mann mit einem Stabe, „kühl" durch eine Vase mit herausfließendem Wasser usw. (Abb. 62).

Es liegt auf der Hand, daß ein Kulturvolk wie das der Ägypter nicht mit einer so primitiven

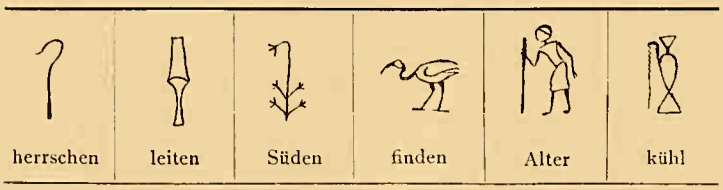


Abb. 62.

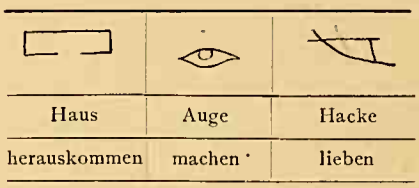


Abb. 63.

Bilderschrift auskommen konnte. Daher wurde der Schritt zur Phonetisierung der Schrift schon sehr früh und in weitem Umfange getan. Auch der Umstand, daß in der ägyptischen Sprache eine Menge von reinen Formwörtern vorhanden ist wie Pronomina, Präpositionen, von Prä- und Suffixen, mußte das Unzulängliche einer reinen Bilderschrift deutlich spüren lassen. So griff man denn zu dem Mittel, das wir bereits bei der Schrift der Azteken in den Anfängen, bei der chinesischen Schrift als in erheblichem Grade durchgeführt kennengelernt haben: ein Wort durch ein Bild darzustellen, das einen Gegenstand von gleichem Lautcharakter bezeichnete, also mittels des Lautrebus. Dieses Mittel war im Ägyptischen um so leichter anzuwenden, als die ägyptische Sprache mit den semitischen Sprachen das Vorherrschen der Konsonanten über die eine mehr untergeordnete Rolle spielenden, den durch die Konsonanten ausgedrückten Hauptbegriff nur modifizierenden Vokale gemein hat und deswegen eine erhebliche Anzahl von Homonymen — im Sinne gleichkonsonantiger Wörter gefaßt — besitzt. Das Zurücktreten der Vokale gegenüber den Konsonanten geht im Ägyptischen soweit, daß die Ägypter auch in der weiterhin zu behandelnden Buchstabenschrift keine Vokalzeichen kannten, so daß wir infolgedessen über die eigentliche Aussprache der nur in ihrem Konsonantengerippe uns bekannten Wörter nicht unterrichtet sind. Nur auf indirektem Wege, durch sorgfältige Beobachtung der Lautgesetze im Ägyptischen, durch Heranziehung von Umschreibungen ägyptischer Wörter in anderen Sprachen, durch Rückschlüsse aus dem vokalschreibenden Koptischen, der jüngsten Entwicklungsstufe des Ägyptischen, ist man imstande, mit einem gewissen Grade von Sicherheit in einer größeren

Anzahl von altägyptischen Wörtern auch die Vokale zu rekonstruieren.[1]) Es bleibt aber eben immer nur eine Rekonstruktion. —

So konnte denn das Zeichen für „Laute", ägyptisch *n-f-r*, dazu benutzt werden, um das die gleichen Konsonanten aufweisende Wort für „gut" wiederzugeben, oder das Zeichen für „Mistkäfer" (*ḫ-p-r*), um „werden" (*ḫ-p-r*) zu bezeichnen. Das Bild der „Schwalbe" (*w-r*) bezeichnete gleichzeitig „groß" (*w-r*), das einer „Flöte" (*m-ꜣ-ᶜ*) auch „wahr" (*m-ꜣ-ᶜ*).[2]) (Abb. 60, 5, 6, 11).

Da *j* und *w* als Endkonsonanten früh verstummt zu sein scheinen[3]), so hat es nichts Auffallendes, daß sie bei der geschilderten Art der Übertragung nicht mitzählen. So konnte das Zeichen für „Haus" (*p-r*) auch den Begriff „herauskommen" (*p-r-j*) bezeichnen oder das Zeichen für „Auge" (*j-r·t*, worin *t* nicht mitzählendes Femininsuffix) den Begriff „machen" (*j-r-j*) oder das Zeichen für „Hacke" (*m-r*) den Begriff „lieben" (*m-r*) usw. (Abb. 63). Wir haben es also in den geschilderten Fällen nicht mehr allein mit ideographischen, sondern gleichzeitig mit phonetischen Wortzeichen zu tun. Aber auch hierbei blieb die Entwicklung nicht stehen. Die Abstrahierung von der ursprünglichen Bedeutung ging so weit, daß man nicht nur das Zeichen für „Schwalbe" auch als *w-r* „groß" las, sondern daß man das betr. Zeichen ohne Rücksicht auf seine Bedeutung rein lautlich als Konsonantengruppe faßte und nun zur Schreibung irgendwelcher Wörter verwandte, in denen diese Konsonantengruppe vorkam, z. B. in *w-r-d* „müde sein" u. a. So ist denn *w-r* geradezu zu einem Silbenzeichen oder besser gesagt (da wir bei Silbe einen bestimmten Vokal voraussetzen würden, es auf letzteren aber hier nicht ankommt) zu einem zweikonsonantischen Lautgruppenzeichen geworden. Solcher Zeichen gibt es nun eine ganze Anzahl, einige Beispiele zeigt Abb. 64. Besonders zahlreich sind die Fälle, in denen ein *ꜣ* oder ein *w* auf den ersten Konsonanten folgt.

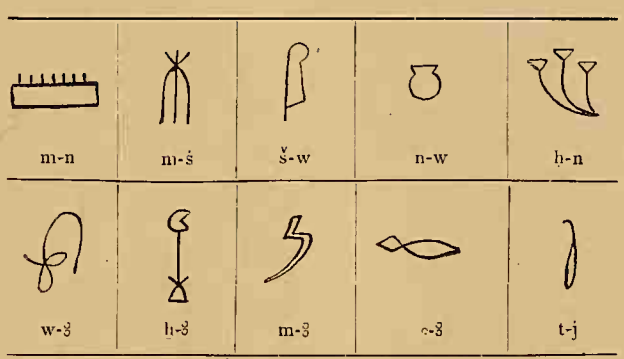


Abb. 64.

Von hier aus war es nur noch ein Schritt bis zur letzten Entwicklungsstufe: der Buchstabenschrift.[4]) Die einfachen Buchstabenzeichen, besser einkonsonantische Lautzeichen genannt, sind auf ähnliche Weise zu ihren phonetischen Werten gelangt wie die sog. Silbenzeichen zu den ihrigen; die einkonsonantischen Lautzeichen sind nämlich gleichfalls entstanden aus Wortbildzeichen, die in ihrem Stamm den gleichen Konsonantenbestand aufwiesen, in diesem Falle aber einkonsonantig waren bzw. durch Abschleifung (Verlust des zweiten Konsonanten, meist *ꜣ*) so reduziert waren, daß nur noch ein Stammkonsonant bei der phonetischen Bewertung des Wortbildes zu berücksichtigen war. So enthält beispielsweise das Wort für „Riegel" nur den einen Konsonanten *s-* (+ unbekanntem Vokal, koptisch *šēi*); das Zeichen dafür (s. hierfür und auch für die folgenden Beispiele Abb. 65)

1) Vgl. den Aufsatz von K. Sethe, Die Vokalisation des Ägyptischen, in: Ztschr. der deutsch. morgenl. Gesellsch. N. F. Bd. 2 (1923), S. 145—207.

2) Für die Umschreibung der Zeichen ist mir Erman-Grapow, Ägyptisches Handwörterbuch, Berlin 1921, maßgebend. — Betreffs der Bedeutung der lautschriftlichen Zeichen *ꜣ*, *ᶜ*, *ḫ* u. a. verweise ich auf die Erläuterungen auf Abb. 65.

3) Vgl. Sethe, Die Vokalisation ff., S. 178.

4) Vgl. K. Sethe, Der Ursprung des Alphabets. Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1916, 2. Heft S. 118 ff., auch den Excurs 14 (S. 151 ff.).

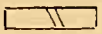
Zeichen	Lautwert	Bemerkungen	Zeichen	Lautwert	Bemerkungen
	ȝ	harter Stimmeinsatz (hebr. א)		ḥ	wie deutsches ch in ‚ach'
	j			ḫ	ein dem vorigen ähnlicher Laut
	ʿ	gepreßter stimmloser Kehllaut (hebr. ע)		s	stimmhaftes s
	w			ś	stimmloses s
	b			š	
	p			ḳ	tief gutturaler k-Laut
	f			k	
	m			g	
	n			t	
	r			ṯ	Abart d. vorigen, vielleicht gleich engl. th
	h			d	
	ḥ	rauher gesprochen als h		ḏ	Abart d. vorigen, viell. gleich ds.

Abb. 65.

wurde nun zur Darstellung beliebiger Silben *s* + Vokal oder, da ja der Vokal nicht in Betracht kam, als Buchstabenzeichen für *s* benutzt. In entsprechender Weise wurde das Zeichen für „Schlange" (*ḏ.t*, worin *t* nur Femininsuffix) zum Lautzeichen für *ḏ*, das Bildzeichen für „Brot" (*t*-) zum Lautzeichen für *t*, das Bildzeichen für „Mund" (*r*-, ursprünglich *r*-ʾ, koptisch *ro*) zum Lautzeichen für *r*, das Bildzeichen für „Hand" (*ḏ.t*) zum Lautzeichen für *d*, das Bildzeichen für „See" (*š*-) zum Lautzeichen für *š*, das Bildzeichen für „Anhöhe" (*ḳ*-) zum Lautzeichen für *ḳ* usw.[1]) So ist denn auf diese Weise das Ägyptische zu einem Alphabet von 24 Buchstaben, natürlich nur Konsonantenzeichen, gelangt, deren sämtliche Formen die Abb. 65 veranschaulicht. Die dort wiedergegebenen Buchstabenformen sind diejenigen, die durch ein paar Jahrtausende in den zahlreichen Inschriften verwandt werden. Im Laufe der Entwicklung tauchen freilich auch gelegentlich andere Buchstabenzeichen auf, indem in gleicher Weise wie oben geschildert andere einkonsonantige (oder solche zweikonsonantigen, deren zweiter Konsonant *w*, *j*, ȝ war) Wortbildzeichen zu einkonsonantigen Lautzeichen werden, und zwar ist dies besonders häufig in Fremdwörtern, so in griechischen und römischen Eigennamen. Es erscheint z.B. das Wortzeichen für „Rücken" (*ś-ȝ*) als *s* in *Vespasianus*, *Kaisaros* u. a., das Wortzeichen für „Löwe" (*r-w*) als *r* in *Tiberius*, *Autokrator* usw.[2]) (Abb. 66).

1) Sethe, Ztschr. f. ägypt. Sprache u. Altertum, Jahrg. 45 (1908), S. 37.
2) Sethe, Ztschr. der deutsch. morgenl. Gesellsch., N. F. 2, S. 153/4; vgl. auch Sethe, Der Ursprung des Alphabets. Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1916. S. 120/1 u. Excurs 15 (S. 157).

Es versteht sich, daß man mit Hilfe der Buchstabenzeichen manche Zweideutigkeiten vermeiden konnte, zu denen die Bilderschrift, ja auch die Verwendung der zweikonsonantigen Lautgruppen infolge des Reichtums des Ägyptischen an Wörtern mit gleichen Konsonanten nur allzuleicht Anlaß bot. So konnte beispielsweise das Zeichen für „gehen" (Abb. 67a) sowohl wie *š-m* oder wie *s-b* oder wie *j-j* gelesen werden, die alle „gehen, kommen" bedeuten; eine eindeutige Lesung wurde erreicht durch Verbindung des Wortzeichens mit dem Buchstabenzeichen des jeweiligen Anfangskonsonanten *š*, *s* oder *j* (Abb. 67b, c und d). Oder das Zeichen für „Weg" (Abb. 67e) konnte w-*ꜣ·t* oder *ḫ-r-j t* gelesen werden, beides bedeutet „Weg". Wollte aber der Schreiber, daß es als *ḫ-r-j·t* gelesen würde, so setzte er vor das Bildzeichen das Silbenzeichen für *ḫ-r* und das Konsonantenzeichen für *r* (Abb. 67f) [1]).

Abb. 66.

Schon aus diesen Beispielen geht hervor, daß wir ideographische und phonetische Schreibung miteinander verbunden finden können, und das ist sogar meist der Fall. Ja, der Ägypter liebte es, selbst in solchen Fällen, wo keine Möglichkeit verschiedener Lesung vorlag, dem Bildzeichen noch phonetische Komplemente hinzuzufügen, und zwar konnte das in mannigfacher Weise geschehen. Entweder wurden alle Konsonanten des Wortes noch einmal mit Buchstaben geschrieben (Abb. 68a) oder nur ein oder zwei Konsonanten (Anfang oder Schlußkonsonanten, Abb. 68b) oder es wurden Silbenzeichen, allein oder mit Buchstaben zusammen, beigefügt (Abb. 68c). Wann im Einzelfalle diese oder jene Schreibung stattfindet, darüber entscheidet lediglich und zwar oft recht willkürlich die Orthographie, die im Laufe der Zeit bedeutende Wandlungen durchgemacht hat.

a

b

c

d

e

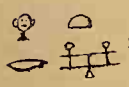

f

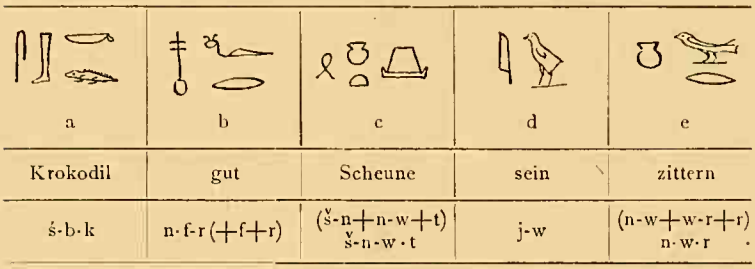
Abb. 67.

Man könnte nun annehmen, daß die Ägypter, nachdem sie zu einer Buchstabenschrift gelangt waren, auf die Wort- und Silbenschrift überhaupt verzichtet hätten, da sie doch mit den 24 Buchstaben sämtliche Wörter lautgemäß zu schreiben imstande waren. Aber wie erwähnt, ist das nicht geschehen. In denjenigen Fällen freilich, in denen kein Wortzeichen für den betr. Begriff vorhanden war, mußte man natürlich zur phonetischen Schreibung greifen (Abb. 68d), aber auch dann wurden oft noch unnötigerweise Zweikonsonantenzeichen (Silbenzeichen) den Buchstabenzeichen, die doch genügt hätten, hinzugefügt (Abb. 68e). War aber ein ideographisches Zeichen vorhanden, so wurde dasselbe pietätvoll neben der phonetischen Schreibung bewahrt oder (seltener) allein angewandt.

Es darf aber nicht verkannt werden, daß auch die rein phonetische Schreibung Nachteile im Gefolge hatte, die wiederum in der lautlichen Struktur der ägyptischen Sprache begründet liegen, nämlich in dem bereits berührten Reichtum an Wörtern mit gleichem Konsonantengerippe. So konnte beispielsweise *m-n-ḫ* sowohl „Wachs" wie „Papyruspflanze" wie „Jüngling" (neuägyptisch) bedeuten. Eine Schreibung, wie sie Abb. 69a gibt (*mn + n + ḫ*), würde also mehrdeutig sein. In solchen Fällen hat der Ägypter nun zu einem Aushilfsmittel gegriffen, das wir auch bei der chinesischen Schrift in ähnlichem Sinne angewandt gefunden haben; er hat sich sog. Determinativa geschaffen, d. h. den Begriffsumfang gewisser Bildzeichen so erweitert, daß sie einen ganzen Begriffskreis bezeichnen. Zu einem phonetisch geschriebenen Worte hinzugesetzt deuten sie die Begriffssphäre an, in die das

1) Das Zeichen über dem Bildzeichen ist der die Femininendung *-t* ausdrückende Buchstabe *t*.

betr. Wort hineingehört[1]) und schränken damit die mehrfache Bedeutung des Wortes auf eine bestimmte ein. Kommen wir auf das vorhin genannte mehrdeutige Wort *m-n-ḥ* zurück. Sollte es die Bedeutung „Papyruspflanze" haben, so setzte man zu der phonetischen Schreibung das Determinativum für „Pflanzen" hinzu (Abb. 69b), sollte es „Jüngling" bedeuten, das Determinativum für „Männer" (Abb. 69c), sollte es endlich „Wachs" bezeichnen, das Determinativum für „körnige und ähnliche Stoffe" (Abb. 69d). Ähnlich finden wir bei dem phonetisch geschriebenen Worte *j-s-t* erstens „Palast", zweitens „Mannschaft von Arbeitern" im ersteren Falle das Determinativum für „Häuser", im zweiten das für „Männer" hinzugesetzt (Abb. 69e und f). Schließlich wird die Schreibung mit solchen Determinativen so beliebt, daß letztere auch sehr häufig in denjenigen Fällen dem phonetisch geschriebenen Worte beigefügt werden, wo eine Mehrdeutigkeit nicht vorliegt, so z. B. das Determinativum für „Tiere" in dem eindeutigen Worte *p-n-w* „Maus" (Abb. 69g) oder das Determinativum für „Fleisch" in dem ebenfalls eindeutigen *ḫ-p-ȝ* „Nabel" (Abb. 69h). Eine Anzahl der gebräuchlichsten Determinativa zeigt Abb. 70.



a	b	c	d	e
Krokodil	gut	Scheune	sein	zittern
ś-b-k	n-f-r (+f+r)	(s-n+n-w+t) s-n-w-t	j-w	(n-w+w-r+r) n-w-r

Abb. 68.

Wie schon gesagt, sind die Determinativa durch Erweiterung des Begriffsumfanges aus regelrechten ideographischen Wortzeichen entstanden, ohne daß letzteren ihre ursprüngliche engere Bedeutung damit verloren gegangen wäre. So kann denn das Abb. 70r dargestellte Zeichen sowohl im ursprünglichen Sinne „Wüste, Fremdland" bedeuten als auch Determinativum für Namen fremder Länder und Städte sein. Es scheint nun nach Sethe[2]), daß anfänglich die beiden Funktionen eines solchen Zeichens dadurch unterschieden wurden, daß es als echtes Wortzeichen einen kurzen senkrechten Strich bei sich hatte, als Determinativum nicht, wie überhaupt die ideographischen Wortzeichen allgemein mit einem derartigen Strich, den Sethe für eine Art Ausrufungszeichen hält, versehen zu sein pflegten. Doch wurde dieser Usus offenbar schon sehr früh vernachlässigt. —

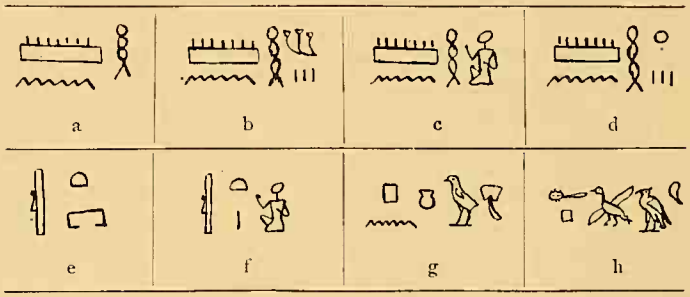


Abb. 69.

Eine eigentümliche, dem Zwecke der Determinativa direkt zuwiderlaufende Verwirrung liegt vor, wenn ein Determinativum von einem Worte auf ein anderes übertragen wird, das

1) Ich kann mich nicht entschließen, auch in einem solchen Falle von einem Determinativum zu reden, wenn zu der phonetischen Schreibung des Wortes das entsprechende Bildzeichen im engeren Sinne hinzutritt. Nach meiner Ansicht liegt hier nur ein Fall der oben besprochenen Mischschreibung vor (im Gegensatz zu Erman, Ägypt. Grammatik[3], § 42; vgl. jedoch Sethe, Ztschr. f. ägypt. Spr. u. Alt., 45, S. 42), während ich die Determinativa dadurch für gekennzeichnet halte, daß sie einen ganzen Begriffskreis allgemeiner Art repräsentieren.

2) Sethe, Die Bedeutung des Striches | in den Pyramidentexten und im alten Reich, in: Ztschr. f. ägypt. Spr. u. Alt 45 (1908), S. 44—56.

die gleichen Konsonanten hat, zu dessen Bedeutung es aber gar nicht paßt. So wird in den alten Texten *j-w.f* „er ist" (worin *f* Suffix der 3. Pers. Sing.) mit dem Determinativum für „Fleisch" geschrieben, weil *j-w-f* „Fleisch" damit versehen ist (Abb. 71).

Wir haben versucht, eine Darstellung des inneren Zusammenhanges der einzelnen Schriftelemente der ägyptischen Schrift zu geben und in gewissem Grade den mutmaßlichen Entwicklungsgang der letzteren zu skizzieren. Überblicken wir nun noch einmal die verschiedenen Arten von Schriftzeichen, die wir in der ägyptischen Schrift vorfanden, so können wir sie im Anschluß an Sethe[1]) folgendermaßen einteilen: 1. ideographische Zeichen; dazu gehören *a*) die eigentlichen Wortzeichen, *b*) die aus einigen solchen hervorgegangenen Deutezeichen oder Determinativa; 2. phonetische Zeichen; dahin rechnen wir *a*) Wortzeichen (z. B. wenn das Zeichen für „Laute" *n-f-r* auf *n-f-r* „gut" übertragen wird), *b*) zweikonsonantige Lautgruppenzeichen, meist Silbenzeichen genannt, *c*) einkonsonantige Lautzeichen oder Buchstaben. —

Die Schriftzeichen, mit denen wir es bisher zu tun gehabt haben und die wir mit einem auf Clemens Alexandrinus (200 n. Chr.) zurückgehenden Ausdruck als „Hieroglyphenschrift" (ἱερός „heilig", γλύφειν „eingravieren, einmeißeln") zu bezeichnen pflegen, dienen zugleich ornamentalen Zwecken und erscheinen deswegen fast ausschließlich auf Tempelwänden, in den Gräbern und anderen Bauwerken und zwar in der Form eines Flachreliefs oder Hochreliefs oder auch nur einer vertieften Umrißzeichnung, vielfach auch in farbiger Ausführung, in den Stein gemeißelt. Spiegelberg nennt sie darum auch Monumentalschrift. Die Hieroglyphen haben als dekorativ wirkende Schrift nie die enge Beziehung zur eigentlichen Kunst verloren, deren wechselnder Stil und Geschmack auch in der Art der Ausführung der Hieroglyphen sich widerspiegelt. Den Höhepunkt in bezug auf ihre äußere Form darf man wohl in die Zeit des Neuen Reiches (1400—1100) setzen. Die Rücksicht auf die Schönheit verlangte von jeher eine möglichst harmonische Anordnung der einzelnen Zeichen zu einer geschlossenen, möglichst quadratischen Gruppe. Ja, wenn sich eine solche nicht ohne weiteres von selbst ergab, wurden

a	Männer	l	Zeit
b	Frauen	m	Staub
c	Tiere	n	Flüssigkeiten
d	Pflanzen	o	Ausdrücke des Gehens
e	Bäume	p	Auge, sehen
f (spät ▷)	Länder	q	Feuer
g	Wasser	r	fremde Länder
h	Städte	s	Steine
i	Häuser, Hausteile	t	was mit dem Munde geschieht
k	Fleisch	u	abstrakte Ausdrücke

Abb. 70.

1) Ztschr. f. ägypt. Spr. u. Alt. 45, S. 43.

unter Umständen sogar Umstellungen von Zeichen oder Auslassungen vorgenommen. Abb. 72 zeigt ein paar Beispiele hierfür.[1])

Schon dies ist ein Beweis dafür, daß die ägyptische Orthographie reich an allerhand Willkürlichkeiten ist. Und wenn auch in der älteren Zeit noch wenigstens eine gewisse Einfachheit und Klarheit in der Orthographie herrschte, so wurde das anders während des gegen Ende des Neuen Reiches einsetzenden Verfalles. Da konnte es geschehen, daß in die Schreibung eines Wortes diejenige eines bedeutungsverwandten hineingemischt wurde und so ein orthographisches Monstrum zustande kam; vgl. Abb. 73.[2]) Wenn schließlich in der Zeit der Ptolemäer und der römischen Kaiser die Hieroglyphen geradezu zu geheimnisvoll anmutenden Spielereien benutzt wurden, indem man für gewisse Zeichen absichtlich ihnen ähnliche einsetzte oder ganz seltsame, nur für wenige Eingeweihte verständliche Schreibungen anwandte, so handelt es sich da um eine rein änigmatische Schrift, die für das Wesen der Schrift als solcher keine Bedeutung mehr hat und uns hier nicht weiter zu beschäftigen braucht.

j-(w-)f „er ist"

j-w-f „Fleisch"

Abb. 71.

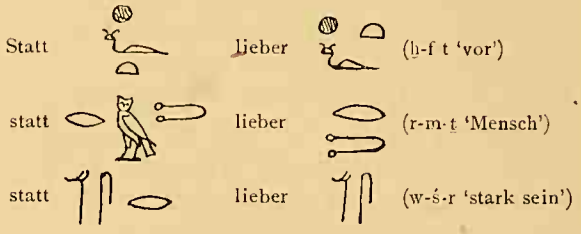


Abb. 72.

Es würde auffällig erscheinen, wenn ein Kultur- und Handelsvolk wie das der Ägypter bei der doch recht umständlichen, zeit- und platzraubenden Monumentalschrift stehen geblieben wäre. Man meißelte doch nicht nur, sondern man schrieb auch und zwar mit einem aus einer am Ende zerfaserten Binse bestehenden Pinsel und roter oder schwarzer Tinte auf Holz, Leder, Kalkstein, Scherben, vor allem aber auf einer Art Papier, das aus dem Mark der Papyrusstaude[3]) hergestellt wurde. Naturgemäß mußte die Rücksicht auf Kürze und Bequemlichkeit eine Änderung der Zeichenformen insofern zur Folge haben, als nur die charakteristischsten Züge in möglichst einfacher Form zur Wiedergabe gelangten. Wir haben hier also im Gegensatz zur Monumentalschrift eine Schreibschrift vor uns, die im Handel und Verkehr benutzt wurde, wie die Monumentalschrift für religiöse und offizielle Texte. Der ältere Duktus dieser natürlich sich auch weiterentwickelnden und zudem noch individuellen Schreibergewohnheiten stärker als die Monumentalschrift unterworfenen Schreibschrift wird mit einem bei dem erwähnten Clemens von Alexandria sich findenden Ausdruck hieratische („heilige") Schrift genannt, was insofern unzutreffend ist, als die Schreibschrift ja ursprünglich gerade profanen Zwecken diente; andererseits erklärt sich aber jener Ausdruck dadurch, daß die „hieratische" Schrift seit etwa dem 7. Jahrhundert v. Chr. durch eine noch weit mehr abgekürzte kursive Schriftart, die nach Herodot sogenannte demotische Schrift[4]) abgelöst worden war und selber nur noch selten und dann allerdings zur Niederschrift von Texten

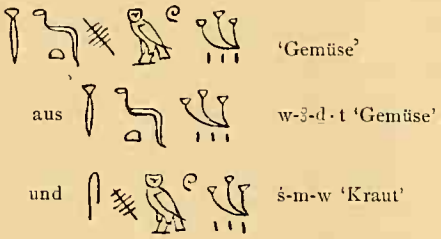


Abb. 73.

1) Nach Erman, Die Hieroglyphen, 1912 (Göschen), S. 43.
2) Nach Erman, Die Hieroglyphen, S. 45.
3) Nach Spiegelberg, a. a. O., S. 14, soll der Name Papyrus bzw. Papier aus dem ägyptischen Ausdruck *pa-p-iur* (das wäre kopt. ⲡⲁ-ⲡⲓⲟⲟⲣ) „die (sc. Pflanze) des Nils" stammen.
4) Bei Clemens heißt sie γράμματα ἐπιστολογραφικά „Briefschrift".

religiösen Inhalts benutzt wurde. Die demotische („volkstümliche", von δῆμος „Volk") Schrift zeigt eine außerordentliche Abgeschliffenheit. Dadurch, daß oft ganze Gruppen von Hieroglyphen zu einem einzigen Zeichen zusammengeschmolzen sind, sind neue selbständige Zeichen entstanden; andere sind bis auf das äußerste Maß verkürzt worden; die umständliche Orthographie der Hieroglyphen — Gemisch von ideographischen und phonetischen Charakteren — ist vereinfacht worden. Da auch die demotische, vor allem wegen der mangelhaften Bezeichnung der Vokale, immer noch eine verhältnismäßig unvollkommene Schrift war, so ist es kein Wunder, daß man bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. anfing, die ägyptische Sprache mit griechischen Buchstaben zu schreiben. Wenngleich noch Jahrhunderte lang demotisch geschrieben wurde[1]), so drang das griechische Alphabet doch mehr und mehr siegreich vor, bis es etwa im 3. Jahrhundert n. Chr. mit dem Christentum fast völlig zur Herrschaft gelangt war und als sog. koptische Schrift zur Wiedergabe der jüngsten, nunmehr koptisch genannten Sprachform des Ägyptischen diente. Ein letzter Rest der demotischen Schrift erscheint noch im koptischen Alphabet in den sieben Buchstabenzeichen, die zur Ergänzung des griechischen Alphabets aus dem demotischen entlehnt wurden. (Genaueres über die koptische Schrift später.) Die Abb. 74 zeigt eine Gegenüberstellung von einigen hieroglyphischen Zeichen mit den entsprechenden hieratischen und demotischen, Abb. 75 einen zusammenhängenden hieratischen Text mit Umsetzung in die entsprechenden hieroglyphischen Formen[2]), Abb. 76 einen zusammenhängenden Text in demotischer Schrift.[3])

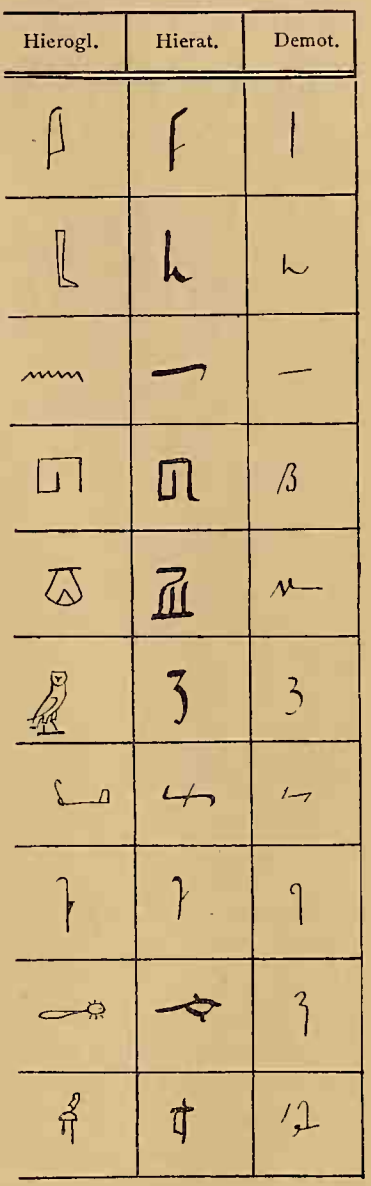


Abb. 74.

Nachdem die griechische Schrift an die Stelle der heimischen Schriftarten getreten war, schwand das Verständnis der letzteren immer mehr, bis es schließlich gänzlich erlosch. Gleichzeitig aber hiermit kam die Ansicht auf, die Hieroglyphen — denn diese mußten mit ihren bildhaften Zeichen besonders dazu auffordern — seien geheimnisvolle Symbole tiefsinniger Weisheit, die nicht gelesen, sondern nur mystisch ausgedeutet werden könnten. Diese Meinung herrscht auch in dem Buche „Über die Hieroglyphen" des Ägypters Horapollon (Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr.), das damit, da es die einzige aus dem Altertum überlieferte ausführliche Behandlung jenes Themas darstellt, einen irreführenden Einfluß auf die ganze spätere Zeit ausgeübt hat. Eine Menge phantastischer, absurder Deutungsversuche tauchen im Mittelalter bis in die Neuzeit hinein auf, meistens ohne eigentliche Kenntnis der tatsächlichen Beschaffenheit der Hieroglypheninschriften. Auch ein so umfassend gelehrter Mann wie der Jesuitenpater Athanasius Kircher in Rom (1601—1680) kam über völlig phantastische Deutungen nicht hinaus. Die wissenschaftliche

1) Nach Spiegelberg, a. a. O., S. 18 läßt sich die späteste demotische Inschrift aus dem Jahre 476 n. Chr. nachweisen.
2) Nach Erman, Die Hieroglyphen, S. 37 u. 76. Beide Schriftproben sind von rechts nach links zu lesen.
3) Ztschr. f. ägypt. Spr. u. Alt., 49 (1911), S. 35.

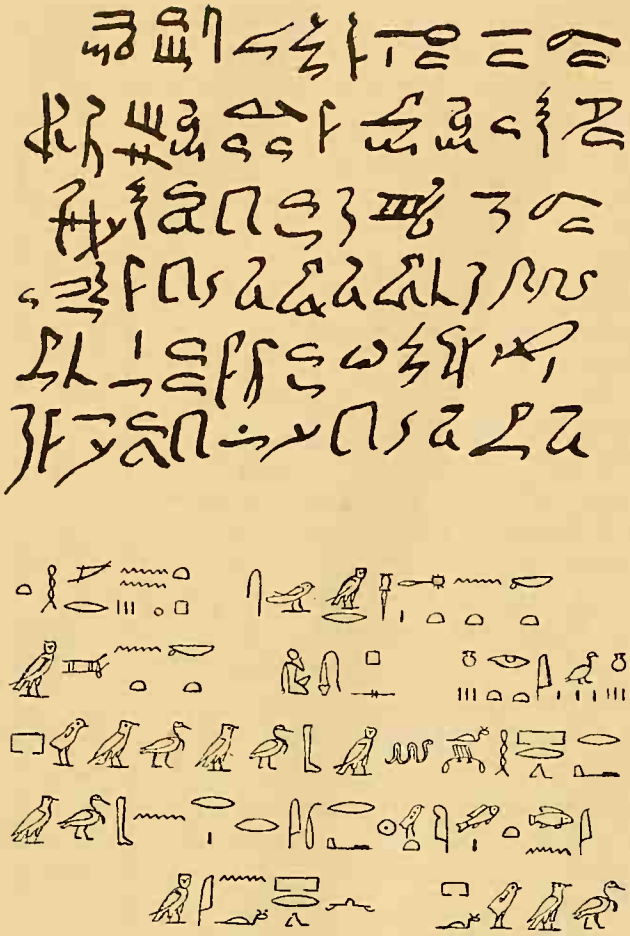


Abb. 75.

Erkenntnis der Hieroglyphen gewann erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein klein wenig festeren Fuß, als der deutsche Arabienforscher Carsten Niebuhr (1733 bis 1815) aus der beschränkten Zahl der Hieroglyphen den Schluß zog, die ägyptische Schrift könne nicht eine reine Wortschrift sein, sondern müsse auch Buchstaben enthalten (die von ihm so genannten „kleineren Charaktere"), und etwas später der Däne Zoega die Entdeckung machte, daß die von einem Oval („Kartusche") eingeschlossenen Zeichen Namen von Königen enthielten. Von einer Entzifferung konnte jedoch noch nicht die geringste Rede sein.

Da kam im Jahre 1799 der berühmte Fund des Steines von Rosette, der bei Gelegenheit der napoleonischen Expedition nach Ägypten in Rosette im Nildelta gemacht wurde. Der Stein besteht aus schwarzem Basalt und enthält auf seiner Vorderseite Inschriften in drei verschiedenen Schriftarten, zu unterst in griechischen Buchstaben (s. Abb. 77). Da aus dem griechischen Text hervorging, daß es sich um ein Dekret der Priester von Memphis zu Ehren des Königs Ptolemäus Epiphanes (204—181 v. Chr.) handelte, das, wie es am Schluß hieß, in „heiliger, einheimischer und griechischer Schrift" veröffentlicht werden sollte, so durfte man annehmen, in den beiden übrigen Inschriften eben die erwähnten Parallelversionen in hieroglyphischer und demotischer Schrift vor sich zu haben. Man hatte also das für Entzifferungsversuche unschätzbare Glück, eine sogenannte dreisprachige Inschrift zu besitzen. Leider war die hieroglyphische Inschrift stark beschädigt.

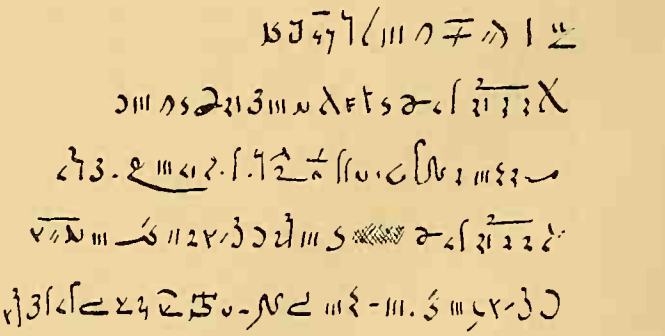


Abb. 76.

Von verschiedenen Seiten wurde nun mit der Entzifferung begonnen. Nachdem der französische Orientalist Sylvestre de Sacy erfolglos versucht hatte, in die demotische Inschrift einzudringen, wurde diese teilweise von dem Schweden Akerblad gelesen (1802). Durch Vergleich mit der demotischen gelang es in den Jahren 1814—1818 dem englischen Arzt Young, den hieroglyphischen Text richtig in Worte zu zerlegen und sogar, zunächst unter Benutzung der Zoegaschen Entdeckung,

aus dem Namen des Königs Ptolemäus eine Anzahl hieroglyphischer Buchstaben richtig zu erschließen.

Von den in seinem hieroglyphischen Vokabular (1818) zusammengestellten 204 Wörtern ist etwa ein Viertel bereits richtig gedeutet; von seinen 14 hieroglyphischen Buchstaben sind freilich nur fünf ganz und drei halb richtig erkannt. Seltsamerweise blieb Young in den Anfängen stehen; den Ruhm der wirklichen Entzifferung der Hieroglyphen kann erst der Franzose Jean François Champollion (1790—1832) beanspruchen.[1])

Schon als Knabe von der fixen Idee beherrscht, der Entzifferer der Hieroglyphen werden zu wollen, leistete er zunächst mit ungeheurem Fleiß eine Menge von Vorarbeiten. Er studierte gründlich die koptische Sprache als jüngsten Ausläufer des Ägyptischen, sammelte alle Formen der Hieroglyphen aus sämtlichen ihm zugänglichen Inschriften und verglich sie mit den hieratischen und demotischen Schriftformen. Indem er nun die ihm aus der griechischen und demotischen Schrift bekannten Namen ins Hieratische und von da aus in Hieroglyphen übertrug, fand er, daß diese Übertragung genau der auf dem Stein wirklich vorhandenen Schreibung glich. Auf diese Weise kam er zu genaueren Resultaten als Young, und mit Hilfe derselben konnte er bereits eine Anzahl griechischer oder römischer, ja endlich auch rein ägyptischer Namen in anderen Inschriften entziffern.

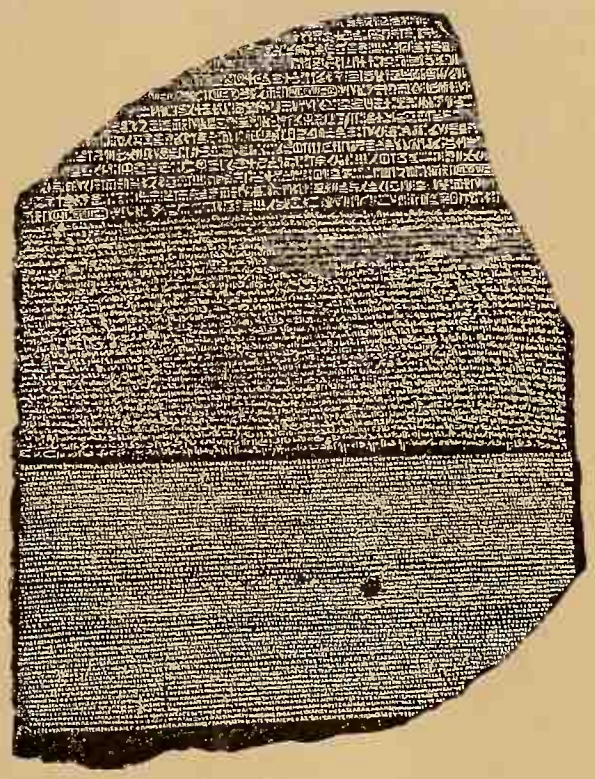


Abb 77.

So hatte Champollion das Geheimnis der ägyptischen Schrift entdeckt: er wußte, daß neben den ideographischen Zeichen auch rein phonetische stehen und zwar bereits in den ältesten Inschriften. Und wenn sich ihm auch noch nicht alles erschloß, wenn ihm das Wesen der sogenannten Silbenzeichen noch unbekannt blieb und er auch nicht zu einer klaren Einsicht in den Bau der ägyptischen Sprache eingedrungen ist, so gelang es ihm doch schon, eine Fülle von Inschriften zu lesen und zu verstehen. Auf Champollions Leistungen beruht die ganze weitere ägyptologische Forschung, soweit sie einen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit macht. Wenn auch der Ruhm der Entzifferung dem Franzosen nicht genommen werden kann, die weitere Entwicklung der Ägyptologie ist wohl im wesentlichsten Teile Deutschen zu verdanken; ich nenne nur die Namen eines Lepsius, eines Brugsch, eines Erman und Sethe. Diese Entwicklung darzulegen ist nicht mehr Aufgabe dieses Buches.

---

1) Über Champollion vgl. die ausführliche Biographie von H. Hartleben, Champollion, sein Leben und seine Werke, 2 Bde, Berlin 1906. — Eine übersichtliche Darstellung der Entzifferungsgeschichte gibt Erman, Die Entzifferung der Hieroglyphen, in: Sitzungsber. der preuß. Akad. der Wiss., Berlin 1922, S. XXVII—XLIII. Vgl. auch Erman, Die Hieroglyphen, 1912 (Göschen), S. 1—13.

Die Keilschrift.

Unter Keilschrift verstehen wir die aus keilförmigen Schriftzeichen bestehenden Schriftarten, wie sie im Altertum in mehreren Gegenden Vorderasiens verwendet wurden. Äußerlich einander sehr ähnlich eben durch den Gebrauch der Keilstriche zeigen sie in ihrem System doch erhebliche Unterschiede, die zum Teil damit zusammenhängen, daß verschiedene Sprachen in ihnen Ausdruck finden. So unterscheiden wir denn die mesopotamische Keilschrift, die elamische oder susische und die altpersische. Die Sprachen, die in ihnen zutage treten, sind die folgenden: in mesopotamischer Keilschrift das Sumerische (die Sprache der vorsemitischen Sumerer), das semitische Babylonisch-Assyrische, das Chaldische (Vorarmenische), in einigen Fällen auch das Chethitische, Mitānische (dem Chethitischen vielleicht verwandt), Kappadokische; in elamischer Keilschrift: das Elamische oder Susische; in altpersischer Keilschrift: der altpersische Dialekt West-Irans.

Da die mesopotamische Keilschrift das Vorbild für die andern Keilschriftsysteme geworden ist, haben wir sie als die wichtigste in besonderem Maße zu berücksichtigen. Die meisten in ihr aufgezeichneten Denkmäler sind in babylonisch-assyrischer Sprache, also einem semitischen Idiom, geschrieben. Allein die Semiten haben die Keilschrift nicht erfunden, sondern sie übernommen von dem seiner Herkunft, Rassen- und Sprachzugehörigkeit nach noch viele Rätsel aufgebenden Volke der Sumerer. Das erklärt auch, warum die Keilschrift in mancher Beziehung dem semitischen Babylonisch ansteht wie ein schlecht sitzendes Kleid; ferner wohl auch, daß die Keilschrift auch die Vokale des Babylonisch-Assyrischen zum Ausdruck bringt — ein Verfahren, das (abgesehen von der äthiopischen Schrift) bei einer semitischen Sprache einzig dasteht, da in allen semitischen Sprachen genau so wie wir es beim Ägyptischen sahen, die Vokale den Konsonanten gegenüber von sekundärer Bedeutung sind.

Es ist nun aber nicht etwa so, daß die semitischen Einwanderer — deren erstes Auftauchen im Zwischenstromland wohl in das 4. Jahrtausend v. Chr. zu setzen ist — ihre semitische Sprache ohne weiteres an die Stelle der sumerischen setzten unter Adaptation der Keilschrift an ihre eigene Sprache, sondern lange Zeit hindurch wurden noch Inschriften in der dafür althergebrachten sumerischen Sprache abgefaßt, auch noch dann, als das semitische Idiom längst zur Literatursprache geworden war. Schließlich kam es so weit, daß das alte Sumerische nur noch als „heilige" Sprache den Priestern bekannt war. Daß aber sogar bei ihnen die Kenntnis der längst zur toten gewordenen Sprache mehr und mehr nachließ, das beweisen die Hilfsmittel, die von ihnen zu Übersetzungszwecken angelegt wurden: Wörterbücher, die sumerische und semitische Wörter in Gegenüberstellung enthielten, umfassende Listen von Schriftzeichen, Wörterverzeichnisse, die entweder sachlich oder nach der Aussprache oder nach der Zeichenform geordnet waren, Kommentare zu alten Texten, grammatische Paradigmata usw.[1])

Während die Sprache der Keilinschriften also einmal eine radikale Umwandlung aufweist, ist die Schrift selber ihrem Prinzipe nach sich gleich geblieben. Die äußere Form freilich hat so starke Veränderungen erlebt im Laufe mehrerer Jahrtausende, daß man, wenn man nicht in der Lage wäre, dieser Entwicklung im einzelnen nachzugehen, geneigt sein könnte, an völlig verschiedene Schriftarten zu glauben. Besonders auffällig erscheint die Veränderung, wenn wir mit der „klassischen" assyrischen Schrift (etwa 1300—600) diejenige vergleichen, in der uns die ältesten Denkmäler der sumerischen Sprache überliefert sind. Der Hauptunterschied besteht nämlich darin, daß, während die erstere aus lauter Keilen zusammengesetzte Charaktere zeigt,

1) Bezold, Ninive und Babylon, Bielefeld u. Leipzig 1919, S. 124f.

die letztere Zeichen aufweist, die aus einfachen Strichen bestehen und vor allem auch die Eigentümlichkeit aufweisen, daß sie wenigstens zum großen Teil mehr oder minder leicht erkennbare Wiedergaben von Gegenständen sind, also Bilder. Und damit kommen wir auf die wichtige Frage von dem Ursprung der Keilschrift.

Bis zum Jahre 1896 bestand unter den Assyriologen Einhelligkeit darüber, daß die Keilschrift sich genau wie andere Schriften aus einer ursprünglichen Bilderschrift entwickelt habe. Diese Ansicht vertrat bereits Oppert[1]) im Jahr 1863, und ihm folgten Männer wie Sayce, Houghton, Hommel u.a. Da erschien 1897 das Buch von Friedr. Delitzsch „Die Entstehung des ältesten Schriftsystems oder der Ursprung der Keilschriftzeichen" (Leipzig), eine Erweiterung eines 1896 vor der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften gehaltenen Vortrages. Delitzsch vertrat darin eine von der herkömmlichen abweichende Ansicht. Statt die komplizierten Zeichen als Weiterentwicklungen ursprünglicher Bilder anzusehen, glaubte er, aus den ältesten Zeichenformen eine kleine Anzahl von sogenannten Urzeichen herausschälen zu können. Diese Urzeichen teilte er ein in 21 „Urbilder" (s. Abb. 78) und 16 „Urmotive" (abstrakte Begriffe) (s. Abb. 79). Außerdem gibt es noch einige Zahlzeichen, die zur Schriftbildung verwendet werden; unter letzteren erkennt er dem „Potenzierungsmotiv" (*gunû*, |||| oder ≡) eine besondere Wichtigkeit zu, indem es, mit andern Urmotiven oder Urbildern zusammengesetzt, den ursprünglichen Begriff in irgend einer Weise steigert (s. die Beispiele Abb. 80). Überhaupt sind die außer jenen Urzeichen vorhandenen ca. 400 Zeichenformen nach Delitzsch sämtlich entstanden zu denken als 1. durch Zwei-, Drei- oder Viermalsetzung des gleichen Urzeichens oder 2. durch Komposition verschiedener Urzeichen (dazu auch die als besonderer Punkt behandelte „Gunierung") oder endlich 3. durch Bildung sogenannter sekundärer Urzeichen, die dann ihrerseits wieder mit andern Urzeichen komponiert werden können (s. Abb. 81).

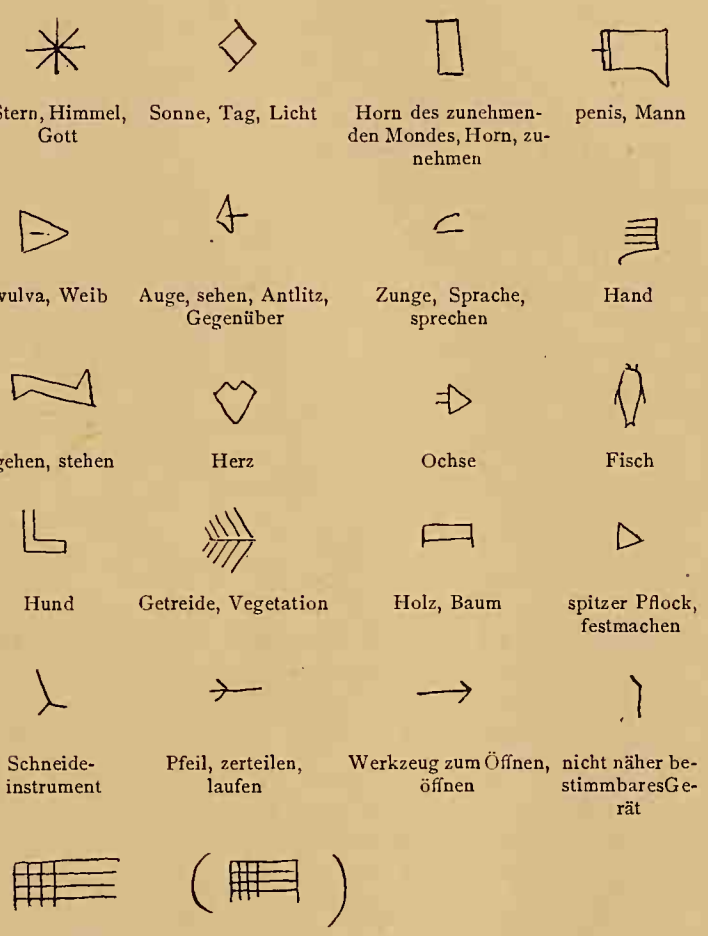


Abb. 78.

Die Theorie Delitzschs fand geteilte Aufnahme; seitens einiger Assyriologen begeistert begrüßt, wurde sie von andern scharf bekämpft. Die Einwände gegen diese Theorie finden

1) Expédition en Mésopotamie II, Buch 1, cap. 5 (1859).

wohl die kürzeste und klarste Formulierung durch G. A. Barton.[1]) Er weist zunächst darauf hin, daß die schon von babylonischen Schreibern so bezeichneten *Gunû*-Zeichen bei Betrachtung der ältesten Formen sich entweder als bloße Varianten der entsprechenden einfachen Zeichen herausstellen oder daß sie auf Bilder ganz verschiedener Gegenstände zurückgehen, die mit dem durch das einfache Zeichen dargestellten oft in gar keinem Zusammenhang stehen. Weiter behauptete er, daß die Delitzschen Konstruktionen für ein primitives Volk, wie es die Sumerer zur Zeit des Aufkommens der Schrift noch gewesen sein müssen, zu abstrakt seien. Endlich habe Delitzsch für seine Theorie zu wenige der oft zahlreichen Bedeutungen eines Zeichens herangezogen. Eine richtige Methode müsse sämtliche Bedeutungen heranziehen und einen solchen Ursprung für das betreffende Zeichen aufstellen, daß alle Bedeutungen sich aus der Grundbedeutung in Übereinstimmung mit der geistigen Entwicklungsstufe eines primitiven Volkes müßten ableiten lassen.

Abb. 79.

Die Einwände Bartons wurden verstärkt durch E. S. Ogden[2]), die u. a. nachwies, daß die von Delitzsch postulierte steigernde Bedeutung der Gunierung gar nicht vorhanden sei. So unternahm denn Barton, in einem umfangreichen Sammelwerke[3]) für über 600 Keilschriftcharaktere den Ursprung aus Bildzeichen nachzuweisen, von welch letzteren er 288 (darunter etwa 40 unsichere) aufzuführen vermag, und zwar alles auf Grund einer möglichst vollständigen Sammlung der ältesten Zeichenformen[4]) und einer sorgfältigen Verfolgung ihrer weiteren Entwicklung bis in die jüngsten, neubabylonischen Formen hinein. Die tatsächliche Herausbildung der späteren Formen aus den Bildzeichen soll sich nach Barton auf viererlei Weise vollzogen haben: 1. durch Vereinfachung und Konventionellwerden der Bildzeichen, 2. durch Bildung neuer Zeichen mittels Komposition, 3. durch Verselbständigung mehrerer Varianten eines und desselben Urzeichens, 4. durch Verquickung zweier oder mehr ursprünglich verschiedener Zeichen in eins. Und was die Bedeutung der verschiedenen ideographischen Zeichen an-

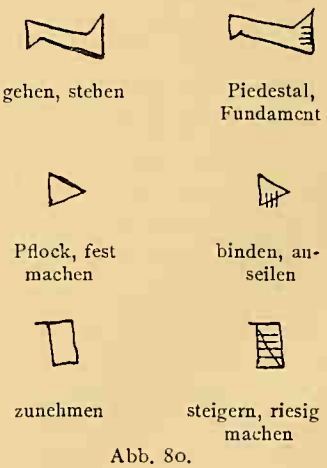


Abb. 80.

1) Journal of the American Oriental Society 23, 237–28.
2) The Origin of the Gunu-Signs in Babylonian Writing. Albany, N. Y. 1911.
3) The Origin and Development of Babylonian Writing, 2 parts, Leipzig 1913 (Beiträge zur Assyriologie und semitischen Sprachwissenschaft, herausg. von Fr. Delitzsch und P. Haupt, Bd. IX).
4) Besonders wichtig hierfür sind die Funde des französischen Konsuls de Sarzec in Tello und diejenigen der Babylonian Expedition of the University of Pennsylvania in Nippur.

geht, so hätten auch da Vermischungen und Übergriffe stattgefunden entweder durch die Ähnlichkeit der Lautform zweier Zeichen oder infolge der Ähnlichkeit der äußeren Zeichenformen.

Auf Grund des gewaltigen von Barton zusammengestellten Materials bin ich der Meinung, daß wir an der direkten Herleitung der Keilschriftzeichen aus Bildzeichen („Hieroglyphen") festhalten müssen. Eine Anzahl solcher bietet Abb. 82; was die Bilder bedeuten sollen, ist freilich nicht in jedem Falle sicher zu sagen, vgl. darüber das angeführte Werk Bartons (Part II).

Es wurde bereits erwähnt, daß die äußere Form der Keilschriftcharaktere im Laufe der Jahrhunderte, ja Jahrtausende bedeutende Wandlungen durchgemacht hat. Barton[1]) unterscheidet sieben Entwicklungsperioden, für die er, wenn auch nicht bei jedem Zeichen mit gleicher Vollständigkeit, Belege gibt. Die sieben Perioden sind: 1. von Ur-Nina bis Manistusu (ca. 3000 v. Chr.?), 2. von Sargon bis Gudea (ca. 2700?), 3. die Dynastie von Ur (ca. 2470—2350), 4. die Hammurapi-Dynastie in Babylon (ca. 2200 bis 1900), 5. die Zeit der Kassitenherrschaft (ca. 1760—1180), 6. die assyrische Zeit (ca. 1100—600), 7. die neubabylonische Zeit (ca. 600—540). Einen Begriff von den Veränderungen einiger Zeichen gibt Abb. 83.

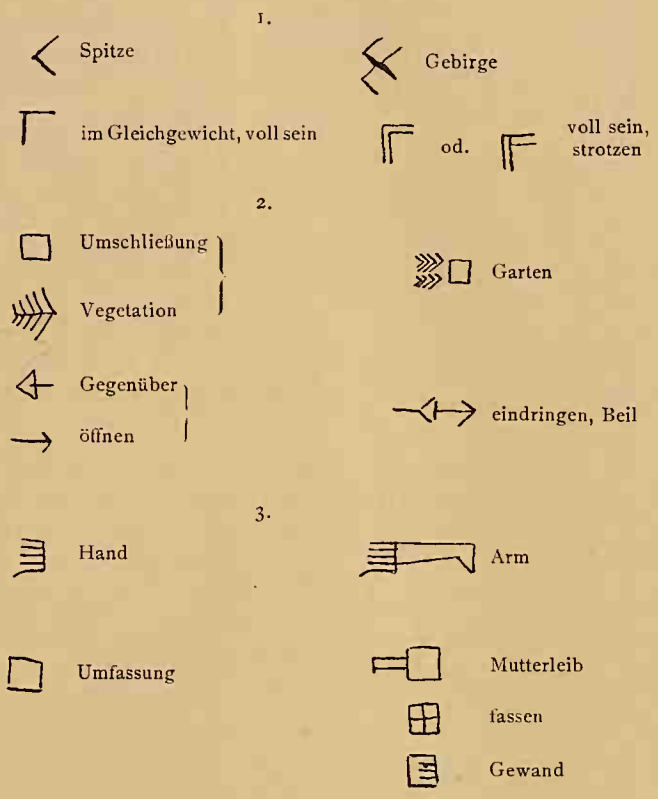


Abb. 81.

Fragen wir, worin die Veränderungen bestehen und worauf sie begründet sein mögen, so drängt sich die wichtige Rolle auf, die das Schreibmaterial bei der Schriftentwicklung überhaupt spielt. Während auf den allerältesten Schriftdenkmälern aus Stein die gebogene Linie noch häufig erscheint, tritt schon sehr früh an ihrer Statt die gerade Linie auf, wahrscheinlich infolge des Gebrauchs eines Materials wie Holz oder Knochen, das die Anwendung gebogener Linien weniger gestattete; die gerade Linie war hier das Gegebene, wurde aber dann auch in anderem Materiale beibehalten. Schließlich kam der weiche Ton auf, in den die Zeichen mittels eines meist hölzernen Griffels eingegraben wurden, worauf dem Ton die nötige Festigkeit durch Härtung im Feuer verliehen wurde. Da der Griffel schräg zur Schreibfläche gehalten wurde, so entstand, indem der vordere Teil des Griffels etwas tiefer in den Ton hineingedrückt wurde, ein an einem Ende verdickter Strich: ein Keil. Der Übergang von der einfachen Strichform zur Keilform scheint in der 1. und 2. Periode (s. o.) schon begonnen zu haben, allgemein durchgeführt finden wir die Keile in der 3. Periode. Übrigens hat sich etwa gleichzeitig mit dem Übergang von der Strich- zur Keilschrift auch eine Änderung der Schrift-

1) The Origin and Development etc. S. XVIff.

richtung vollzogen, insofern als die ursprüngliche Richtung von oben nach unten, wobei die Kolumnen von rechts nach links aufeinander folgten, durch diejenige von links nach rechts ersetzt wurde.

Nachdem wir uns bisher mit der äußeren Form der Schrift beschäftigt haben, wenden wir uns der Eigenart, dem System der Schrift zu. Daß die Charaktere ursprünglich reine Wortbildzeichen waren, haben wir bereits gesehen; ich verweise noch einmal auf die Abb. 82. Begriffe, die sich anschaulich nicht leicht wiedergeben ließen, wurden bisweilen dadurch zum Ausdruck gebracht, daß man sie zerlegte und die gewonnenen Bestandteile darstellte (s. Abb. 84a—c). Allein auch mit diesem Mittel kam man nicht weit. Eine Anzahl von einigen Hunderten von Wortbildzeichen konnte eben nicht ausreichen für die Wiedergabe einer mehr und mehr sich verfeinernden und bereichernden Sprache, auch dann nicht, wenn, wie es in der Tat der Fall war, das gleiche Zeichen auch sinnverwandte Wörter mit ausdrücken mußte, wie z. B. das Zeichen für „Sonne" gleichzeitig „Tag, hell werden, Licht, hell, weiß" bedeuten konnte.

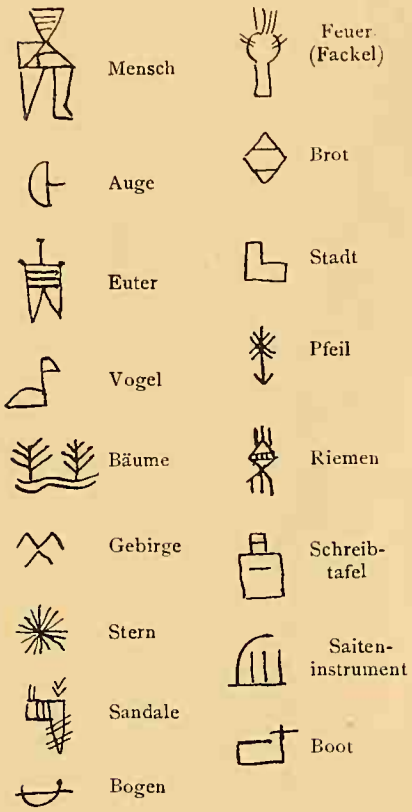


Abb. 82.

So wurde auch bei den Sumerern ähnlich wie bei den Ägyptern bereits früh der große Schritt zu einer Phonetisierung der Schrift getan, d. h. es wurde z. B. das Zeichen für *an* „Himmel" (Abb. 84d) gleichzeitig als Silbenzeichen (also rein lautlich, ohne Rücksicht auf die Bedeutung) *an* verwandt, ebenso das Zeichen für *mu* „Name" (Abb. 84e) auch als Silbenzeichen für *mu* usw. Durch solche Silbenzeichen war man in den Stand gesetzt, Pronomina, Flexionsprä- und -suffixe usw. auszudrücken.

So waren also die Sumerer im Prinzip bereits zu einer Silbenschrift gelangt; allerdings blieben sie dabei stehen, den Schritt zur weiteren Vereinfachung, zur Buchstabenschrift, wie er in Ägypten vollzogen wurde, taten sie nicht. Ja nicht einmal die Silbenschrift wurde zum alleinherrschenden Prinzip erhoben, sondern die Wortzeichen wurden auch fernerhin soweit möglich ideographisch verwandt und Silbenzeichen dienten nur als Aushilfsmittel, wo jene Zeichen nicht ausreichten.

Bei der Übernahme des sumerischen Schriftsystems durch die semitischen Babylonier wurde die bisher verhältnismäßig einfache Keilschrift zu einer überaus verwickelten, was die Entzifferung so ungeheuer erschwert hat. Die Semiten übernahmen die sämtlichen sumerischen ideographischen Wortzeichen, setzten aber statt des sumerischen Wortes das semitische Äquivalent dafür ein; so lesen sie denn das Zeichen für „Vater" (Abb. 84f) nicht mehr sumerisch *ad*, sondern semitisch *abu*, das Zeichen für „Name" (Abb. 84e) nicht mehr sumerisch *mu*, sondern semitisch *šumu* u. a. m. Allein auch die sumerischen Lautwerte der Wortzeichen verschwanden nicht; die Babylonier behielten nämlich die sumerische Aussprache des betreffenden Zeichens bei, verwendeten sie aber ohne Rücksicht auf die Bedeutung als Silbe, das Zeichen also auch als Silbenzeichen. Es konnte also mit andern Worten das erwähnte Zeichen für „Name" von denSemiten erstens als Wortzeichen (ideographisch) behandelt und *šumu* gelesen, zweitens als Silbenzeichen (phonetisch) betrachtet und *mu* gelesen werden. Damit nicht genug pflegte in manchen Fällen ein Zeichen auch in seiner semitischen Lesung als Silbenzeichen

verwendet zu werden. Welche Vieldeutigkeit dadurch für ein Zeichen herbeigeführt wurde, zeigt folgendes Beispiel, wobei nicht einmal alle Lesemöglichkeiten berücksichtigt sind. Das Abb. 84g dargestellte Keilschriftzeichen hat im Sumerischen die Bedeutungen 1) Erde, Land, 2) Berg, 3) Pferd u. a. Die beiden letzteren Bedeutungen werden im Sumerischen durch das Wort *kur* bezeichnet, für die erstere gibt es die Wörter *kur* und *kin*. Die Babylonier setzten nun ihre gleichbedeutenden semitischen Wörter dafür ein, also für *kur* „Land" *mâtu*, für *kin* „Erde, Land" *irṣitu*, für *kur* „Berg" *šadû*, für *kur* „Pferd" *sisû*. Gleichzeitig aber dient das betreffende Zeichen in rein phonetischer Anwendung zur Wiedergabe der Silben *kur* und *kin* und endlich kann es die aus den semitischen Wörtern *mâtu* und *šadû* entstandenen Silben *mat* und *šad* bezeichnen. Ein weiteres Beispiel wäre das sumerische Wort *an* (Abb. 84d), das 1. den „Himmelsgott *An*" und dann allgemein „Gott", (2. „hoch sein",) 3. „Himmel" bedeutet. Die Semiten benutzten dieses Wort 1. als ideographisches Zeichen für ihren von den Sumerern übernommenen Himmelsgott *Anu* wie auch allgemein für „Gott", semitisch *ilu*, ferner für den Begriff „Himmel", semitisch *šamû*; 2. als phonetisches (Silben-)Zeichen für die Silbe *an* (aus dem Sumer.) und die Silbe *il* (aus dem Semit.).

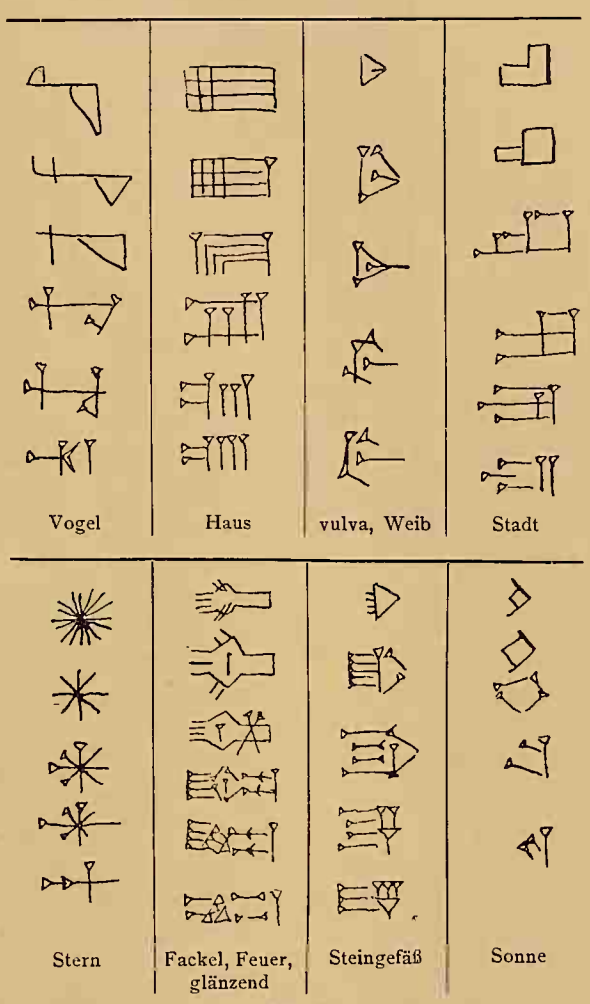


Abb. 83.

So gewannen denn die Babylonier ihren Vorrat an Silbenzeichen aus zwei Quellen: der sumerischen und ihrer eigenen semitischen Sprache. Aber wenn sie die Silbenzeichen in ihren Texten auch reichlich verwandten, sie behielten doch in ähnlich konservativer Gesinnung wie die Ägypter die alten ideographischen Zeichen, die ursprünglichen Wortbilder, in erheblichem Umfange bei. So ist denn die mesopotamische Keilschrift in der Tat ein Gemisch aus ideographischen und Silbenzeichen, wobei noch einmal daran erinnert werden mag, daß letztere nicht mit den ägyptischen Silbenzeichen (besser: Zeichen für Gruppen von zwei Konsonanten) zu vergleichen sind, insofern als die Silbenzeichen der Keilschrift auch einen bestimmten Vokal enthalten. Wir können die Silbenzeichen einteilen in solche, die nur einen Vokal enthalten und solche, die aus Konsonant + Vokal oder Vokal + Konsonant bestehen, endlich in solche, die sich aus Konsonant + Vokal + Konsonant zusammensetzen (Beispiele für alle Fälle Abb. 85). In der Regel freilich werden Silben der letzteren Art durch Kombination zweier Zeichen ausgedrückt, wobei der Vokal eigentlich zweimal zum Ausdruck gelangt, z. B. *kir* durch *ki* + *ir*, *tam* durch *ta* + *am*; ist der Vokal lang, so wird das Zeichen für die entsprechende vokalische Silbe dazwischen gestellt, z. B. *kīr* zusammengesetzt aus *ki* + *i* + *ir* (Abb. 86a—c).

Abgesehen davon, daß, wie erwähnt, für die silbenbildenden Vokale *a*, *e*, *i*, *u* besondere

Zeichen vorhanden sind, haben auch die Babylonier ebensowenig wie die Sumerer den weiteren Schritt zur Entwicklung eines Alphabetes getan. Der gleiche Vorgang, der in Ägypten zur Entstehung der Einkonsonantenzeichen (Buchstaben) geführt hat, hätte ja auch in Mesopotamien zu dem gleichen Ergebnis führen können; wie etwa aus dem ägyptischen Silbenzeichen (ursprünglich Wortzeichen) für *r-* „Mund" unter Vernachlässigung des Vokales das Zeichen für den Buchstaben *r* wurde, so hätte das Keilschriftzeichen etwa für *ka* analog zum Buchstabenzeichen für *k* werden können, zumal ja in den semitischen Sprachen die Vokale den Konsonanten gegenüber genau so sekundärer Natur sind wie im Ägyptischen (vgl. oben S. 42). Daß diese Entwicklung nicht stattgefunden hat, läßt sich wohl aus dem Umstande erklären, daß die Semiten eben nicht Erfinder der Keilschrift waren, sondern sie im System fertig von den Sumerern übernahmen, einem nichtsemitischen Volke mit einer total anders gearteten Sprache, deren agglutinierendem Bau eine Silbenschrift recht gut angepaßt war, bei der die Gleichwertigkeit von Vokal und Konsonant die erwähnte, im Ägyptischen vorhandene Vorbedingung zur Verwendung eines Zeichens für Konsonant und Vokal als Buchstabenzeichen für den bloßen Konsonant nicht geben konnte. Das starre Festhalten an dem sumerischen, der eigenen Sprache eigentlich wesensfremden Schriftsystem hat es so bewirkt, daß es den semitischen Babyloniern nicht gelungen ist, zu derjenigen Vereinfachung der Schrift zu gelangen — nämlich der Buchstabenschrift — die, nach ägyptischem Vorbild von den Westsemiten geschaffen, doch gerade mit dem Namen der Semiten für immer verknüpft bleiben wird. Weit entfernt also, die doch verhältnismäßig naheliegende Vereinfachung der sumerischen Keilschrift durchzuführen, haben die Babylonier, wie wir bereits darzulegen versucht haben, dieselbe noch verwickelter gemacht. Und einen Punkt, der noch besonders dazu beiträgt, die „schreckliche" Keilschrift, wie Bezold einmal sagt, zu einem überaus komplizierten Schriftsystem zu machen, haben wir bisher noch gar nicht berührt. Auch er ist durch die Übernahme der Keilschrift von den Sumerern begründet. Da die überwiegende Zahl der einfachen Wörter im Sumerischen in der Form von Einsilblern erscheint, gibt es eine große Anzahl von homonymen Wörtern. Zum Teil werden diese Homonyme mit einem und demselben Schriftzeichen geschrieben, das also dann mehrdeutig ist; z. B. hat das sumerische Wort *ni* die verschiedenen Bedeutungen „Furcht", „selbst", „Macht" und wird trotzdem jedesmal mit dem gleichen Zeichen ge-

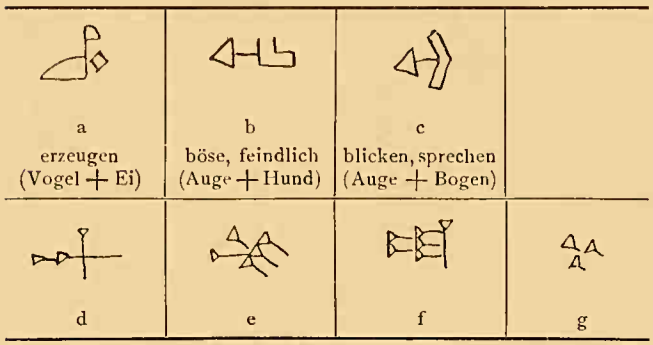


Abb. 84.

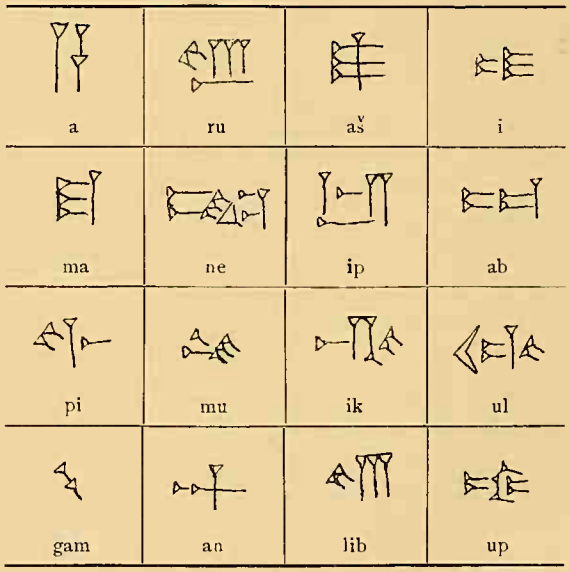


Abb. 85.

schrieben. Wenn aber die einzelnen Bedeutungen durch verschiedene Zeichen geschieden waren — vgl. die chinesische Schrift — dann wurden diese sehr oft fälschlich miteinander vertauscht, also wurde z. B. *bur* „Ohr" mit dem Zeichen für *bur* „Gefäß" (Abb. 86d) geschrieben statt des ihm eigentlich zukommenden (Abb. 86e).[1]) Da nun die Babylonier, wie wir oben sahen, die sumerischen Sinnwerte des Zeichens ins Semitische übersetzten, so kommt es, daß auch in rein semitisch geschriebenen Texten ein und dasselbe Zeichen oft so viele Bedeutungen hat, die weder dem Sinn nach noch der lautlichen Wortform nach etwas miteinander zu tun haben; denn im Sumerischen sind die betreffenden Wörter wenigstens homonym, im Semitischen nicht mehr. Die besprochene Vieldeutigkeit, die ja noch gesteigert wird durch die Möglichkeit, die Zeichen nicht nur ideographisch, sondern auch als Silbenzeichen aufzufassen, gibt der Keilschrift den Charakter der berüchtigten Polyphonie.

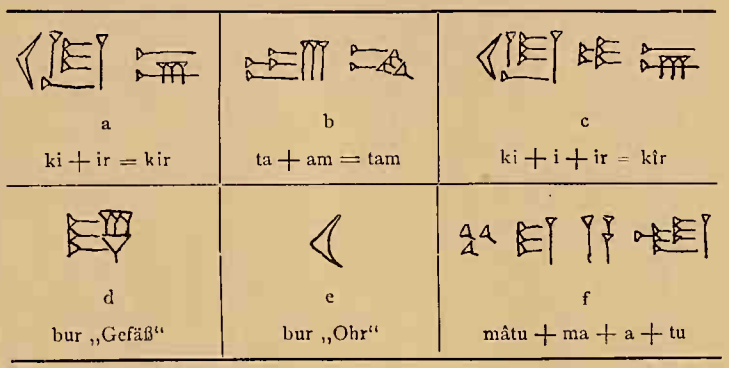


Abb. 86.

Die Nachteile der Polyphonie für ein schnelles und sicheres Lesen der Texte sind zweifelsohne schon den Babyloniern und Assyrern selber zum Bewußtsein gekommen. Sie haben nämlich durch zwei Mittel versucht, jene Nachteile etwas auszugleichen. Es sind überraschenderweise die gleichen Mittel, die wir bereits bei der ägyptischen Schrift kennen gelernt haben. Das eine besteht darin, daß man einem Ideogramm, einem (oft sehr vieldeutigen) Wortzeichen, die phonetische Silbenschreibung des gemeinten Wortes folgen ließ. So konnte man beispielsweise dem oben (Abb. 84g) berührten Zeichen für *mâtu* „Land" die phonetische Schreibung *ma-a-tu* hinzufügen (Abb. 86f) und hatte damit die richtige Lesung sichergestellt. Das zweite Mittel besteht in der Anwendung von Determinativen, die, wie wir aus der Betrachtung der ägyptischen Schrift wissen, hinzugesetzt werden können, um die Begriffssphäre anzudeuten, in die das betreffende Wort gehört. Die Zahl der in der Keilschrift vorkommenden Determinativa ist freilich viel geringer als die der im Ägyptischen verwandten. Die Determinativa stehen vor oder nach, bleiben selber unausgesprochen und werden wohl darum vielfach gar nicht geschrieben, wo man sie erwarten sollte. So steht vor Völker- und Berufsnamen das Zeichen für *lù* „Mensch, Mann", vor Namen von Bäumen, Holzarten, hölzernen Geräten das Zeichen für *giš* „Baum", vor Pflanzennamen das Zeichen für *ú* „Pflanzen", vor Kleidernamen dasjenige für „*tug*" „Kleid" usw.; hinter Landes- und Ortschaftsnamen steht das Zeichen für *ki* „Ort", hinter Fischnamen dasjenige für *g'a* „Fisch" u. a. m. (Die Keilschriftformen der genannten Determinativa enthält Abb. 87).

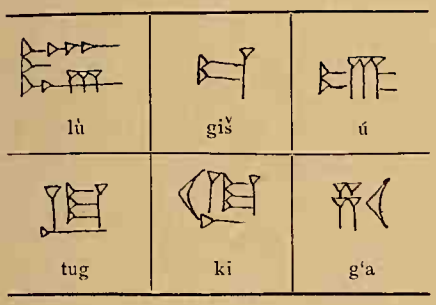


Abb. 87.

Aus all dem Gesagten geht hervor, daß die Keilschrift alles andere als eine im System klare, in der Anwendung bequeme und praktische Schrift ist. Um so mehr muß man sich

1) Weitere Beispiele bei Delitzsch, Sumerische Grammatik, Leipzig 1914, § 12.

wundern, daß es gerade die in der Keilschrift geschriebene babylonisch-assyrische Sprache war, die im 2. Jahrtausend v. Chr. geradezu als internationale Diplomatensprache benutzt wurde, wie es uns vor allem der in ihr abgefaßte Briefwechsel zwischen Ägypten und palästinensischen Kleinkönigen um 1400 v. Chr. untrüglich bewiesen hat, der uns durch die 1887 zu Tell el Amarna in Oberägypten gemachten Funde bekannt geworden ist.[1]) Das war aber wohl auch die Glanzzeit der Sprache Mesopotamiens und der Keilschrift. Seitdem etwa mit Beginn des 8. Jahrhunderts v. Chr. immer größere Schwärme aramäischer Nomaden das Zwischenstromland überfluteten, wurde die einheimische Sprache und mit ihr die Schrift ganz allmählich von der aramäischen Sprache und ihrer Buchstabenschrift verdrängt, und wohl schon vor der Zeit Alexanders des Großen waren letztere alleinherrschend geworden. Damit war auch die Kenntnis der Keilschrift erloschen, und erst dem 19. Jahrhundert war es vorbehalten, durch Wiederentzifferung der zahllosen in ihr abgefaßten, dem Schoße der Erde entrissenen Inschriften eine so gut wie verschollene Kultur zu neuem Leben zu erwecken. Über die Geschichte der Entzifferung wird kurz weiterhin im Anschluß an die Behandlung der altpersischen Keilschrift zu reden sein. Da die letztere eine im Übergang zur Buchstabenschrift befindliche Silbenschrift ist, so werden wir sie erst in einem späteren Abschnitt einer Besprechung unterziehen.

Elamisch	Lautwert	Mesopotam.
	la	
	is, iz, iṣ	
	ap	
	mar	
	ni	
	tan	
	un	
	mi	
	pa	
	me	

Abb. 88.

Über die dritte Art der Keilschrift, die elamische, ist noch einiges zu sagen. In ihr ist vor allem die elamische Fassung der meist dreisprachigen Inschriftentexte aus der Zeit der persischen Achämenidenkönige (558—331 v. Chr.) aufgezeichnet worden.[2]) Die Zeichenform ist zwar bei einem Fünftel der Zeichen mit derjenigen der neubabylonischen Keilschrift fast oder ganz identisch, so daß die Entlehnung von dorther keinem Zweifel unterliegt (vgl. Abb. 88). Allein die elamische Keilschrift hat doch auch wiederum eine eigene Weiterentwicklung durchgemacht, wozu wohl zum Teil die Übertragung der Schrift auf eine Sprache von völlig andersartigem Charakter — agglutinierend im Gegensatz zum wurzelflektierenden Semitischen — beigetragen haben mag. Die reiche Zahl der babylonischen Schriftzeichen ist in der elamischen Keilschrift auf 113 vermindert worden. Die ideographischen Zeichen sind zum größten Teil durch phonetische Silbenzeichen ersetzt worden; wir treffen sie fast nur für sehr häufige Begriffe an wie Stadt, Monat, Meer, Schiff, Straße, Mensch, Haus, Geschlecht, Berg und einige andere. Damit ist auch die das Lesen so erschwerende Polyphonie der Zeichen, wie sie in der mesopotamischen Schrift erscheint, ziemlich beseitigt. Auch Determinative gibt es wohl aus eben diesem Grunde nur wenige, aber die vorhandenen werden viel gebraucht.

Wie gesagt läßt sich bei etwa einem Fünftel der Zeichen der babylonische Ursprung nicht

1) J. A. Knudtzon, Die el-Amarna-Briefe, Leipzig 1907 f. (Transscript., Übersetzung u. Kommentar).
2) Weißbach, Die Achämenideninschriften zweiter Art (Assyriol. Bibl. IX), Leipzig 1890. Ders., Die Keilinschriften der Achämeniden (Vorderasiat Bibl. III), Leipzig 1911.

verkennen, und auf den Denkmälern Elams, die aus noch älterer Zeit als der Achämenidenzeit stammen (seit 1200 v. Chr.), ist die Zahl der den altbabylonischen ähnlichen oder gleichen Formen noch viel größer.[1]) Die im Laufe der Zeit bei den meisten Zeichen eingetretenen Veränderungen zeigen durchweg die Tendenz zur Vereinfachung der Form oder zu harmonischerer Gruppierung der einzelnen Zeichenelemente (einige Beispiele Abb. 89).

Die Entzifferung, die ebenso wie die der mesopotamischen Keilschrift von der in den genannten dreisprachigen Achämenideninschriften den ersten Teil bildenden altpersischen Keilschrift ausgegangen ist, ist vor allem durch Männer wie Oppert, Sayce, Hüsing, Bork und Weißbach gefördert worden und darf heute, von einzelnen Unsicherheiten abgesehen, als abgeschlossen betrachtet werden.

Elamisch	Lautwert	Mesopotam.
	si	
	ḳa	
	as, az, aṣ	
	a	
	lu, dip	
	um	

Abb. 89.

Die chetitische Schrift.

Seitdem in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts das bis dahin fast eine terra incognita darstellende Kleinasien in den Kreis der archäologischen Forschung gezogen worden war, zunächst durch englische und französische Reisende, wurden die ersten Denkmäler einer eigenartigen Kultur bekannt, deren Bedeutung im weiteren Verlaufe der Zeit einmal durch viele neu hinzukommende Funde, dann aber auch durch die ständig sich steigernde Kenntnis der alten Geschichte Vorderasiens in immer helleres Licht trat. Es ist die Kultur des Chetitervolkes[2]), wie man es gewöhnlich bezeichnet. Genauer müßte man sagen: die Kultur eines Volkes (nämlich der Chatti), das der chetitischen Völkergruppe angehört, zu der beispielsweise auch die Mitani, die Urartäer (Vor-Armenier), das Charri-Volk zu gehören scheinen und mit der möglicherweise auch die Elamier verwandt sind.[3]) Doch hat sich auch in dem engeren Sinne die Bezeichnung Chetiter eingebürgert, und der Einfachheit halber gebrauchen wir sie auch hier.

Die Chetiter waren im östlichen Kleinasien, vor allem in dem Gebiete des Halysflusses, ansässig, wo inmitten des kappadokischen Hochlandes bei dem heutigen Dorfe Boghazköi die einstige Hauptstadt des Chetiterreiches gelegen hat. Von dort aus sind die Chetiter bereits seit dem 15. Jahrhundert v. Chr. weiter nach Süden in Nordsyrien vorgedrungen; ja, die chetitische Kultur hat schließlich über ganz Kleinasien, Nordsyrien bis nach Assyrien hin ihre Einwirkung geübt, und so finden wir denn auch auf diesem ganzen Gebiete eine Menge von Denkmälern chetitischer Kunst und, was uns hier vor allem interessiert, von Inschriften.

Diese in chetitischer Sprache abgefaßten Inschriften sind teils in babylonischer Keilschrift, teils in einer eigentümlichen Bilderschrift geschrieben. Diese Bilderschrift steht scheinbar in keinem Zusammenhange mit anderen bekannten Bilderschriften und setzt ihrer Entzifferung bis jetzt noch Widerstand entgegen.

1) C. Frank, Zur Entzifferung der altelamischen Inschriften. (Anhang z. d. Abh. d. preuß. Akad. d. Wiss., Berlin 1912.)
2) Vgl. Ed. Meyer, Reich und Kultur der Chetiter, Berlin 1914.
3) Vgl. Hommel, Grundriß der Geogr. und Geschichte des alten Orients, München 1904, §§ 25—28; ferner den Artikel „Chetiter" in O. Schrader, Reallexikon der indogerman. Altertumskunde, 2. Aufl. 1923 ff. Bei beiden ist weitere Literatur verzeichnet.

Der erste bedeutende Versuch einer Entzifferung wurde 1880 von Sayce unternommen[1]); ihm folgten zur Hauptsache Menant, Halévy, selbständiger waren wieder Peiser und vor allem Jensen[2]), welch letzterer in methodisch nicht zu billigender Weise vom Armenischen ausging, dessen älteste uns bekannte Sprachformen doch rund $1^1/_2$—2 Jahrtausende jünger sind als die Zeit der chetitischen Inschriften, abgesehen davon, daß das indogermanische Armenisch nicht ohne weiteres zur Erklärung des stammfremden, wenn auch indogermanisch beeinflußten chetitischen Idioms[3]) herangezogen werden kann.

Gründlicher und von mehr Erfolg gekrönt waren die neueren Arbeiten von R. Campbell Thompson[4]), der vor allem auf Grund der durch die chetitischen Keilinschriften von Boghazköi ermöglichten Kenntnisse des grammatischen Baues der Sprache in den Sinn der Hieroglypheninschriften einzudringen suchte, von A. E. Cowley[5]) und zuletzt von C. Frank.[6]) Die letzteren bieten bereits eine ganze Anzahl von Textumschreibungen und Übersetzungsversuchen; allein daß sehr viel Sicheres dabei herausgekommen wäre, läßt sich wohl kaum behaupten.

Abb. 90.

Die Schwierigkeit der Entzifferung liegt nicht zum geringsten an dem fast völligen Mangel zweisprachiger Texte. Es sind bisher nur drei ganz kurze derartige Inschriften bekannt: das sog. Tarkondemossiegel (s. Abb. 90), dasjenige des *Indilimma* und der Siegelabdruck des *Arnuwandaš II.*[7]) Gerade die erste, am meisten Erfolg versprechende zeigt außerdem noch Unklarheiten im Keilschrifttext. Nach Hilprecht[8]) wäre die keilschriftliche Legende folgendermaßen zu transskribieren: (Pers.-Determinativ) *Tar-ku-u?-tim?-me šar mât* (Städte-Determinativ) *Me-e* (oder *Me-tan*); das würde heißen: *Tarḳutimme* (ein Königsname, den man dem kilikischen *Tarkondemos* gleichsetzt), König des Landes (der Stadt) *Mê* (oder *Metan*, = Mitanni?). Vergleicht man damit die chetitische Bilderschrift, so würden sich, wirkliche Gleichheit des Inhalts vorausgesetzt, mit ziemlicher Sicherheit die Zeichen für „König" und „Land" ausmachen lassen (Abb. 91). Das hat schon Sayce außer anderem gefunden, desgleichen erkannte er ein Zeichen für „Gott" (Abb. 91), und die Richtigkeit erscheint durch andere Inschriften bestätigt.

König Land Gott

Abb. 91.

Die vorhin genannten neueren Entzifferungsversuche scheinen nun wenigstens einige Klarheit in das eigentliche Wesen der chetitischen Hieroglyphenschrift gebracht zu haben.[9]) Daß die einzelnen Schriftzeichen Bilder darstellen, leidet keinen Zweifel; man vergleiche die auf Abb. 92 gegebenen Beispiele. Es muß freilich zugegeben

1) Transactions of the Society of Biblical Archaeology VII (1880); weitere Vorarbeiten in den Proceedings of the Soc. of Bibl. Arch. 1903. 1914. 1915, zuletzt im Journ. of the Roy. As. Soc 1922 p. 537 ff.

2) Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft Bd. 48 (1894) und: Hittiter und Armenier, Straßburg 1898; vgl. auch Reckendorf, Ztschr. für Assyriologie XI, 1—40 (1896).

3) Über die Sprachenfrage vgl. die zu Beginn des Aufsatzes von J. Friedrich, Die hethitische Sprache (Ztschr. d. deutsch. morgenl. Ges., N. F. I, S. 153—173) gegebene kurze Übersicht nebst Literaturangaben.

4) A New Decipherment of the Hittite Inscriptions, Oxford 1913.

5) The Hittites, London 1920.

6) Die sogenannten hettitischen Hieroglypheninschriften (Abh. f. d. Kunde des Morgenlandes XVI, 3) 1923.

7) Die ersteren beiden abgebildet bei Messerschmidt, Corpus inscript. Hettiticar. (Mitteil. der Vorderas. Gesellschaft V) 1900; die letztere in Hrozný, Keilschrifttexte aus Boghazköi V, Nr. 7.

8) Assyriaca (1894) S. 107 ff.

9) Vgl. C. Frank, Die sog. hett. Hieroglypheninschr., S. 50 ff.

werden, daß es noch in vielen Fällen nicht gelungen ist, die den Bildzeichen zugrunde liegenden Gegenstände zu erkennen. Allein es wurden wahrscheinlich nur noch wenige der Zeichen als eigentliche Ideogramme verwendet, sei es als Determinative (Zeichen für König, Land, Gott u. a.) oder als Abkürzung einer längeren, oft wiederkehrenden Zeichengruppe (Abb. 93); im übrigen hat es den Anschein, als ob die Schrift bereits den Schritt zur Phonetisierung der Zeichen getan habe und zu einer Silbenschrift geworden sei — eine Entwicklung, wie wir sie in ähnlicher Weise auch bei der mesopotamischen Keilschrift beobachten konnten. Ob die Silben Abkürzungen des ursprünglich durch das Bild bezeichneten Wortes oder die Lautwerte der Zeichen willkürlich gewählt sind, läßt sich noch nicht entscheiden.

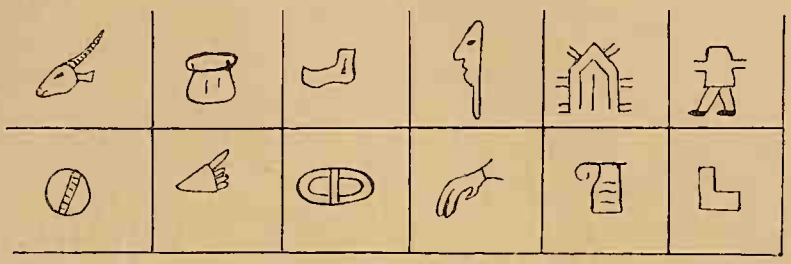


Abb. 92.

Neben den eigentlichen Bilderzeichen gibt es übrigens auch kursivere Formen derselben (s. Abb. 94); da sie aber gleichzeitig mit den ersteren, gelegentlich sogar in einer und derselben Inschrift vorkommen, so hat man darin mit Frank wohl keine jüngere Entwicklungsstufe, sondern nur eine technische Vereinfachung zu sehen. Die Schriftrichtung ist abwechselnd links- und rechtsläufig (*būstrophēdon*), wie sich aus der Stellung der Zeichen ergibt, da z. B. ein Kopf immer nach dem Zeilenanfang schaut (vgl. die ägyptischen Hieroglyphen). Die Gesamtzahl der bisher bekannten Zeichen mag vielleicht 180 betragen. Die vollständigsten Zusammenstellungen der chetitischen Hieroglypheninschriften sind die von Messerschmidt im Corpus inscriptionum Hettiticarum (Mitt. d. Vorderas. Gesellsch. V [1900], dazu Nachträge in VII [1902] und XI [1906]), sowie die von Olmstead, Charles und Wrench, Travels and Studies in the nearer East, Vol. I, part II [1911]. Der erstgenannten Sammlung ist auch die Abb. 95, eine in *Ḥamāth* (heute *Ḥamā*) in Syrien gefundene Inschrift darstellend, entnommen.

Abb. 93.

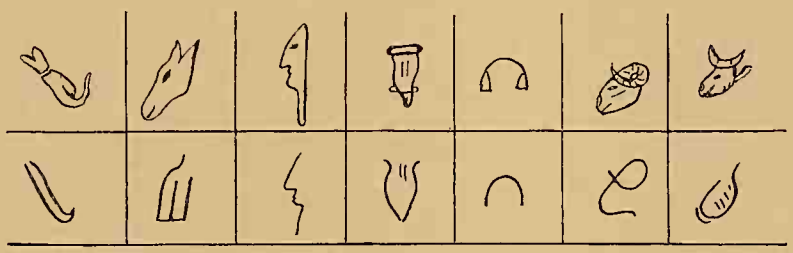


Abb. 94.

Über den Ursprung der chetitischen Schrift wissen wir nichts Bestimmtes; jedenfalls wird sie nicht von den chetitischen Großkönigen, in deren Inschriften sie auftritt, erfunden worden, sondern vielleicht sogar erheblich älter sein. Was die Schriftformen angeht, so könnte man Anklänge zu finden geneigt sein an die im nächsten Kapitel zu besprechende, gleichfalls noch der Entzifferung harrende altkretische Schrift hieroglyphischen Charakters; man beachte z. B. die auf Abb. 96 gegebenen Parallelen. Jedoch sind solche Übereinstimmungen immerhin vereinzelt und möglicherweise als Spiel des Zufalls zu erklären; ferner zeigen die chetitischen Bilderzeichen im allgemeinen eine kompliziertere Form und Gruppierung als die altkretischen. Wenn freilich Evans[1]) darauf

1) A. J. Evans, Scripta Minoa I, Oxford 1909, S. 242/43.

Abb. 95.

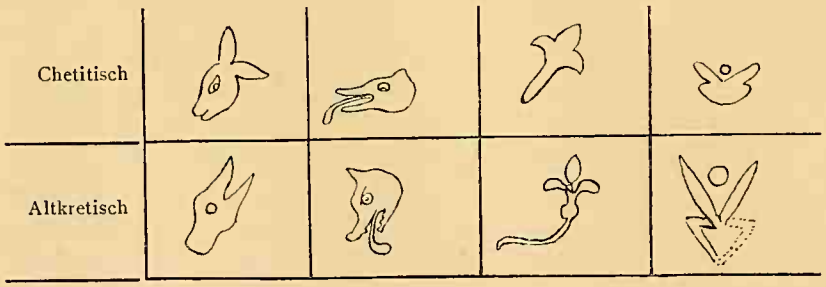


Abb. 96.

hinweist, daß die altkretische Bilderschrift viel älter sei als die chetitische, daß um 1600 v. Chr. die altkretischen Hieroglyphen bereits durch die sog. Linearschrift A ersetzt wurde und um 1300, den Höhepunkt der chetitischen Macht und die Zeit ihrer frühesten uns überkommenen Denkmäler, die anscheinend noch weiter entwickelte Linearschrift B in überwiegendem Gebrauche war, so scheint mir das nicht beweiskräftig zu sein, da die chetitische Schrift älter sein kann als wir ahnen und, wenn sie um 1300 wirklich bereits fast ausschließlich als Silbenschrift auftritt, bereits eine lange Entwicklung hinter sich haben muß. Daß auf Kreta eine schnellere und weitergehende Entwicklung stattfand, braucht mit derjenigen der chetitischen Schrift ja nichts zu tun zu haben. Das mögliche Vorhandensein weit zurückliegender, tiefgewurzelter Gemeinsamkeiten zwischen beiden Schriften gibt doch schließlich auch Evans zu; man bedenke, daß auch sonst uralte Beziehungen zwischen Kreta und Kleinasien klar nachweisbar sind. Die Zusammenhänge in der Schrift mit Sicherheit aufzuzeigen, ist freilich die heutige Wissenschaft noch nicht imstande.

Die altkretische ‹minoische› Schrift.

Ehe sich von etwa 3000 v. Chr. an von der Donau her jene indogermanischen Stämme nach Süden schoben, aus denen das griechische Volk erwuchs, war die Balkanhalbinsel sowie die Inselflur des ägäischen Meeres von Völkern besiedelt, die man, da sich ihre Verwandten bis nach Kleinasien zu erstrecken scheinen, als kleinasiatische Rasse zusammenzufassen pflegt. Sie hat sich in Resten auch nach der griechischen Eroberung noch mehr oder weniger rein behauptet und hat vor allem einen bedeutenden kulturellen Einfluß auf die Griechen ausgeübt. Es darf nämlich nicht vergessen werden, daß die vordringenden Indogermanen noch längere Zeit hindurch sich auf steinzeitlicher Entwicklungsstufe befanden, während in dem Zentrum vorgriechischer Kultur, auf Kreta, eine verfeinerte Lebensführung herrschte, die, wie wir aus den aufgefundenen prachtvollen Erzeugnissen eines raffinierten Kunsthandwerkes schließen dürfen, der gleichzeitigen ägyptischen Zivilisation in nichts nachstand.

Abb. 97.

Gerade auf Kreta, wo die Urbevölkerung von den Griechen mit dem Namen Eteokreter bezeichnet wurde[1]), hat sich jene alte Kultur besonders lange gehalten, und Kreta ist auch, von einigen noch zu erwähnenden Ausnahmen abgesehen, die einzige der späteren Griechensiedlungen, aus der wir auch Denkmäler in vorgriechischer Sprache besitzen. Die in griechischer Schrift geschriebenen drei Inschriften[2]) sind für die Erkenntnis der vorgriechischen Sprache Kretas besonders wichtig; allein sie sind trotz der sorgfältigen Untersuchungen vor allem Conways[3]) noch nicht verständlich, und über die Sprache, in der sie abgefaßt sind, herrschen noch die verschiedensten Ansichten. Außerdem stammen sie aus verhältnismäßig später Zeit, nämlich dem 5. bis 4. vorchristlichen Jahrhundert.

Bedeutend zahlreicher sind die in einheimischen („epichorischen") Schriften aufgezeichneten Inschriften, die vor allem von Evans gefunden und veröffentlicht wurden.[4]) Die meisten Funde stammen aus Knossos, der alten Hauptstadt des vorhistorischen Gesamtkönigreiches; andere aus Phaistos, Hagia Triada u. a. Es handelt sich bei den Inschriften nicht nur um eine einzige Schriftart, sondern um mehrere, die sich in zwei Gruppen einteilen lassen: eine

1) Odyss. XIX, 176.

2) S. den Artikel „Eteokretes" in Pauly-Wissowas Real-Encyclopädie der klass. Altertumswissensch. VI (1909), Sp. 709 bis 710, wo weitere Literatur angegeben ist. Den Wortlaut zweier Inschriften gibt Hirt, Die Indogermanen, Bd. II (1907), S. 569.

3) Annual of the British School of Athens VIII (1901/2), S. 125 ff.

4) S. vor allem: Cretan Pictographs and Pre-Phoenician Script, Lond. and New-York 1895, und: Scripta Minoa I, Oxford 1909.

Bilderschrift, von der wir ein primitiveres und ein weiter fortgeschrittenes Entwicklungsstadium erkennen können, und zwei Schriftarten linearen Charakters, die aus jener Bilderschrift hervorgegangen sind. Da wir eine zweisprachige Inschrift bisher nicht besitzen, sind die gemachten Entzifferungsversuche bisher von Erfolg noch nicht gekrönt gewesen.[1])

Abb. 98.

Die meisten Bilderinschriften befinden sich auf Siegelsteinen; Abb. 97 zeigt eine Anzahl von leicht zu identifizierenden Hieroglyphen, die in den meist nur kurzen Inschriften

1) Als wichtigster, aber völlig mißlungener Entzifferungsversuch mag derjenige von H. Kluge (Die Schrift der Mykenier. Eine Untersuchung über System und Lautwert der von Arthur J. Evans entdeckten vorphönizischen Schriftzeichen, Cöthen 1897) genannt werden.

vorkommen. Zeichen etwas anderer Art enthält die ausführliche Inschrift des sog. Diskus von Phaistos (ca. 1600 n. Chr.), von dem Abb. 98 eine Seite darstellt.[1])

Es würde nun von Wichtigkeit sein zu wissen, ob wir es mit rein ideographischer Schrift zu tun haben oder ob sich bereits phonetische Elemente nachweisen lassen. Nach den Untersuchungen von Evans[2]) scheinen in der Tat beide Elemente vorhanden zu sein. Was die ideographischen Zeichen angeht, so erscheinen diese einerseits als einzelne Zeichen, die vermutlich auch eine übertragene Bedeutung haben können, wie z. B. „Tor" = „Wächter", „Auge" = „Aufseher" u. a., andererseits in festen Gruppen, wodurch anscheinend zusammengesetzte Begriffe ausgedrückt werden, z. B. „Berg" (oder „Land")und „Pflug" = beackertes „Land" (Abb. 99). Einige Ideogramme scheinen wie im Ägyptischen die Rolle von Determinativen zu spielen; so mag eine sitzende menschliche Figur hinter einer Zeichengruppe ein Determinativum für einen vorhergehenden Personennamen sein (Abb. 100). Für das Vorhandensein phonetischer Schriftelemente scheint andererseits die verhältnismäßig geringe Zahl von

Abb. 99.

Abb. 100.

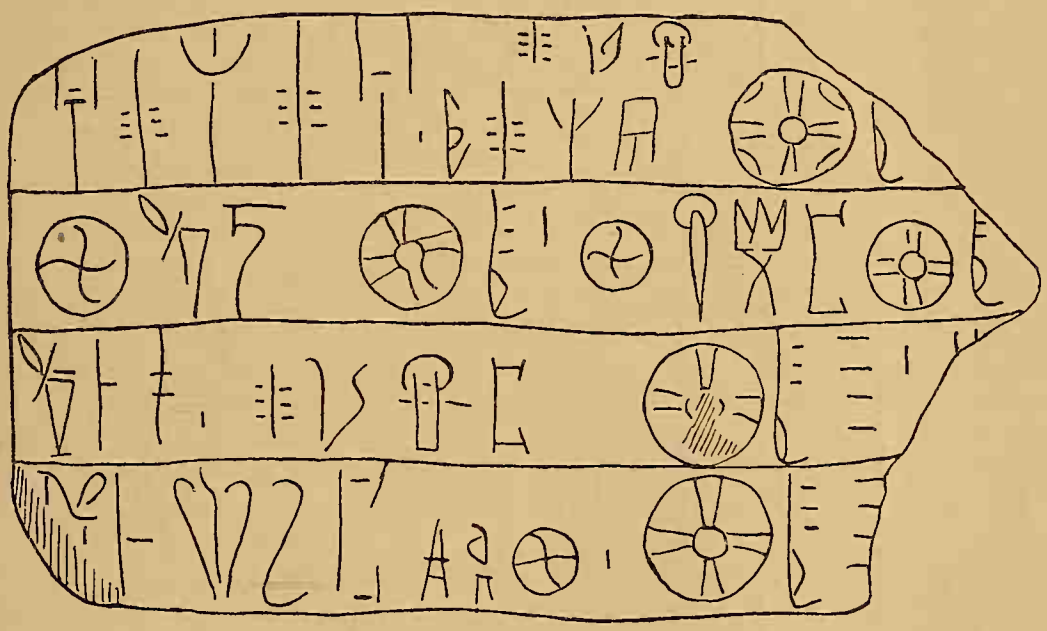


Abb. 101.

Charakteren zu sprechen (nach Evans etwa 135), ferner der Umstand, daß die Vereinigung mancher Zeichen zu Gruppen ganz absurd erscheinen und sich nicht durch die Ideenassoziation erklären lassen würde, die durch die eigentliche Bedeutung der Zeichen nahegelegt wird. Was die Richtung der Schrift angeht, so ist diese entweder von links nach

1) H. Schneider (Der kretische Urspr. d. phöniz. Alph. Leipz. 1913. S. 79) hält die Schrift des Diskus von Phaistos für ein von den Kretern für von Norden her eingewanderte Barbaren erfundenes Schriftsystem.

2) Scripta Minoa I, S. 245 ff.

rechts oder umgekehrt; in mehrzeiligen Inschriften meist wechselnd (*bustrophēdon*). Der Beginn der Inschrift wird in vielen Fällen durch ein × oder + angedeutet.

Eine aus der Bilderschrift hervorgegangene jüngere Entwicklungsstufe wird durch die beiden linearen Schriftsysteme (A und B genannt) repräsentiert. Während die Bilder-

Bilderschrift	Linearschrift A	Linearschrift B

Abb. 103.

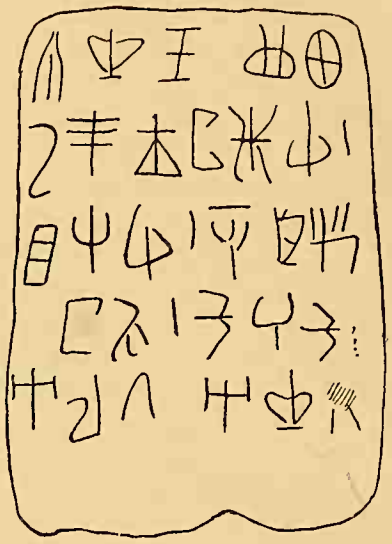


Abb 102.

Abb. 104.

schrift der frühminoischen (2900—2000) und mittelminoischen (2000—1600 v. Chr.) Kulturperiode angehört, treten die Linearschriften gegen Schluß der mittelminoischen Periode (1675 bis 1600 v. Chr.) auf; und zwar hat die Linearschrift A eine allgemeinere Verbreitung, während der Typus B in Knossos die vorher auch dort gebräuchliche Form A mit Beginn der spätminoischen Zeit völlig verdrängt zu haben scheint. Die Schrift B (s. Abb. 101) weist eine geringere Anzahl von Zeichen und ein weniger kompliziertes System kombinierter

Zeichen auf; sie wird daher nach Evans nicht einfach eine weiterentwickelte Form von Typus A (s. Abb. 102) darstellen, sondern beide Arten scheinen Parallelentwicklungen aus der Bilderschrift zu sein, und die plötzliche Einführung des Typus B in Knossos mag das Ergebnis einer dynastischen Revolution gewesen sein, die den Übergang der mittelminoischen zur spätminoischen Periode kennzeichnet.

Beide Linearsysteme scheinen in stärkerem Maße als die Hieroglyphenschrift eine phonetische Verwendung der Zeichen als Silben-, ja vielleicht in einigen Fällen schon als Buchstabenzeichen zu kennen, besonders wohl der Typus B. Darauf deutet vor allem die erheblich verminderte Anzahl der Formen (in der Linearschrift B etwa 100). Daß wir es bei den Linearschriften wirklich mit einer Weiterentwicklung der Bilderschrift, nicht etwa mit einer neuen Erfindung oder einer Entlehnung zu tun haben, beweist die genaue Vergleichung der einzelnen Zeichen. Abb. 103 möge eine Probe von einer solchen Vergleichung geben.

Orchomenos	Altkret. Hierogl.	Altkret. Linearschrift A	Altkret. Linearschrift B

Abb. 105.

Obschon eine Ausdehnung der sog. minoischen Kultur Kretas auch auf das griechische Festland über allen Zweifel erhaben ist, wo der mittelminoischen eine frühmykenische, der spätminoischen eine mittelmykenische Kultur entspricht, so ist doch sehr auffällig, daß sich bei den Ausgrabungen in Mykenä und Tiryns, den Mittelpunkten der mykenischen Kultur, kaum eine Spur schriftlicher Aufzeichnungen gefunden hat. Nur in Böotien, in Orchomenos, ist von H. Bulle[1]) eine Vase gefunden worden, die eine Aufschrift in fünf Zeichen trägt (s. Abb. 104). Vergleichen wir diese Zeichen mit den altkretischen (Abb. 105), so ist eine Ähnlichkeit unverkennbar.[2]) Weniger tritt eine solche Ähnlichkeit hervor bei zwei kleinen in Mykenä selbst gefundenen Inschriften, die auf Abb. 106 und 107 wiedergegeben werden. Wir müssen also wohl annehmen, daß sich der kretische Schrifttypus auf dem Festlande selbständig weiter entwickelt hat („minyische Schrift", nach dem vorgriechischen Volksstamm der Minyer in Böotien).

Bedeutend günstiger liegen die Verhältnisse in bezug auf die Verbreitung der altkretischen Schrift nach Osten hin. Schon während der mittelminoischen, besonders aber in der Mitte der spätminoischen Periode scheint eine intensive Kolonisation Cyperns von den ägäischen Inseln, besonders von Kreta aus stattgefunden zu haben, und damit gelangte auch die alt-

1) In: Die Woche 1904, Heft 5, S. 216.
2) Das 5. Zeichen ist eine Zahl: 31.

kretische Schrift dorthin, zunächst wohl noch in der gleichen Verwendung wie im Mutterlande, später zur rein phonetischen Silbenschrift entwickelt. Wir werden darüber in einem späteren Abschnitt genauer zu handeln haben. Auch von dem Anteil, den möglicherweise die alphabetischen Schriften einiger Völker Süd- und Westkleinasiens an altkretischen Schriftzeichen haben, wird später (bei den Buchstabenschriften) die Rede sein.

Abb. 106.

Was den Ursprung der altkretischen Schrift angeht, so haben wir darin zweifellos eine einheimische Erfindung oder besser gesagt das Ergebnis einer bodenständigen Entwicklung aus primitiven Vorstufen — spielerischen Zeichnungen, Kultsymbolen u. dgl. —, wie sie auch wirklich nachzuweisen sind, zu sehen. Trotzdem läßt sich aber nicht verkennen, daß bei der Ausgestaltung des Schriftcharakters ägyptische Vorbilder mitgewirkt haben müssen. Das zeigt sich einmal darin, daß die ursprünglich verhältnismäßig einfach gestalteten Bildzeichen gerade in der mittelminoischen Kulturperiode, wo auch sonst ägyptischer Einfluß in Kreta in besonders starkem Maße erkennbar ist, in dekorativem Sinne ausgestaltet wurden, in dem ägyptischer Stil nicht zu verkennen ist; ferner lassen sich aber auch direkte Parallelen aufzeigen zwischen altkretischen und ägyptischen Hieroglyphen, die kaum auf Zufall beruhen können.[1]) Beide Momente mögen durch die beifolgenden, den Scripta Minoa entnommenen Abbildungen erläutert werden. Abb. 108 zeigt unter a drei altkretische Hieroglyphen in der ältesten Form, unter b und c jüngere, unter ägyptischem Einflusse künstlerischer, gleichzeitig aber auch naturalistischer ausgebildete Formen derselben. Abb. 109 stellt einige altkretische Bildzeichen im Vergleich mit den der Form nach entsprechenden ägyptischen dar.

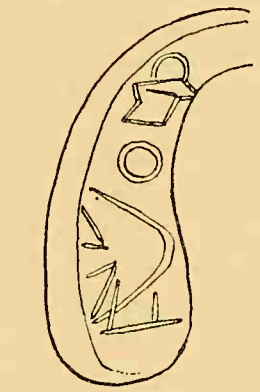


Abb. 107.

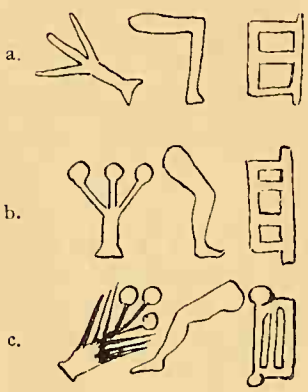


Abb. 108.

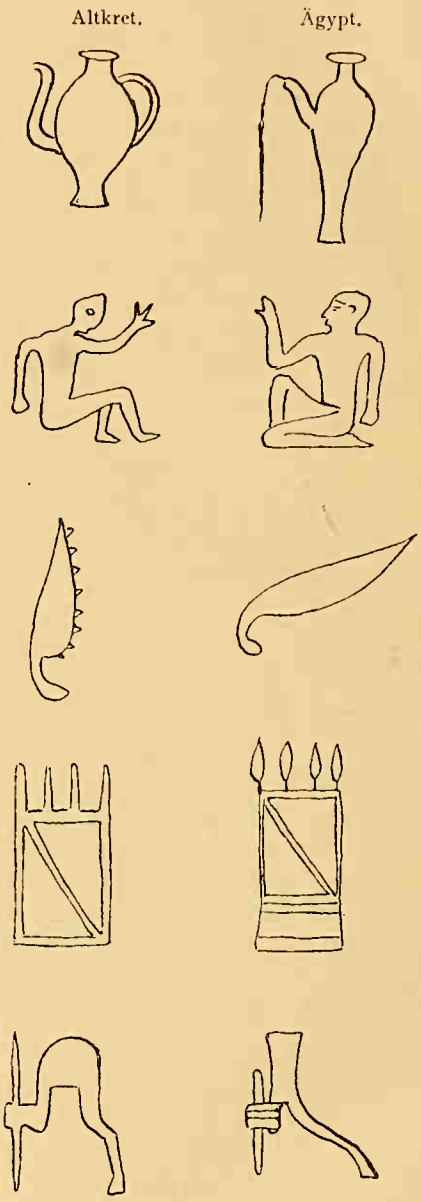


Abb. 109.

1) Vgl. über die ganze Frage Evans, Scripta Minoa I, S. 234—242.

Die Bamumschrift.

Während die bisher behandelten Schriften uralten Kulturvölkern angehören bzw. angehörten, ist die sog. Bamumschrift[1]) gerade deshalb der Beachtung wert, weil sie ein ganz modernes Gebilde darstellt und nachweisbar eine absichtliche Schöpfung eines Naturvolkes ist. Vor etwa zwei Jahrzehnten befahl der König von Bamum im Hinterlande von Kamerun, anscheinend angeregt durch schreibende Europäer oder der arabischen Schrift kundige haussanische Händler, intelligenten Soldaten, Schriftzeichen für die Bamumsprache zu erfinden. Als Resultat ihrer Bemühungen sehen wir eine Bilderschrift vor uns. Bei vielen Zeichen ist der dargestellte Gegenstand deutlich erkennbar (Abb. 110), bei andern ist von dem Hilfsmittel des pars pro toto Gebrauch gemacht (Abb. 111) oder die Bilder sind stark, unter Umständen bis zur Unkenntlichkeit stilisiert (Abb. 112). Auch Handlungen werden meist durch die Gegenstände wiedergegeben, an denen sich jene vollziehen; so „kochen" durch einen auf drei Steinen stehenden Topf, „essen" durch eine Schüssel, auf der etwas liegt, „schreiben" durch die Holztafel der schreibenden Muhammedaner mit einem Griff daran, „gehen" durch aneinandergereihte Fußspuren; die Wiedergabe von „nicht vorhanden sein" durch zwei ausgestreckte Hände mit gespreizten Fingern beruht auf Darstellung einer Gebärde, ebenso ist es, wenn „herrschen" durch einen mit der Hand winkenden Mann zum Ausdruck gebracht wird (vgl. Abb. 113). Gebärden scheinen auch die Zeichen für die Zahlwörter darzustellen; z. B. „eins" = ein Finger und die Hand, bei „zwei" wird ein zweiter Finger an „eins" gelegt, das Zeichen für „sechs" zeigt drei Finger, die, wie das obere Doppeldreieck andeutet, an beiden Händen zu zählen sind usw. (Abb. 113). Unerklärlich erscheinen die Zeichen für die Pronomina (Abb. 113).

Abb. 110.

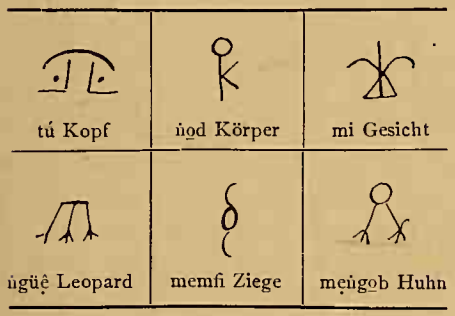


Abb. 111.

Daß es sich bei der Bamumschrift wirklich um eine Wortbildschrift handelt, daß also die Zeichen Ideogramme sind, geht erstens daraus hervor, daß auch für mehrsilbige Wörter besondere Zeichen vorhanden sind, z. B. für *baka* „Teller", *tuade* „schreiben" u. a., ferner daraus, daß auch für gleichlautende einsilbige Lautkomplexe verschiedene Zeichen gebraucht werden bei verschiedener Bedeutung.[2]) Da nun aber in der Bamumsprache (wie in den meisten Sudansprachen) die überwiegende Zahl der einfachen Wörter einsilbig ist und es infolgedessen eine große Menge von Homonymen gibt, so lag es nahe, die ursprünglich wohl rein als Ideogramme beabsichtigten Wort-

1) Zuerst bekanntgemacht durch Missionar Göhring, Heidenbote 1907, Nr. 6; dazu eine von der Baseler Missionsbuchhandlung herausgegebene Schrifttafel. — Vgl. ferner Meinhof, Ztschr. für ägypt. Sprache u. Alt. 49 (1911), S. 9—14, sowie Struck, Über die Bamumschrift, Globus Bd. 94

2) „Gleichlautend" schließt Gleichheit des in den Sudansprachen von der lautlichen Form eines Wortes untrennbaren musikalischen Akzents ein.

zeichen auch phonetisch als Silbenzeichen zu verwenden. Und in der Tat ist diese Verwendung auch nachzuweisen. So wird beispielsweise *li-ši* „sein Name", worin *li* „Name" nichts mit *li* „Auge" zu tun hat, dennoch mit dem gleichen Zeichen geschrieben (Abb. 113). Daß es freilich bei einer solchen rebusartigen Verwendung der Bilder mit dem Laut nicht immer so genau genommen wird, das haben wir schon bei der chinesischen Schrift gesehen, und das beweist auch für die Bamumschrift das soeben gegebene Beispiel: für die Schreibung des Suffixes *-ši* „sein" wird ein Zeichen genommen, das eigentlich *nši* lautet; ja bisweilen wird ein zweisilbiges Wortzeichen durch Verstümmelung des Wortes zu einem phonetischen Silbenzeichen, z. B. *pamom* zu *mom*. Im großen und ganzen beweist uns auch dieses künstliche Produkt einer Bilderschrift, daß genau wie bei den selbständigen Schriftsystemen (Aztekisch, Ägyptisch, Chinesisch, Sumerisch) die Phonetisierung der ursprünglichen Ideogramme von den gleichlautenden Wörtern (Homophonen) auszugehen pflegt.

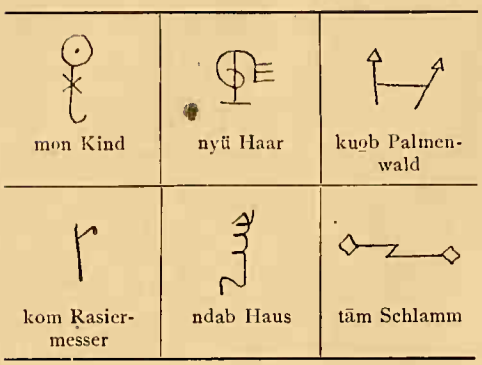


Abb. 112.

Die Schrift der Osterinsel.

Eine ideographische Schrift scheinen auch diejenigen zeilenartig angeordneten Zeichen darzustellen, die sich auf den *rohau rongo rongo* („sprechende Hölzer") genannten Holztafeln der Osterinsel (*Rapanui*) finden.[1]) Die Tafeln, von denen eine große Anzahl existiert, haben verschiedene Größe; die größte ist etwa 90 cm lang und 11 cm breit und enthält auf jeder Seite acht Reihen zu je etwa 105 Zeichen, die in das Holz eingeschnitten sind. Die Zeichen scheinen doppelköpfige Pinguine, affenartige Geschöpfe mit Vogelköpfen, Eidechsen, doppelte Ruderkeulen, Fische, menschliche Figuren u. a. darzustellen. Eine Eigentümlichkeit in der Anordnung der Zeilen besteht darin, daß jede zweite Zeile im Hinblick auf die vorhergehende auf dem Kopf steht, daß also, um sie zu lesen, die Tafel umgedreht werden muß; vgl. die Abb. 114.

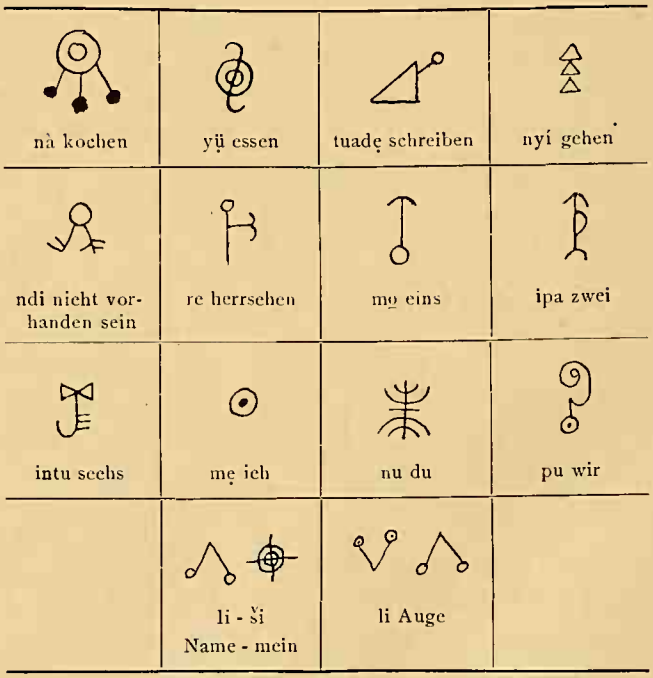


Abb. 113.

Leider sind wir über die Art der Schrift völlig im Unklaren; sie macht den Eindruck einer reinen Bilderschrift. Wir haben nicht einmal von der Art des Inhalts eine Ahnung; die Eingeborenen der Insel erklärten, als 1870 die Tafeln durch den

1) Vgl. Ztschr. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin V (1870) S. 469ff., VI (1871) S. 548ff., VII (1872) S. 79ff.; J. Park Harrison, The Hieroglyphics of Easter Island, Lond. 1874.

katholischen Missionar Roussel entdeckt wurden, auf den Tafeln seien die Insel betreffende Ereignisse verzeichnet; ihre Väter hätten die Zeichen noch verstehen und schnitzen können, jetzt sei aber niemand mehr auf der Insel, der das vermöchte. So stehen wir also hier vor einem wohl kaum jemals zu lösenden Rätsel und sind auf bloße Vermutungen angewiesen. So glaubte Meinicke in den Aufzeichnungen Geschlechtsregister, Ahnentafeln zu sehen[1]), während Bastian es für möglich hält, daß die Tafeln zum Memorieren von Liedern dienten, die bei den *Arcauti*-Festen gesungen wurden.[2]) Die erwähnte Erklärung der Osterinsulaner hält Danzel für wenig glaubhaft, „denn sonst würden die Symbole höchstwahrscheinlich

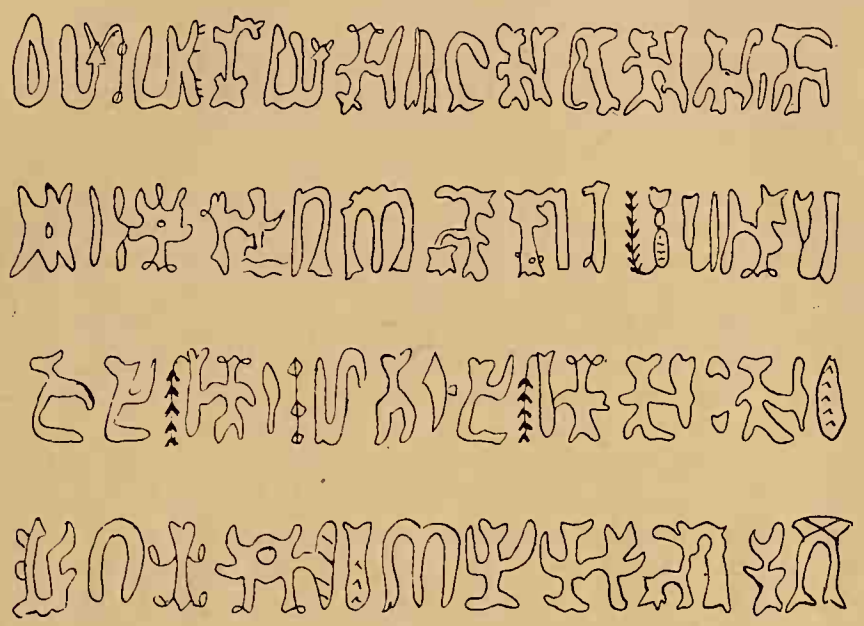


Abb. 114.

noch mit szenenhaften Darstellungen, wie das sogar bei den teilweise phonetisch schreibenden Mexikanern der Fall war, untermischt sein".[3]) Völlig abzuweisen ist zweifellos die Ansicht von Terrien de Lacouperie[4]), der in den Schriftzeichen eine Ähnlichkeit mit älteren südindischen Charakteren zu erblicken glaubt, welch letztere auf der Osterinsel zu der Stufe der Bilderschrift „zurückgekehrt" seien.

So bleibt uns denn diese Schrift ein Geheimnis — genau wie die in seltsamen Steindenkmälern sich offenbarende alte Kultur der fast völlig ausgestorbenen Insulaner.

---

1) A. a. O. VI, 548 f.
2) A. a. O. VII, 88 Anm.
3) Danzel, Die Anfänge der Schrift (1912), S. 101.
4) Beginnings of Writing in and around Tibet, in: Journ. of the Roy. As. Soc. N. 5. XVII. (1885), p. 443/4.

V.

SILBENSCHRIFT

An mehreren Stellen bereits sind die Anfänge einer Silbenschrift aufgetaucht. Voraussetzung dafür ist erstens, daß eine Phonetisierung des ursprünglichen Bildes eintritt, daß also z. B. das Zeichen für das sumerische Wort *an* nicht mehr oder nicht mehr nur „Himmel" bedeutet, sondern nur noch oder wenigstens gleichzeitig schriftlicher Ausdruck für den Lautkomplex *a* + *n* ist; vorausgesetzt ist dabei freilich, daß das betreffende Wort einsilbig ist. Wenn der Ägypter mit dem Zeichen für „Laute" (*n-f-r*) auch das Wort für „gut" (*n-f-r*) schreibt, so ist dies auch eine Phonetisierung des ursprünglichen Ideogrammes, aber noch keine Silbenschrift. Auch die besonderen Zeichen für sog. Zweikonsonantengruppen im Ägyptischen (wie *m-n*, *m-r* u. a.) sind, wie wir früher sahen, auch keine Silbenzeichen im strengen Sinne des Wortes, weil der zwischen den Konsonanten stehende Vokal indifferent ist. Eher könnte man im Chinesischen bei den sog. lautangebenden Zeichen von Silbenschrift reden, wenn also z. B. das Zeichen für *li*^{3} „Dorf" unter Hinzufügung eines Determinativums für „Kleid" auch für *li*^{3} „Kleiderfutter" gebraucht wird (s. oben S. 34), da es sich bei den chinesischen Wörtern ja um ausschließlich einsilbige Lautkomplexe handelt. Allein eben aus letzterem Grunde ist im Chinesischen die „Silbe" eigentlich ein unnötiger Begriff, da dieser doch erst bei mehrsilbigen Wörtern von praktischer Bedeutung wird. Vielleicht handelt es sich bei den altkretischen Linearschriften, ja wahrscheinlich auch bei der chetitischen Schrift um eine freilich wohl nicht konsequent durchgeführte Silbenschrift — aber darüber läßt sich noch kein bestimmtes Urteil abgeben. Wirklich reine Silbenschriften scheinen nur ganz selten vorzukommen; soweit wir sehen, kommen nur vier Schriften in Frage: die japanische (in zwei Formen), die kyprische, die Schrift der Vai-Neger und die tscherokesische Schrift.[1])

Die japanische Schrift.

Die japanische Silbenschrift ist hervorgegangen aus den chinesischen Wortzeichen. Der Übergang, der in China wegen des isolierenden, einsilbigen Charakters der Sprache und vor allem wegen der fundamentalen Bedeutung des musikalischen Wortakzents nicht gefunden

1) Wir lassen die Silbenschriften der Tinne- und Kri-Indianer unberücksichtigt, weil ihre Syllabare (abgebildet bei Faulmann, Das Buch der Schrift, S. 12, nach Le Tour du Monde 1860, 1er sem., p. 286) moderne Erfindungen europäischer Missionare sind.

werden konnte, lag bei der Übernahme der chinesischen Schrift durch die Japaner um so näher, als das Japanische eine Sprache mehrsilbigen Baues, von einfacher, gesetzmäßiger Silbenstruktur ohne musikalischen Wortakzent ist.

Ob schon vor der Einführung der chinesischen Schrift in Japan eigene Schriftzeichen vorhanden waren, ist eine viel umstrittene Frage. Während das altjapanische Werk *Kogoshūi* (ca. 800 n. Chr.) die Existenz einer vorchinesischen Schrift in Japan in Abrede stellt, scheint dieselbe behauptet zu werden in dem 400 Jahre später verfaßten Geschichtswerke *Shakunihongi*.[1]) Die aus verhältnismäßig später Zeit stammenden Reste einer besonderen Schrift, von den Japanern *shinji* „Götterzeichen" oder *jindaimoji* „Götterzeitalterzeichen" genannt, scheinen eine Ableitung aus der koreanischen Schrift (*nido* oder *önmun*) zu sein.[2])

Schon im 2. vorchristlichen Jahrhundert sollen Beziehungen zwischen Japan und China stattgefunden haben; so hatten denn die Japaner frühzeitig Gelegenheit, chinesische Kultur kennen zu lernen, und bereits in den ersten Jahrhunderten nach Christo scheint die chinesische Sprache zum schriftlichen Gedankenaustausch zwischen Japan und China verwendet worden zu sein. Von besonderer Wichtigkeit war das Jahr 404 n. Chr., in dem zwei koreanische Gelehrte, *Ajiki* und *Wani*, die der chinesischen Sprache und Literatur kundig waren, Lehrer des japanischen Thronfolgers wurden. Von da an wurde das Chinesische in Japan eifrig studiert, und seitdem im 6. Jahrhundert der Buddhismus von China her in Japan Eingang gefunden hatte und damit auch die ins Chinesische übersetzten buddhistischen Werke bekannt wurden, wurde eine chinesische Bildung neben der japanischen für alle den höheren Klassen Angehörigen die Regel, und so wurde das Chinesische allmählich geradezu zur Sprache der Gebildeten, ganz besonders der Gelehrten.

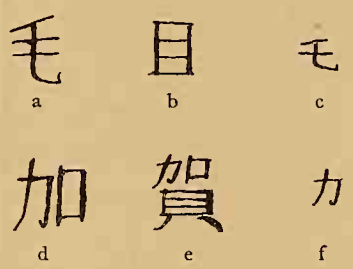


Abb. 115.

In welcher Weise man chinesische Bücher japanisch zu lesen d. h. zu übersetzen pflegte, ist eine interessante Frage, auf die wir aber hier nicht weiter eingehen können.[3]) Natürlich trat auch bald die umgekehrte Aufgabe an die Japaner heran: ihre eigene Sprache mit chinesischen Zeichen zu schreiben. Allein da ergaben sich verschiedene Schwierigkeiten. Wohl ließen sich die chinesischen Zeichen infolge ihres Charakters als Ideogramme, als Wortzeichen, ohne weiteres durch die entsprechenden japanischen Wörter ersetzen; so konnte man z. B. das Zeichen für „Mensch" entweder chinesisch *žên* lesen oder japanisch *hito*. Allein im Satzzusammenhang ergab sich eine Schwierigkeit daraus, daß die Stellung der Wörter im Japanischen eine ganz andere ist als im Chinesischen, sehr oft geradezu umgekehrt. Seltsamerweise richtete man sich nun, wenn man Japanisch mit chinesischen Charakteren schrieb, meist nach den Regeln der chinesischen Wortstellung, und so muß man denn, um einen Text wie beispielsweise das altjapanische *kojiki*, eine um 711/2 n. Chr. verfaßte Geschichte des Altertums, japanisch zu lesen, die Zeichen in der Regel in einer ganz anderen Reihenfolge lesen als sie dastehen. Und daß dies Werk doch von vornherein dazu bestimmt war, in japanischer Sprache, nicht in chinesischer gelesen zu werden, das beweisen die zahlreichen phonetischen Schreibungen. Das führt uns auf eine weitere Schwierigkeit. Die japanische Sprache besitzt im Gegensatz zur chinesischen eine große Anzahl von Endungen wie auch von Partikeln, also reinen Form-

1) Vgl. Florenz, Geschichte der japanischen Literatur, Leipzig 1909, S. 2—4. Lange, Einführung in die japan. Schrift, Stuttgart u. Berlin 1896, S. 1—2.

2) Vgl. Lange a. a. O. S. 2, ferner Kitasato, Zur Erklärung der altjapan. Schrift, Leiden 1902; Kempermann in: Mitteil. d. deutschen Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Tokyo 1902. Bd. XI, 367—389.

3) Lange a. a. O. S. 65ff.

k'ai-shu	kata-kana	Laut-wert	k'ai-shu	kata-kana	Laut-wert	k'ai-shu	kata-kana	Laut-wert
阿	ア	a	千	チ	ti (chi)	牟	ム	mu
伊	イ	i	門, 津	ツ	tu (tsu)	女	メ	me
宇	ウ	u	天	テ	te	毛	モ	mo
江	エ	e	土	ト	to	也	ヤ	ya
於	オ	o	奈	ナ	na	勇, 油	ユ	yu
加	カ	ka	仁, 二	ニ	ni	與	ヨ	yo
幾	キ	ki	奴	ヌ	nu	良	ラ	ra
久	ク	ku	子	ネ	ne	利	リ	ri
个, 計	ケ	ke	乃	ノ	no	流	ル	ru
己	コ	ko	八	ハ	fa (ha)	礼	レ	re
草, 散, 左	サ	sa	比	ヒ	fi (hi)	呂	ロ	ro
之	シ	si (shi)	不	フ	fu	日	ワ	wa
須	ス	su	皿, 邊	ヘ	fe (he)	慧	ヱ	we
世	セ	se	保	ホ	fo (ho)	伊	ヰ	wi
曾	ソ	so	末	マ	ma	乎	ヲ	wo
多	タ	ta	三, 美	ミ	mi	―	―	―

Abb. 116.

elementen. Wie sollte man nun diese durch die chinesische Schrift zum Ausdruck bringen?

Entweder überhaupt nicht — man konnte sie beim Lesen an der passenden Stelle selbständig ergänzen — oder aber man schrieb sie phonetisch; d. h. man wählte chinesische Schriftzeichen aus, deren Laut dann den zu schreibenden japanischen Silben nahekam. So konnte z. B. die japanische Endung *-te* annähernd durch das Zeichen für chinesisch *t'ien*[1] („Himmel"), in roherer japanischer Aussprache *ten*, wiedergegeben werden, oder die Partikel *mo* durch das chinesische Zeichen für *mao*[2] („Haar"), japanisch *mō* gesprochen.

Damit war nun der entscheidende Schritt getan, der zur Bildung des japanischen Syllabars aus chinesischen Schriftzeichen führte, zur Bildung der sog. *kana*-Schrift. Im weiteren Sinne bedeutet *kana* (vielleicht entstanden aus *kanna* < *karina* „geborgte Namen")[1]) den Gebrauch chinesischer Zeichen in rein phonetischer Funktion, wenn also, wie wir soeben sahen, z. B. das Zeichen für chinesisch *mao*[2] = *mō* „Haar" zum Silben-

1) Lange a. a. O. S. 2.

zeichen für *mo* wird: ein Gebrauch, der in den ältesten japanischen Literaturdenkmälern, so besonders im *manyōshū*, der ältesten überlieferten Gedichtsammlung, überaus häufig zu beobachten ist. Man kann statt *kana* auch *mana* sagen und stellt damit einen Gegensatz auf zum *kana* im engeren Sinne, d. h. zu der durch Fixierung bestimmter chinesischer Zeichen auf bestimmte japanische Silben sowie durch Vereinfachung der chinesischen Zeichenformen gewonnenen *katakana*-Schrift (seltener *yamatogana*[1]) genannt). Während also beispielsweise für die japanische Silbe *mo* ursprünglich die Abb. 115 a und b dargestellten chinesischen Zeichen verwandt werden konnten, wurde allmählich das erstere üblich und zu der unter c abgebildeten Form vereinfacht; ebenso blieb von den auf gleicher Abbildung unter d und e dargestellten chinesischen Zeichen für die japanische Silbe *ka* nur das erstere übrig und erscheint in der vereinfachten Form f im *katakana*-Syllabar.

Wann die *katakana*-Schrift in Gebrauch gekommen ist, läßt sich nicht genau sagen. Nach japanischer Tradition soll sie die Erfindung eines gelehrten Staatsmannes *Kibi* (*no*) *Mabi* (auch *Kibi daijin* „Minister *Kibi*" genannt) sein, der in der Mitte des 8. Jahrhunderts lebte.[2]) Richtiger ist wohl die Annahme, daß die *katakana*-Zeichen sich im Laufe längerer Zeit in der oben angedeuteten Weise durch zunehmende Vereinfachung aus chinesischen Zeichen entwickelt haben, wenn auch die endgültige Fixierung eines einzigen Zeichens für eine bestimmte Silbe das Werk eines Mannes sein mag.

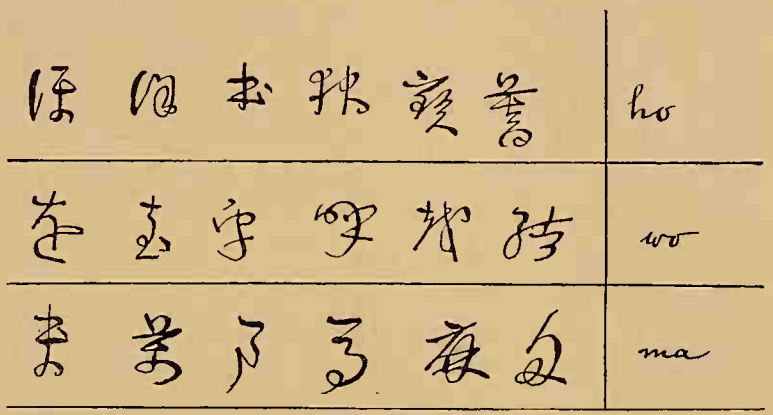


Abb. 117.

Die auf Abb. 116 dargestellte Tabelle[3]) möge den Zusammenhang der *katakana*-Zeichen mit der chinesischen Normalschrift (*k'ai-shu*) zeigen; für einige *kana*-Zeichen werden von der Tradition verschiedene chinesische Zeichen als Ausgangsform angegeben. Die Aussprache der Zeichen ist die im Altjapanischen übliche (s. weiter unten); sie beruht im großen und ganzen auf der japanischen Aussprache der chinesischen Lautwerte der Zeichen (*ten* statt *t'ien*[1], *ri* statt *li*[4] u. a.), wobei freilich bisweilen Vokalverkürzung, Abfall eines Endkonsonanten oder sonstige Veränderungen eingetreten sind. In ein paar Fällen ist übrigens die Aussprache des Silbenzeichens von dem japanischen Wort übernommen, das dem durch das chinesische Zeichen ausgedrückten chinesischen Worte entspricht; so hat beispielsweise das aus dem chinesischen Zeichen für „drei" *san*[1] entstandene *kana*-Zeichen den Lautwert *mi*, weil das japanische Wort für „drei" *mi* lautet; ebenso wurde das aus dem chinesischen Zeichen für „Weib" *nü*[3] entstandene *kana*-Zeichen *me* gesprochen, weil das japanische Wort für „Weib" eben *me* lautet.

Neben den *katakana*-Zeichen gibt es noch eine zweite Schrift, die *hiragana* (vielleicht „gewöhnliche Schrift") genannt wird. Trotzdem daß diese Schrift viel komplizierter ist als jene, ist sie doch viel gebräuchlicher. Auch ihre Erfindung wird — wohl mit dem gleichen Mangel

1) *yamato* = „Japan, japanisch", *-gana* = *kana*.
2) Nach Lange a. a. O. S. 3.
3) Nach Lange a. a. O. S. 13 und Hoffmann, A Japanese Grammar[2], Leiden 1876, S. 7—8.

an Berechtigung wie bei der *katakana*-Schrift — einem einzelnen Manne zugeschrieben, und zwar dem Buddhistenpriester *Kōbōdaishi*, der um den Beginn des 9. Jahrhunderts lebte. Sicher ist wohl, daß sie um 900 bereits in Anwendung war.

Ts'ao-shu	Hiragana	Laut	Ts'ao-shu	Hiragana	Laut	Ts'ao-shu	Hiragana	Laut
安	あ, 阿	a	知	ち	ti (dji)	武	む	mu
以	い, 伊	i	川	つ, 徒, 川	tu (tsu)	女	め, 女	me
宇	う	u	天	て, 天	te	毛	も, 毛	mo
衣	え, 江	e	止	と, 止	to	也	や, 也	ya
於	お, 於	o	奈	な, 奈, 那	na	由	ゆ, 由	yu
加	か, 加, 可	ka	仁	に, 仁, 尓	ni	与	よ, 与	yo
幾	き, 幾	ki	奴	ぬ	nu	良	ら, 良	ra
久	く, 久, 玖	ku	祢	ね	ne	利	り, 里	ri
計	け, 介	ke	乃	の, 能, 乃	no	留	る	ru
己	こ, 古	ko	波	は, 八, 者	fa (ha)	礼	れ, 連	re
左	さ, 左, 佐	sa	比	ひ, 比	fi (hi)	呂	ろ	ro
之	し, 志	si (shi)	不	ふ, 婦	fu	和	わ, 王	wa
寸	す, 寸, 須	su	四	へ, 遍	fe (he)	为	ゐ	wi
世	せ, 世	se	保	ほ, 布, 保	fo (ho)	恵	ゑ	we
曾	そ, 曾	so	末	ま, 末	ma	遠	を, 遠, 越	wo
太	た, 太, 多	ta	美	み, 三, 尺	mi	—	—	—

Abb. 118.

Auch die Formen der *hiragana*-Schrift sind aus den chinesischen Schriftzeichen abgeleitet, aber nicht wie die *katakana* aus der Normalschrift (*k'ai-shu*), sondern aus der kursiven Form der *ts'ao-shu* (s. oben S. 37); in der Regel ist die dem *hiragana*-Zeichen zugrunde liegende *ts'ao-shu*-Form die gleiche, die als *k'ai-shu*-Form dem entsprechenden *katakana*-Zeichen als Ausgangspunkt gedient hat. Zum Nachteile für die Lesbarkeit der Schrift gibt es bei der *hiragana*-Schrift eine größere Anzahl von Varianten desselben Zeichens, so daß die Gesamtzahl der Zeichen mehrere hundert beträgt, wovon allerdings in den neueren Drucken meist nur reichlich hundert im Gebrauch sind. Abb. 117 zeigt ein paar Zeichen mit ihren verschiedenen Varianten. Eine zweite Schwierigkeit besteht darin, daß die *hiragana*-Zeichen beim Schreiben miteinander verbunden zu werden pflegen, wodurch die ohnehin meist sehr flüchtig geschriebene Schrift noch schwieriger lesbar wird. Abb. 118 enthält das vollständige Syllabar der *hiragana*-Schrift in ihren gebräuchlichsten Formen mitsamt den chinesischen Ur-

bildern in *ts'ao-shu*-Schrift.[1]) Es sei übrigens noch bemerkt, daß in fortlaufender Schrift die japanischen Silbenzeichen von oben nach unten aneinandergereiht werden, wobei die Kolumnen von rechts nach links zu lesen sind — also genau wie es mit den chinesischen Schriftzeichen der Fall ist.

Das Altjapanische, wie es bei dem Aufkommen der *kana*-Schriften gesprochen wurde, hatte 5 Vokale: *a, e, i, o, u* und 16 Konsonanten: *k, g, t, d, p, b, m, n, y, r, f, w, ts, dz, s, z*. Da nun jede Silbe entweder aus einfachem Vokal oder aus Konsonant und Vokal bestand, so wären, um jede Silbe durch ein Zeichen darzustellen, $5 + 5 \cdot 16 = 85$ Zeichen nötig gewesen. Allein da *ts* nur aus *t* vor *i* und *u* hervorgegangen ist, vor anderen Vokalen aber nicht vorkommt, so war dafür eine Bezeichnung nicht nötig. Ferner wurden die mit den stimmhaften Konsonanten *b, d, g, dz, z* beginnenden Silben als bloße Modifikationen der mit den stimmlosen Konsonanten *f, t, k, ts, s* beginnenden betrachtet und von diesen nur durch Hinzufügung des sog. *nigori*-Zeichens ″ unterschieden. Endlich wurden die mit *p* beginnenden Silben durch das sog. *maru*-Zeichen ° von den mit *f* beginnenden differenziert. (Beispiele s. Abb. 119.) So fallen also von den vorhin genannten 16 Konsonanten die folgenden weg: *g, d, p, b, ts, dz, z*, es bleiben noch 9. So ergibt sich als Zahl der darzustellenden Silben nunmehr $5 + 5 \cdot 9 = 50$, nämlich folgende: *a, e, i, o, u; ka, ke, ki, ko, ku; ta, te, tsi, to, tsu; na, ne, ni, no, nu; fa, fe, fi, fo, fu; ma, me, mi, mo, mu; ya, ye, yi, yo, yu; sa, se, si, so, su; ra, re, ri, ro, ru; wa, we, wi, wo,*

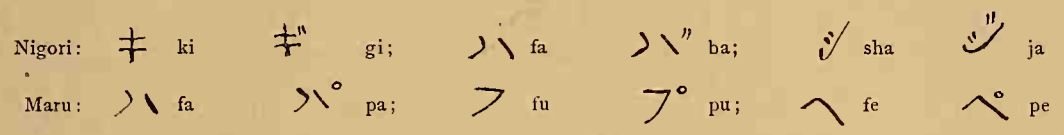


Abb. 119.

wu. Von diesen gehen nun noch weitere 3 Silben ab als in der Sprache nicht vorkommend: *yi, ye* und *wu*, so daß in der Tat 47 Silbenzeichen nachbleiben. Um jedoch die runde Summe von 50 zu erhalten, werden an Stelle der fehlenden Zeichen für *yi, ye* und *wu* meist diejenigen von *i, e* und *u* noch einmal wiederholt. Modern ist das Zeichen ん für das silbenschließende *n* (bzw. *m, ng*), wofür früher *-mu* geschrieben wurde.

Übrigens hat die altjapanische Aussprache im modernen Japanisch einige Modifikationen erlitten; so wird die Silbe *si* jetzt wie *shi*[2]) gesprochen, *ti* wie *chi*[2]), *fa* wie *ha, fi* wie *hi* (= *χi*), *fe* wie *he*. Auch sind im modernen Japanisch bisweilen zwei Silben, deren zweite mit *y* begann, in eine zusammengezogen worden, während die alte Schreibung notwendigerweise beibehalten wurde; so schreibt man beispielsweise noch *shi* (< *si*) *-ya* für das daraus entstandene *sha, chi* (< *ti*) *-ye* für modernes *che, ki-ya* für *kya* usw.; auch die modernen Anlaute *kw-* bzw. *gw-* (in denen freilich in der gebräuchlichsten Aussprache das *w* verstummt ist) werden *ku-wa-* bzw. *gu-wa-* geschrieben (auch *ka-, ga-*); vgl. Abb. 120. Auch die durch Kontraktion entstandenen langen Vokale schreibt man vielfach noch der Herkunft gemäß, so $\bar{o}$ = a + *u* oder *o* + *u*, die Verbindung *yō* sogar *e* + *u* oder *e* + *fu* u. ä. m.; gebräuchlicher ist jedoch, die Vokallänge durch einen unter das Silbenzeichen gesetzten senkrechten Strich anzudeuten (s. Abb. 120). Endlich wäre noch zu erwähnen, daß die in moderner Sprache vorkommenden Konsonantendoppelungen durch ein kleines zwischengestelltes Zeichen für *tsu* ausgedrückt werden, also ein

1) Den in voriger Anm. genannten Werken entnommen; die chines. Urform ist nur für das erste *hiragana*-Zeichen gegeben.
2) *sh* und *ch* wie im Englischen zu sprechen, ebenso der später vorkommende Buchstabe *j*; *z* ist stimmbaftes *s*, *w* bilabial, ebenso *f*.

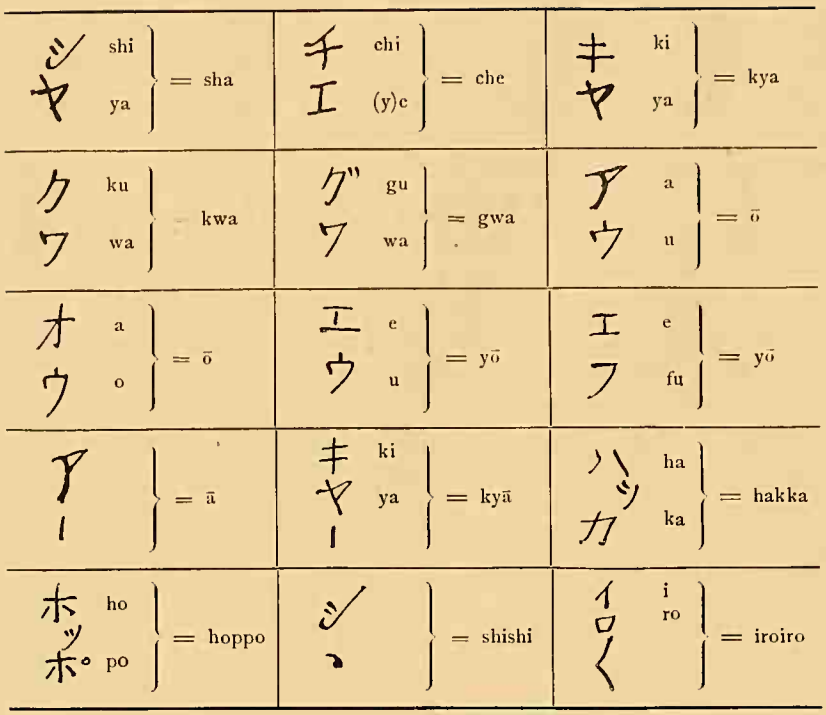


Abb. 120.

hakka durch *ha* + *tsu* + *ka*, *hoppo* durch *ho* + *tsu* + *po* (s. Abb. 120), ferner daß die Wiederholung desselben Silbenzeichens durch einen tropfenartigen Punkt, die Wiederholung zweier oder mehrerer Silben durch einen hakenförmigen Strich unter dem Silbenzeichen angedeutet wird (Abb. 120). Übrigens gibt es auch einige Ligaturen und Abkürzungszeichen für ganze Worte sowohl in der *katakana*- wie in der *hiragana*-Schrift, s. Abb. 121.

Die Silbenzeichen pflegen in doppelter Weise angeordnet zu werden: entweder in der Abb. 116 und 118 bewahrten Reihenfolge, die auf der Anordnung des Sanskrit-Alphabets beruhen und zum ersten Male in einem Werke aus dem Jahre 1185 vorkommen soll[1]); dieses Anordnungsprinzip, *gojūon* (= „50 Laute") genannt, findet sich meist in den Wörterbüchern angewandt. Oder in einer Reihenfolge, die nach den drei ersten Silben *iroha* genannt wird. Diese Anordnung ist derartig, daß die sämtlichen Silben hintereinander gelesen Worte und schließlich ein ganzes Gedicht ergeben. Dieses Gedicht soll von dem bereits genannten buddhistischen Priester *Kōbō daishi* verfaßt worden sein. Nach Lange[2]) lautet es folgendermaßen:

Iro ha (= wa) nihoheto (= -do)
chirinuru wo!
waka (= -ga) yo tare so (= zo)
tsune naramu?
ui no okuyama
kefu (= kyō) koete
asaki yume mishi
wehi mo sesu (= -zu).

Auf deutsch:

Obgleich die Farben der Blumen erglänzten,
Sind die Blüten doch abgefallen.
Wer auf der Welt wird stetig sein?
Heute habe ich das tief zurückgelegene Gebirge
dieser Welt überschritten
Und einen leeren Traum geträumt.[1])

Obwohl also die Japaner zwei Silbenschriften besitzen, haben sie sich trotzdem nicht von den chinesischen Schriftzeichen freimachen können. In den meisten japanischen Drucken, so

1) Nach Satow in: Chrysanthemum I, 17 (zitiert bei Lange a. a. O. S. 146).
2) A. a. O. S. 11.
3) Vgl. die Kritik der Langeschen Übersetzung durch Florenz in den Mitteil. der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, Bd. VII, S. 53ff.

vor allem in den Zeitungen, treffen wir ein Gemisch von chinesischen Schriftzeichen (*kanji*) und japanischen (*kana*), meist *hiragana*-Zeichen. Und zwar ist es so, daß Substantiva, Verba, Adjektiva, also kurz gesagt die Stoffwörter meist mit *kanji* geschrieben werden, dagegen die Formwörter (Präpositionen, Partikeln, Endungen) mit japanischen Silbenzeichen. Zur Erleichterung der Lektüre pflegt man überdies bei irgendwie selteneren chinesischen Zeichen die phonetische Umschrift in *kana* daneben zu setzen („Seiten-*kana*"). Dieser *embarras de richesse* ist den Japanern auch bewußt, und es hat nicht an Bestrebungen gefehlt, sich von der schwierigen chinesischen Wortschrift zu befreien und mit der *kana*-Schrift auszukommen. Dies war das Ziel besonders des Vereins *Kana no kai*, der eine nur in japanischer Silbenschrift gedruckte Zeitschrift *Kana no tekagami* („Spiegel der *Kana*") herausgab, aber nach kurzer Zeit wieder einging.[1]) Wichtiger ist, daß im Jahre 1900 durch eine Verfügung des japanischen Unterrichtsministers Vereinfachungen in der Orthographie und eine Beschränkung in der Anwendung der chinesischen Zeichen in den Schulen bestimmt wurden.[2]) Immerhin ist die Zahl von 1200 chinesischen Zeichen das Minimum sogar für das Pensum der gewöhnlichen Elementarschulen.

Noch weiter in ihren Bestrebungen als der *Kana no kai* ging der 1885 gegründete *Rōmaji-kai*, der die Einführung der lateinischen Schrift für die japanische Sprache zum Ziel hatte und sie in seiner Zeitschrift *Rōmaji-zasshi* auch ausschließlich gebrauchte. Auch dieser Verein ist ohne besondere Erfolge geblieben und wieder eingegangen. Über ein neuerliches Aufleben dieser Bestrebungen vgl. den Aufsatz von Florenz über Romanisierung der japanischen Schrift.[3])

Katakana	
时 für 𠫓 𠫓 *toki* Zeit	𠫓 für 𠫓 𠫓 *tomo* obgleich
𠫓 für 𠫓 𠫓 *koto* Sache	𠫓 bisweilen für 𠫓 𠫓 *-shite*, 𠫓 𠫓 *-shime*
Hiragana	
𠫓 für 𠫓 𠫓 *koto* Sache	𠫓 für 𠫓 𠫓 *yori* von, seit

Abb. 121.

Was mag wohl der Grund sein für das zähe Festhalten an der chinesischen Schrift? Die japanische Sprache hat infolge der jahrhundertelangen Abhängigkeit der japanischen Kultur von der chinesischen eine überaus große Zahl chinesischer Wörter aufgenommen, und zwar je höher der Stil der Sprache ist, in um so größerem Maße. Nun gibt es bekanntlich schon im Chinesischen eine große Anzahl homophoner Wörter; den Schwierigkeiten, die infolgedessen für das Verständnis erwachsen, sucht der Chinese durch die bereits früher besprochenen beiden Mittel des musikalischen Wortakzents und der Komposition zu begegnen. Das Japanische kennt den ersteren im allg. nicht, auch ist es nicht so reich an feinen Lautnüancen wie das Chinesische. So erscheinen denn die chinesischen Lehnwörter im Japanischen in sehr vereinfachter Gestalt; z. B. chinesisch *yang*[1] „wünschen", *yang*[2] „Meer; Schaf; Weide", *yang*[3] „erzeugen; jucken", *yang*[4] „Art und Weise" werden im Japanischen gleichmäßig *yō* gesprochen;

1) Lange a. a. O. S. 57.
2) Vgl. Florenz, Neue Bewegungen zur japan. Schriftreform, in: Mitteil. der deutschen Gesellsch. ff., VIII, S. 299—360.
3) Mitteil. der deutschen Gesellsch. ff., VIII, S. 329ff.

chinesisch *pao*[4] „melden" und *fang*[1] „Seite" sind im Japanischen zu *hō* zusammengefallen. Man kann sich vorstellen, we lchein Reichtum an gleichlautenden, aber Verschiedenes bedeutenden Wörtern im Japanischen entstehen mußte. So hat das japanische Wort *shō* nicht weniger als 52, *kō* sogar 55 Bedeutungen. Zur Verminderung dieser erschreckenden Vieldeutigkeit bleibt dem Japaner, da er den chinesischen musikalischen Wortakzent, wie gesagt, nicht kennt, nur das Mittel der Zusammensetzung, von der er zwar reichlichen Gebrauch macht, ohne indessen die Beseitigung der Vieldeutigkeit völlig zu erreichen, da sogar unter den Komposita wieder viele homophon sind. Da ist es nun eben die chinesische Schrift, die hier rettend eingreift. Die Anwendung der chinesischen Ideogramme hebt jeden Zweifel sofort, da sie bekanntlich von der Lautform der Wörter ganz absehen und den Begriff selbst zum Ausdruck bringen. So kommt es, daß, je höher der Stil, also je mehr chinesische Lehnwörter ins Japanische aufgenommen sind, als desto unentbehrlicher sich die chinesische Schrift erweist. Dazu kommt freilich noch ein zweites Moment, auf das der Japaner Rennosuke Fujisawa hinweist mit den Worten, daß nach Beseitigung der chinesischen Schrift „die hervorragenden alten Literaturwerke für die künftigen Geschlechter verloren gehen und auch die Wörter selbst in lateinischen Buchstaben an Inhalt verlieren würden, so daß der altjapanische, durch Jahrtausende ererbte Geist leiden würde."[1]) Ja, Hoffmann[2]) nennt die chinesische Schrift geradezu *'the palladium of Japanese nationality and the natural tie which will once unite the East against the West.'*

Die kyprische Schrift.

Im Jahre 1850 wurden auf der Insel Cypern gefundene Inschriften in Europa bekannt, die in einer völlig unbekannten Schrift abgefaßt waren. Sie wurden zusammen mit den die gleiche Schriftart aufweisenden Legenden von etwa 100 Münzen und Medaillen im Jahre 1852 durch den Herzog von Luynes[3]) publiziert; er fügte seinem Werke gleichzeitig einen Entzifferungsversuch hinzu, der aber ohne Erfolg blieb. Erst 1872 wurden die Grundlagen zu einer wirklichen Entzifferung gelegt durch die vorbereitende Arbeit von Hamilton Lang[4]), ganz besonders aber durch den Assyriologen G. Smith.[5]) Beide gingen von einer phönizisch-kyprischen Bilingue aus, und mit ihrer Hilfe gelang es, die kyprischen Zeichengruppen für Eigennamen wie Idalion, Kition, Melekjaton (kyprischer Königsname [385 bis 370 v. Chr.]) festzustellen. So entdeckte denn Smith bereits den syllabischen Charakter der Schrift, deutete von 54 Zeichen bereits 18 völlig, sieben annähernd richtig und erschloß sogar, daß das kyprische Wort für König nicht *seve*, wie es Lang gelesen hatte, sondern gleich dem griechischen Worte *basileus* sei — ohne freilich weitere Folgerungen für den Sprachcharakter der Inschriften zu ziehen aus Mangel an Kenntnis der griechischen Sprache! Der griechische Charakter der Sprache wurde zuerst von dem Ägyptologen S. Birch[6]) erkannt und von J. Brandis[7]) bestätigt. Letzterer fand überdies die Bedeutung von weiteren sechs Zeichen, geriet aber insofern auf einen Irrweg, als er die Existenz von Zeichen auch für die Lautfolge Vokal + Konsonant außer denjenigen für die umgekehrte Folge annahm; auch glaubte er,

1) Im Vorwort zum 1. Teil seines Taschenwörterbuchs der japan. Umgangssprache (Berlin 1911, Langenscheidt).
2) A Japanese Grammar, S. 4.
3) Numismatique et inscriptions cypriotes, Paris 1852.
4) Transactions of the Society of Biblical Archaeology 1872, S. 116—128.
5) Ebenda S. 129—144.
6) Ebenda (On the reading of the inscription on the bronze plate of Dali [Idalium]) S. 157—172.
7) Monatsber. der Berliner Akademie 1873, 643 ff.

daß die kyprische Schrift, bereits auf dem Wege zu einer alphabetischen Schrift, bisweilen hinter den Silben *pi* oder *ki* noch ein *i* hinzufüge [1]).

Bedeutsam wurde für die Entzifferung das Jahr 1874. Der Gräzist M. Schmidt beschäftigte sich besonders mit der Bronzeinschrift von Idalion, der längsten, wohl aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. stammenden Inschrift. Nachdem er bereits zwei kleinere Artikel in der Jenaer Literaturzeitung (1874) veröffentlicht hatte, erschien im gleichen Jahre seine autographierte Schrift: Die Inschrift von Idalion und das kyprische Syllabar, eine epigraphische Studie (Jena 1874). Sein besonderes Verdienst ist, das Wesen der kyprischen Schrift endgültig klargestellt zu haben: sie enthält nur Silbenzeichen und zwar für bloße Vokale und für Silben von der Form Konsonant + Vokal. Auch die Zahl der gedeuteten Zeichen wurde um eine größere Anzahl durch Schmidt vermehrt. Im folgenden Jahre erschienen die unabhängig von Schmidt ausgeführten Untersuchungen von Deecke und Sigismund.[2]) Durch letztere wurde die Entzifferung zum Abschluß gebracht. Nachdem sie das Vorhandensein von Silbenzeichen für Silben mit *v* (Digamma) und *j* (nur vor *a* und *e*) festgestellt hatten, wurden die letzten Schwierigkeiten der Lesung aus dem Wege geräumt. Von nun an konnte die Detailforschung einsetzen, die besonders die Förderung der sprachlichen Interpretation zum Ziele hatte. Damit brauchen wir uns hier nicht mehr zu beschäftigen.[3])

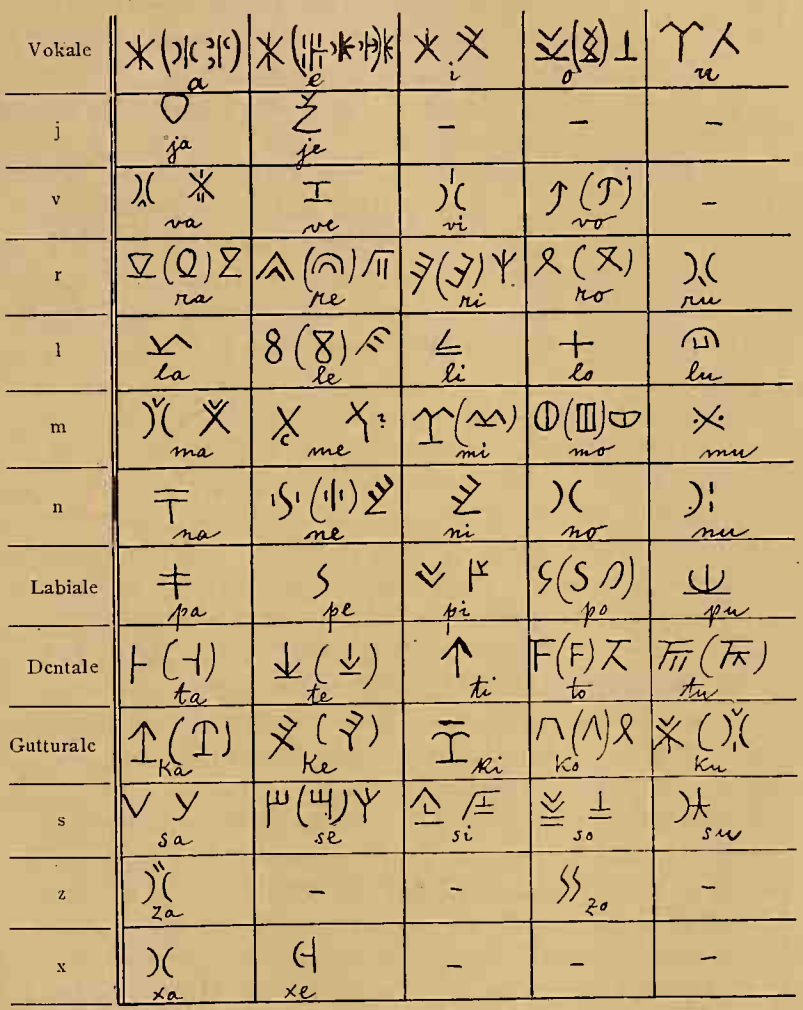


Abb. 122.

So ist denn das kyprische Syllabar heute mit Ausnahme von ein paar seltenen, noch unsicheren Zeichen völlig klar. Abb. 122 stellt die Zeichen (einschließlich der wichtigeren Varianten) mit ihren Lautwerten dar[4]); im Zusammenhange werden sie (mit Ausnahme der in

1) Das Zeichen für dieses *i* wurde später als Zeichen für *ja* erkannt.

2) In den „Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik" von G. Curtius, Bd. VII.

3) Die Darstellung der Entzifferungsgeschichte beruht auf Bréal, Le déchiffrement des inscriptions cypriotes im Journal des Savants 1877, S. 503—513 u. 551—566.

4) Nach A. Thumb, Handbuch der griechischen Dialekte (Heidelberg 1909), dem auch die Beispiele im folgenden entnommen sind.

Paphos gefundenen Inschriften) von rechts nach links aneinander gereiht. Da, wie wir wissen, die Sprache der Inschriften die griechische ist und zwar in der Form des kyprischen Dialektes, so ist auffällig, daß bei den Verschlußlauten Tenuis, Media und Aspirata nicht unterschieden werden. So muß ein und dasselbe Zeichen die Silben τα, δα, θα wiedergeben, ebenso gibt es nur ein Zeichen für πα, βα, φα usw. (siehe die Abb. 122). Auch in anderen Punkten erscheint die Silbenschrift höchst ungeeignet zur Wiedergabe der griechischen Sprache; so werden z. B. lange und kurze Vokale nicht unterschieden (also *to . te* = τόδε oder τῶδε, *o . ne . te . ke* = ὀνέθεκε), Nasale vor Konsonanten nicht bezeichnet (*pa . ta* = πάντα, *to . ko . ro . ne* = τὸν χῶρον); geschlossene Silben müssen in offene aufgelöst werden (*ka . re* = γάρ, *te . o . i . se* = θεοῖς); Konsonantengruppen werden durch Zwischenvokale beseitigt, und zwar in der Weise, daß beim Anlaut das erste Silbenzeichen den Vokal des zweiten erhält (*sa . ta . si . ka . ra . te . se* = Στασικράτες), während sich bei inlautender Konsonantengruppe die Schreibung nach dem Vokal des zweiten Konsonanten richtet, wenn die betreffende Gruppe im Griechischen auch anlautend vorkommen kann, sonst nach dem vorhergehenden Vokal (also *a . po . ro . di . ta . i* = Ἀφροδίται, aber *a . ra . ku . ro* = ἀργύρω).

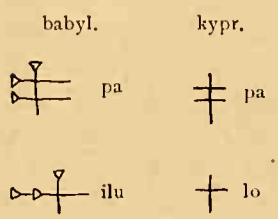


Abb. 123.

Alle die genannten Unzulänglichkeiten der Schrift, die eine absolut sichere Lesung des griechischen Textes in manchen Fällen geradezu unmöglich machen (so könnte die Zeichengruppe *a . to . ro . po . se* außer ἄνθρωπος „Mensch“ auch ἄτροπος „unwandelbar“ oder ἄτροφος „nicht gut genährt“ oder ἄδορπος „nüchtern“ gelesen werden), fordern gebieterisch den Schluß, daß die in Frage stehende Silbenschrift ursprünglich gar nicht für einen griechischen Dialekt, sondern für irgend eine dem Griechischen wesensfremde einheimische Sprache bestimmt war. Auffällig ist nur, daß wir diese einheimische Sprache aus keiner einzigen Inschrift kennen.

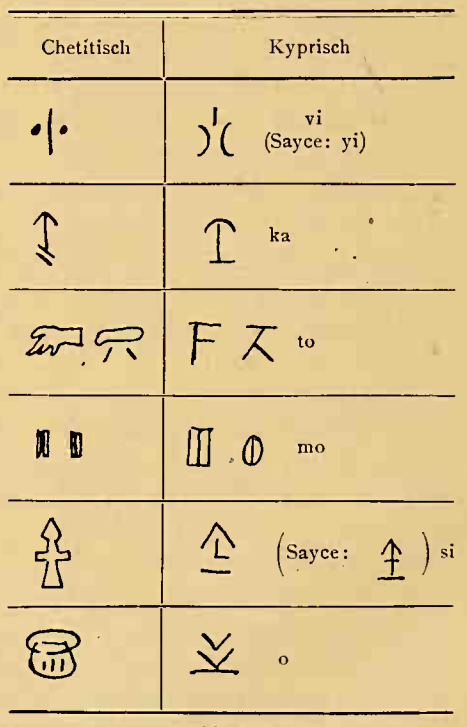


Abb. 124.

Erklärlicherweise hat sich bald nach Bekanntwerden der kyprischen Schrift die Frage nach ihrem Ursprunge erhoben. Schon Brandis[1]) hat sich mit diesem Problem beschäftigt. Er meint, die kyprische Schrift stelle „den ersten und letzten Versuch dar, das am vollkommensten in der persischen Keilschrift ausgebildete System dieser eigentümlichen asiatischen Schriftgattung auf eine griechische Mundart anzuwenden,“ und zwar befinde sich die kyprische Silbenschrift auf einer noch etwas primitiveren Stufe als die bereits im Übergange zu einer Buchstabenschrift befindliche persische Keilschrift. Allein er muß gestehen, daß „eine Ableitung der Zeichen (sc. aus der Keilschrift) im einzelnen nicht möglich sei, wiewohl einzelne Ähnlichkeiten hier und da hervortreten wie babyl. *ba* (*pa*) und kypr. *ba* (*pa*), babyl. *el* (*ilu*) „Gott“ und kypr. *-l* (*lo*) (s. Abb. 123), indes sind deren zu wenige, um einen bestimmten Schluß zu gestatten.“

1) Monatsber. der Berliner Akademie 1873, S. 649 ff.

Der Gedanke wurde jedoch von Deecke[1]) wieder aufgenommen, der die kyprische Schrift für eine ca. 800 v. Chr. vollzogene Umbildung der neuassyrischen Keilschrift ansah; allein die Ähnlichkeiten zwischen den entsprechenden Zeichen sind so künstlich gesucht, daß seine Hypothese durchaus nicht überzeugend genannt werden kann.

Demgegenüber hatte Sayce[2]) bereits das kyprische Syllabar mit der chetitischen Hieroglyphenschrift in Zusammenhang gebracht, aber auch diese Zusammenstellung ging nicht ohne Gewaltmäßigkeiten ab (vgl. Abb. 124).

In ein ganz neues Stadium trat die Herkunftsfrage durch die altkretischen Inschriftenfunde. Es stellte sich nämlich heraus, daß einige kyprische Silbenzeichen eine auffällige Ähnlichkeit mit gewissen altkretischen und zwar mit den Zeichen der Linearschriften aufwiesen. Schon dieser Umstand legte die Vermutung eines Zusammenhanges außerordentlich nahe, und die Wahrscheinlichkeit einer Entlehnung aus Kreta wird fast zur Gewißheit erhoben durch bedeutsame Funde auf Cypern selbst, die dartun, daß die kyprische Kunst nur als ein Ableger der altkretischen anzusehen ist, daß also eine starke Beeinflussung der kyprischen Kultur von Kreta her stattgefunden hat, die schließlich zu der Bildung eines kypro-minoischen Stiles führte.[3]) Und nun ist interessant, daß aus dieser völlig minoisch orientierten Zeit — die also im ganzen vor der Zeit der griechischen Kolonisation liegt — uns auch ein paar Schriftdenkmäler überliefert sind, vor allem aus Enkomi, dem alten Salamis. Auf diesen Denkmälern haben wir Zeichen vor uns, die sehr ähnlich, ja teilweise identisch sind mit den altkretischen Zeichen, vorwiegend denjenigen der Linearschriften, in ein paar Fällen auch mit Hieroglyphen. Wir haben in dieser „kypro-minoischen" Schrift augenscheinlich das Bindeglied vor uns, welches die vorhin erwähnte Beziehung der späteren, zur Darstellung des Griechischen gebrauchten Silbenschrift zur altkretischen vermittelt. Man vgl. die Evans

Altkretisch H = Hieroglyphen A und B = Linearschriften	Kypro-minoische Schriftzeichen	Kyprische Silbenschrift
H A B		
B B		
A B		
B		
A A		
H		
H		
A		
A A A		
A B		
A B		
A B		
A A A		

Abb. 125.

1) Der Ursprung der kyprischen Silbenschrift, Straßburg 1877.

2) Transactions of the Soc. of Bibl. Archaeol. 1877, 22—32; vgl. auch J. Taylor, The Alphabet II, 123, sowie W. Wright and A. H. Sayce, The Empire of the Hittites[2], London 1886 S. 177—198. — Deecke (Bezzenb. Beitr. IX, 250f.) schloß sich übrigens bald der Ansicht von Sayce an.

3) A. J. Evans, Scripta Minoa I, S. 68ff.

(a. a. O. S. 71) entnommene Zusammenstellung auf Abb. 125, und man wird den Zusammenhang der drei Schriften nicht in Abrede stellen können.

Ob und inwieweit die kyprische Schrift ihrerseits wieder die Buchstabenschrift einiger kleinasiatischer Völker beeinflußt hat, werden wir später zu behandeln haben.

Die Schrift der Vai-Neger.

Auch im schwarzen Erdteil ist die Silbenschrift — abgesehen vom alten Ägypten — bei einem Volke vertreten und zwar noch in der Gegenwart: es sind die Vai-Neger, ein Stamm der größeren Gruppe der Mande-Neger[1]), die in Westafrika an der Küste von Oberguinea, etwa vom Gambia bis zum Voltaflusse, hausen. Es ist interessant, daß wir hier den einzigen Fall vor uns zu haben scheinen, daß ein Negerstamm es zur Erfindung einer wirklichen Schrift gebracht hat.

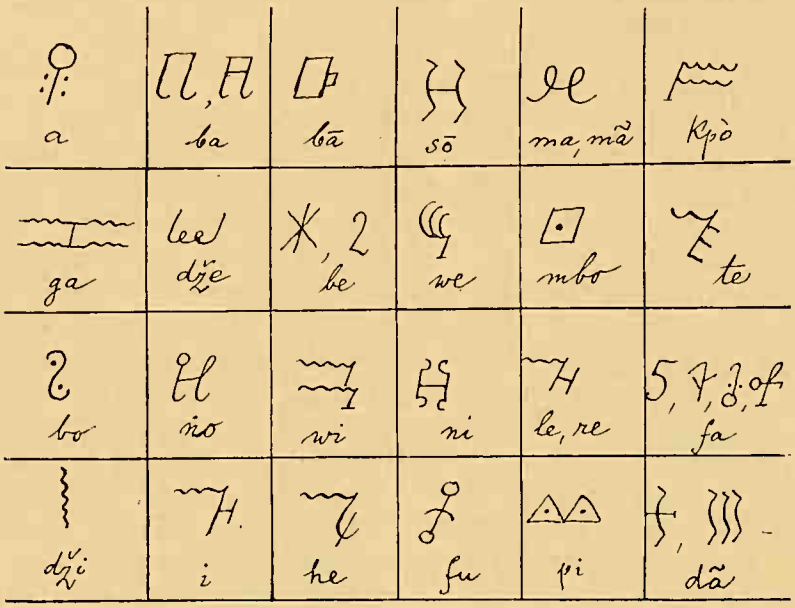


Abb. 126.

Leider sind die Nachrichten über den Hergang dieser Erfindung bzw. über das Alter der Schrift sehr dürftig. Als der amerikanische Leutnant F. E. Forbes in den Jahren 1848 und 1849 die Schrift an Ort und Stelle kennen lernte[2]), wurde ihm von den Eingeborenen erzählt, daß ihre Schrift um 1829 (oder 1839) herum von acht namentlich bezeichneten Vai-Negern erfunden worden sei. Demgegenüber erwähnt Delafosse[3]) eine Behauptung gebildeter Eingeborener, wonach die Schrift wenigstens 200 Jahre alt sei, ja daß sie nicht einmal ursprünglich den Vai angehöre, sondern ihnen aus den Gegenden der Nigerquellen überkommen sei. Eine Entscheidung über die Frage des Alters wird sich schwer treffen lassen; die einheimische mündliche Tradition ist schwankend und alte schriftliche Überlieferungen sind nicht vorhanden. Auch über die Herkunft läßt sich nur Negatives aussagen: daß Vergleichungen etwa mit der arabischen Schrift oder der berberischen Schrift[4]) zu keinem Ergebnis führen. Es scheint hier in der Tat eine autochthone Leistung vorzuliegen.

bili
Abb. 127.

1) Vgl. H. Steinthal, Die Mande-Neger-Sprachen, Berlin 1867.

2) Seine Ergebnisse veröffentlichte er zusammen mit E. Norris: Despatch communicating the discovery of a native written character at Bohmar, on the Western Coast of Africa, near Liberia, accompanied by a Vocabulary of the Vahie or Vei language and alphabet, London 1849. Darauf beruhen auch die Werke von S. W. Koelle: Narrative of an expedition into the Vy country of West Africa and the discovery of a system of syllabic writing recently invented by the natives of the Vy tribe (London 1849) und: Outlines of a Grammar of the Vei language, together with a Vei-English vocabulary and an account of the discovery and nature of the Vei mode of syllabic writing (London 1854).

3) Les Vai, leur langue et leur système d'écriture, in: L'Anthropologie X (1899), p. 129—151 u. 294—314.

4) S. Delafosse a. a. O. S. 307.

Die Schrift der Vai-Neger ist wie gesagt eine Silbenschrift mit 226 Schriftzeichen, die allerdings für die Wiedergabe der in der Sprache vorkommenden Silben nicht ganz ausreichen, so daß in einigen Fällen das gleiche Zeichen mehrere verschiedene Silben bezeichnen muß. Andererseits kommt es sehr häufig vor, daß die gleiche Silbe durch verschiedene Zeichen wiedergegeben werden kann. Die Schriftrichtung ist von links nach rechts, die Zeilen folgen von oben nach unten aufeinander. Eine Anzahl von Silbenzeichen stellt Abb. 126 dar.[1])

Daß die Vai-Schrift ursprünglich eine Wortschrift gewesen sei, glaubt Meinhof[2]) daraus zu schließen, daß für einige mehrsilbige Wörter (*taro*, *sẹdiya*, *sẹli*, *bili*) noch besondere Zeichen vorhanden sind[3]); die Silbenschrift sei erst herbeigeführt worden durch die den Sudansprachen eigene überwiegende Einsilbigkeit der selbständigen Wörter. Das mag richtig sein, wenn wir wirklich ein erhebliches Alter der Schrift annehmen dürfen; andernfalls wird es sich um kleine Inkonsequenzen handeln. Meinhof glaubt sogar in einigen Zeichen noch das ursprüngliche Bild erkennen zu können, so in den Zeichen für die Silben *dži* („Wasser") (s. Abb. 126) und *bili* („Termite") (s. Abb. 127), während die Versuche Steinthals[4]), eine größere Anzahl Silbenzeichen mit Gegenständen zu identifizieren oder symbolisch zu deuten, kaum überzeugend sein dürften.

Forbes 1849	Delafosse 1898	Laut	Forbes 1849	Delafosse 1898	Laut
		fẹ			*sũ*
		mo			*pẹ*
		bũ			*zọ*
		nu			*gbọ*
		wo			*tā*
		nẹ			*ẹ*
		do			Nasal-Präfix

Abb. 128.

Eine Weiterentwicklung des Schriftcharakters zu einer Buchstabenschrift wird durch die Struktur der Sprache nicht begünstigt. Auch den Umstand, daß die Vokale *a*, *e*, *i*, *o*, *u* (bzw. ihre nasalierten Formen) eigene Zeichen haben, ebenso wie der präfigierte, als *m*, *n* oder *ṅ* erscheinende Nasal, darf man nicht als Beginn zu einer solchen Entwicklung auffassen, da die genannten Laute an sich silbenbildend sind und nur dann durch die betreffenden Silbenzeichen wiedergegeben werden.

Nur bei der äußeren Form der Schriftzeichen läßt sich eine Weiterentwicklung konstatieren. Die bisher gegebenen Schriftproben stellen die von Forbes mitgeteilten Zeichenformen dar; vergleicht man damit die bei Delafosse[5]) angegebenen, so ist eine mehr oder minder große Verschiedenheit unverkennbar. Durch den Mangel gedruckter Normalformen und den infolgedessen der Individualität der Schreiber gestatteten Spielraum dürfte sich die verhältnismäßig schnelle Entwicklung der Schriftform erklären (s. die vergl. Zusammenstellung auf Abb. 128).

1) Nach den Zusammenstellungen bei Koelle und Delafosse a. a. O. Die Transskription ist modernisiert worden.
2) Ztschr. für ägypt. Sprache u. Alt. 49 (1911), S. 5—6.
3) Nur bei Koelle, nicht bei Delafosse.
4) Mande-Neger-Sprachen S. 226—263.
5) A. a. O. S. 308—314.

Die tscherokesische Schrift.

Zeichen	Wert	Zeichen	Wert	Zeichen	Wert	Zeichen	Wert	Zeichen	Wert
D	a	R	e	T	i	Ꭳ	o	Ꮭ	u
Ꮥ	ga	Ꮶ	ge	Y	gi	A	go	J	gu
Ꮻ	ha	Ꮹ	he	Ꮕ	hi	Ꮋ	ho	Γ	hu
W	la	Ꭷ	le	Ꮲ	li	Ꮆ	lo	M	lu
Ꮼ	ma	Ꮻ	me	H	mi	Ꮓ	mo	Ꮍ	mu
Θ	na	Ꮑ	ne	Ꮒ	ni	Z	no	Ꮤ	nu
I	gwa	Ꮾ	gwe	Ꮿ	gwi	Ꮸ	gwo	Ꮷ	gwu
Ꮥ	sa	4	se	Ꮾ	si	Ꮳ	so	Ꮄ	su
Ꮾ	da	Ꮥ	de	Ꮱ	di	Λ	do	S	du
Ꮽ	dla	L	dle	Ꮆ	dli	Ꮶ	dlo	Ꮐ	dlu
Ꮆ	dza	V	dze	Ꮒ	dzi	K	dzo	Ꮰ	dzu
Ꮆ	wa	Ꮻ	we	Ꮎ	wi	Ꮹ	wo	Ꮽ	wu
Ꮹ	ya	Ꮟ	ye	Ꮓ	yi	Ꮒ	yo	Ꮆʷ	yu
i	ᵒ	E	gᵒ	Ꮾ	hᵒ	Ꮔ	lᵒ	Ꮎ	nᵒ
Ꮄ	gwᵒ	R	sᵒ	Ꮐ	dᵒ	P	dlᵒ	Ꮌ	dzᵒ
Ꮆ	wᵒ	B	yᵒ	Ꮹ	ka	Ꮦ	hna	G	nah
Ꮻ	s	W	ta	Ꮦ	te	Ꭲ	ti	Ꮮ	tla

Abb. 129.

Klarer noch als bei der Vai-Schrift tritt der künstliche Charakter bei der Schrift der tscherokesischen Indianer Nordamerikas zutage[1]). Hier kam ein intelligenter Indianer namens Sikwaya um 1820 auf den Gedanken, für seine Muttersprache eine Schrift zu erfinden[2]). Er hatte, nachdem 1817 eine Missionsschule im Lande gegründet worden war, englische gedruckte Bücher zu Gesicht bekommen und die Vorteile des Schreibenkönnens kennen gelernt, obwohl er — und das muß ausdrücklich betont werden — keine europäische Sprache verstand, daher selber die englischen Bücher auch nicht lesen konnte. Bezeichnenderweise versuchte Sikwaya zunächst, eine Bilderschrift zu schaffen, aber bald sah er ein, daß eine derartige Schrift überaus kompliziert werden würde, und so tat er denn den wichtigen Schritt, die Wörter der tscherokesischen

1) Vgl. Schoolcraft, Historical and statistical information respecting the history, conditions and prospects of the Indian tribes of the United States, Philadelphia 1851, Bd. II, S. 228.

2) Pickering, Über die indianischen Sprachen Amerikas, Leipzig 1834, S. 58—72.

Sprache in Silben zu zerlegen, was ihm durch den phonetisch einfachen Sprachbau — fast alle Silben endigen auf einen Vokal und beginnen mit einem oder (seltener) zwei Konsonanten — sehr erleichtert wurde. Für die einzelnen Silben erfand er Silbenzeichen, und zwar anfangs etwa 200. Allmählich stellte sich heraus, daß die Schrift sich noch weiter vereinfachen ließ, indem z. B. für die mit *s* anlautenden Gruppen von Konsonant + Vokal keine besonderen Silbenzeichen angewandt wurden, sondern für *s* ein Buchstabenzeichen geschaffen wurde, das nun in gleicher Form vor andere konsonantische Anlaute treten konnte: ein Verfahren, durch das die reine Silbenschrift prinzipiell schon aufgehoben und der erste Schritt zur Buchstabenschrift getan wurde. Bei diesem ersten Schritt blieb es freilich auch. So schmolz denn die Anzahl der Zeichen infolge weiterer Vereinfachungen auf 86 und schließlich auf 85 zusammen. Im Jahre 1824 wurde das nunmehr abgeschlossene Schriftsystem Sikwayas von den Missionaren einer Prüfung unterzogen und für geeignet zur Darstellung der tscherokesischen Sprache erklärt. Die Schrift fand auch bald große Verbreitung, ja es wurden Bücher und sogar eine Zeitung in ihr gedruckt. Um 1830 soll bereits mehr als die Hälfte der erwachsenen männlichen Bevölkerung die Schrift haben schreiben und lesen können. In moderner Zeit ist sie freilich völlig dem Vergessen anheimgefallen.

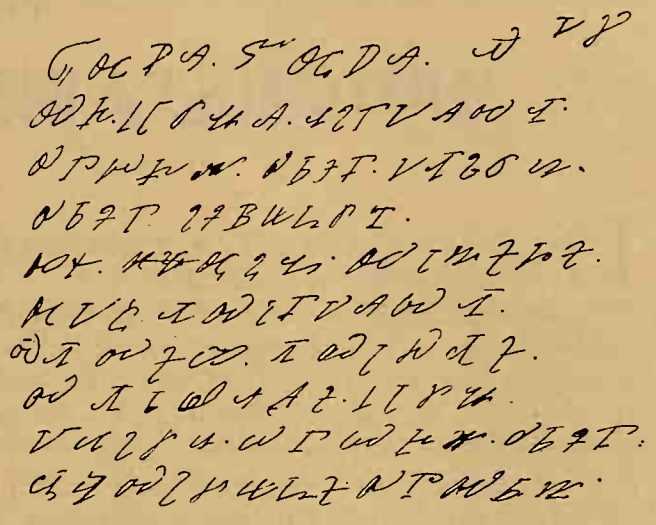


Abb. 130.

Fragen wir nun, wie Sikwaya seine Silbenzeichen erfunden hat, so fällt zunächst auf, daß manche Zeichen gleiche Form haben wie lateinische Buchstaben. Das liegt eben daran, daß Sikwaya aus englischen Büchern wohl die Form, aber nicht die Bedeutung der lateinischen Buchstaben kannte und nun eine Anzahl davon willkürlich als Silbenzeichen gebrauchte, so W für *la*, M für *lu*, E für *gö*, K für *dzo*, T für *i* u. a. Natürlich reichte die Zahl der lateinischen Buchstaben, die übrigens nicht einmal alle verwertet wurden, zur Darstellung der 85 Silben nicht aus, und Sikwaya sah sich genötigt, weitere Zeichen hinzu zu erfinden. Er tat das auf zweifache Weise, indem er entweder an lateinischen Buchstaben leichte Änderungen anbrachte (vgl. die Zeichen für *gwa*, *hi*, *nö*, *dza* auf Abb. 129) oder aber völlig neue Formen schuf (vgl. die Zeichen für *da*, *nu*, *ge*, *ye* u. a. auf Abb. 129). Eine Übersicht sämtlicher Zeichen gibt die Schoolcraft und Pickering entnommene Tabelle (Abb. 129); eine Vorstellung von dem Aussehen eines flüchtig geschriebenen zusammenhängenden Textes in dieser Schrift vermittelt Abb. 130.[1])

1) Aus J. Mooney, The sacred formulas of the Cherokees. Seventh Annual Report of the Bureau of Ethnology (Washington 1891), p. 301—397.

VI.

BUCHSTABENSCHRIFT

Der größte Fortschritt, den die Entwicklung der Schrift aufweist, besteht in dem Übergang von der Bildschrift zur Lautschrift, oder wie es Fr. Müller[1]) ausdrückt, „in der Ablösung des Lautes von der durch ihn repräsentierten Anschauung auf sprachlicher Seite und in der Substituierung eines bestimmten, leicht zu erkennenden Bildes für den einer Reihe von Vorstellungen gemeinsamen Laut auf Seite der Schrift". Wir haben diesen Schritt bereits mehrfach zu beobachten Gelegenheit gehabt; als ein besonders klares Beispiel erinnere ich an die ägyptische Schrift, wo das Zeichen für „Laute" (*n-f-r*) auch für das gleichlautende Wort für „gut" (*n-f-r*) substituiert wird. Wenn nun eine Sprache großenteils aus einsilbigen Wörtern besteht, so werden aus den phonetischen Wortzeichen Silbenzeichen (vgl. die Keilschrift der Sumerer). Den Typus einer solchen Silbenschrift haben wir vor allem in den japanischen *kana*-Schriften kennen gelernt; eine derartige Schrift ist zweifelsohne sehr geeignet für eine Sprache, in der Konsonanten und Vokale gleichwertig sind, also fest umrissene Silben erscheinen und in der Konsonantenhäufungen überhaupt nicht oder nur selten vorkommen und daher die Silben eine einfache, klare Struktur haben[2]). Andernfalls ist die Vorbedingung für den letzten Schritt gegeben, den die Entwicklung der Schrift aufweist: die Buchstabenschrift. Daß diese auch im absoluten Sinne die höchste Entwicklungsform darstellt, dürfte keinem Zweifel unterliegen; spiegelt sich doch in ihr die schärfste Analyse der lautlichen Sprachform wieder, die Zergliederung der Lautkomplexe in ihre einfachsten Elemente. Freilich ist der Übergang von der Silbenschrift zur Buchstabenschrift kein plötzlicher. Schon beim Ägyptischen können wir noch schwanken, ob wir die sog. Buchstabenzeichen nicht richtiger als Silbenzeichen für Konsonant mit folgendem indifferenten Vokal, der allerdings auch ganz verstummen kann, zu bezeichnen hätten (vgl. oben S. 43f.), und die durchweg als Buchstabenschrift bezeichnete Schrift der Semiten ist genau betrachtet eine Art Mittelding zwischen reiner Silbenschrift und reiner Buchstabenschrift, „in welcher ein bestimmtes Zeichen weder eine Silbe noch einen einzelnen Laut bezeichnet, aber beides bezeichnen kann"[3]). Die Buchstabenschrift in völliger Reinheit ist im allgemeinen erst von Indogermanen daraus geschaffen worden.

1) Grundriß der Sprachwissenschaft I (Wien 1877) S. 154.
2) Daher die Unzulänglichkeit der kyprischen Schrift zur Darstellung des griechischen Lautcharakters, s. oben S. 84.
3) Fr. Müller a. a. O. S. 156.

Der Umstand, daß die Buchstabenschrift bereits eine erhebliche Fähigkeit der Abstraktion und Analyse voraussetzt, wird auch einen wichtigen Gegengrund bilden gegen die Ansicht, daß die in Südfrankreich auf Kieselsteinen des jüngsten Diluviums, nämlich der paläolithischen Epoche des Azilien, gefundenen buchstabenähnlichen Zeichen bereits wirkliche Buchstaben seien[1]). Wenn, wie Abb. 131 zeigt, jene Zeichen oder die aus der neolithischen Epoche der Dolmengräber von Alvão (Nordportugal) stammenden, auf Abb. 132 dargestellten in der Tat eine Ähnlichkeit mit kretischen, phönikischen, griechischen u. a. Buchstabenformen aufweisen, so betont doch Evans mit Recht, daß man in ihnen nur ganz zufällige Parallelen zu sehen habe und daß linearisierte Zeichen von buchstabenähnlichem Aussehen ganz allgemein zu dem Besitztum primitiver menschlicher Kultur gehören. Während beispielsweise G. Wilke[2]) soweit geht, die Zeichen von Alvão in engen Zusammenhang zu bringen mit den ostmittelmeerischen (kretischen, altphönikischen, kyprischen, sogar ägyptischen) Schriftzeichen und daraufhin das südwestliche Europa als Ausgangspunkt aller mittelmeerischen Schriftsysteme zu erschließen — Hypothesen, denen auch Weule[3]) zuzuneigen scheint — meine ich, daß eine Reihe gewichtiger Gründe gegen solche überkühnen Konstruktionen sprechen. Außer dem bereits vorhin angedeuteten Gegengrund, daß eine bereits zu Buchstabenzeichen gelangte Schrift nicht mit der Kulturstufe des Paläolithikums, wohl kaum mit der des Neolithikums sich vereinbaren läßt, ließe sich einwenden, daß auch der Zeitunterschied zwischen den prähistorischen Funden und den ältesten Bezeugungen ostmittelmeerischer Schriften ein sehr großer ist; besonders aber auch, daß, wie wir später sehen werden, der Ursprung der verhältnismäßig jungen wirklichen Buchstabenschrift mit ziemlicher Sicherheit datierbar und lokalisierbar ist. Man hat in jenen anscheinenden Schriftzeichen eben doch wohl nicht viel mehr als spielmäßige Kritzeleien zu sehen; daß geometrische Figuren einfachster Art sich mit Zeichen aus allen möglichen Schriften zusammenstellen lassen ist ja selbstverständlich.

Abb. 131.

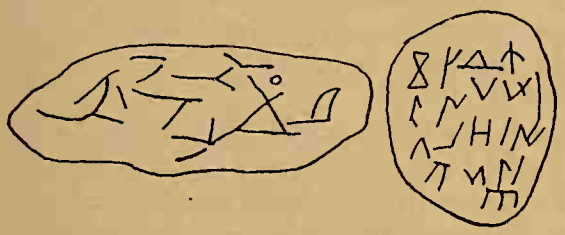


Abb. 132.

Während in der ägyptischen Schrift die Entwicklung von der Bildschrift über die Silbenschrift zur Buchstabenschrift (vgl. jedoch S. 44) sich bei einem und demselben Volke vollzogen hat, ist es mit der Keilschrift anders. Die mesopotamische Keilschrift als die älteste Form derselben, aus der sumerischen Bildschrift hervorgegangen, ist in ihrer einheimischen Entwicklung nicht über ein Gemisch von (ideographischer) Wort- und (phonetischer) Silbenschrift hinausgekommen; als fast reine Silbenschrift mit wenigen Ideogrammen wurde sie von den Elamiern übernommen. Als Buchstabenschrift — wenn auch keine reine, wie wir sehen werden — tritt die Keilschrift dagegen bei den indogermanischen Persern auf. Wir werden diese Schrift zunächst zu betrachten haben.

---

1) Vgl. A. J. Evans, The European diffusion of Pictography and its bearing on the origin of Script, in: Anthropology and the Classics, Oxford 1908. (Ins Deutsche übers. von J. Hoops, Heidelberg 1910); Piette, L'Anthropologie VII. (1896); Letourneau, Les signes alphabetiformes des inscriptions mégalithiques (Bull. soc. anthrop. IV), Paris 1893.

2) Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehung zum Orient. Würzburg 1912.

3) Vom Kerbstock zum Alphabet. Stuttgart 1921. S. 41 ff.

Die altpersische Keilschrift.

Der Achämenidenkönig Darius I. Hystaspis (531—485 v. Chr.) sagt in einer neuelamischen (susischen) Inschrift[1]): „Durch die Gnade Uramaštas (= Ahura-mazda) machte ich Inschriften in anderer Weise (als bisher, nämlich) auf Arisch, was vormals nicht war .... Darauf sandte ich selbige Inschriften in alle Lande und die Leute nahmen davon Kenntnis" (?)[2]). Daraus geht hervor, daß Darius diese Schrift eingeführt hat, um damit die arische d. h. persische Sprache wiederzugeben, während vorher wohl nur die babylonische und die elamische Keilschrift verwandt worden waren. Auch ein uns erhaltener Brief des Themistokles an Temenidas[3]) schreibt in einer von Weißbach a. a. O. angezogenen Stelle die Urheberschaft dem Darius zu; es ist dort nämlich von silbernen Mischkrügen und goldenen Räuchergefäßen die Rede, die mit τὰ Ἀσσυρία τὰ παλαιὰ γράμματα d. h. mit der alten assyrischen Keilschrift beschrieben waren, οὐχ ἃ Δαρεῖος ὁ πατὴρ Ξέρξου Πέρσαις ἔναγχος ἔγραψε, also nicht mit der von Darius kürzlich bei den Persern eingeführten Schrift[4]). Zweifelhaft ist nur, ob die „Erfindung" dieser Schrift auf Vorbildern — es käme natürlich in erster Linie die mesopotamische Keilschrift in Frage — beruht oder nicht. Über dieses Problem wird weiter unten noch zu reden sein.

Was nun die von Darius genannten Inschriften angeht, so haben sich in der Tat zahlreiche solche gefunden; die längste ist diejenige, die sich in 500 Fuß Höhe an dem Felsen von Bīsutūn im persischen Kurdistan befindet. Sie ist dreisprachig (altpersisch, elamisch, neubabylonisch) und wurde 1836—47 von Rawlinson kopiert und abgeklatscht. Sie enthält in ihrem persischen Text in fünf Kolumnen 414 Zeilen. Kleinere Inschriften sind in den Ruinen von Persepolis, am Nakš-i-Rustam (oder Husain Kūh), einem Felsen nördlich von Persepolis, und anderswo gefunden worden. Außer von Darius I. Hystaspis selber gibt es auch Inschriften von den übrigen Achämenidenkönigen, die meist in Persepolis oder Susa entdeckt worden sind; so von Xerxes, Artaxerxes I., Artaxerxes II. und Artaxerxes III.[5]).

Betrachten wir nun die Schrift genauer, in der die genannten Inschriften geschrieben sind, so scheint wegen der keilförmigen Schriftelemente zunächst die Ähnlichkeit mit der Keilschrift im engeren Sinne, der mesopotamischen, und mit der elamischen Keilschrift sehr groß zu sein. Allein bei genauerer Vergleichung stellt sich heraus, daß die Unterschiede die Ähnlichkeiten bei weitem überwiegen. So besteht kein altpersisches Zeichen — von zwei Ideogrammen abgesehen — aus mehr als fünf und weniger als zwei Elementen; ferner gibt es nur 41 Zeichen, darunter 36 Lautzeichen, ein Zeichen als Worttrenner und vier Ideogramme (nämlich für *hšayaθiya* „König", *dahyu* „Land", *bumi* „Erde" und *auramazda* „Ahura-mazda"); s. die Abb. 133. Von den 36 Lautzeichen bezeichnen drei die Vokale *a, i, u;* von den Konsonantenzeichen haben 13 nur eine Form, nämlich diejenigen für *ḫ, č, θ, p, b, f, y, l, s, z, š, θ[r], h.* Bei diesen ist aber zu bemerken, daß sie außer ihrer rein konsonantischen Geltung auch mit folgendem kurzen *a* gelesen werden können (z. B. *b-s* = *bas* oder *basa*). Von den übrigen Konsonanten haben fünf zwei Formen, nämlich *k, g, t, n, r;* eine wird gebraucht, wenn das Zeichen als bloßer Konsonant oder mit inhärierendem *a* gelesen wird, die andere Form, wenn ein *u* darauf folgt; zwei weitere Konsonanten, nämlich *ǧ* und *w* haben ebenfalls zwei verschiedene Formen, je nachdem

1) Weißbach, Die Achämeniden-Inschriften zweiter Art (Assyriol. Bibl. IX. 1890), S. 77.
2) Anders übersetzt freilich Bork, Ztschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 64, S. 576 f.
3) Epistolographi Graeci rec. R. Hercher p. 762.
4) Vgl. Ed. Meyer, Gesch. d. Altertums III. S. 49, der diesen Brief für unecht hält; vgl. jedoch Hommel, Grundriß d. Geogr. u. Gesch. d. alt. Orients. 1904, S. 202.
5) Die bequemste Zusammenstellung sämtlicher Inschriften bei F. H. Weißbach, Die Keilinschriften der Achämeniden (Vorderasiat. Bibl. 3). Leipzig 1911; s. ferner auch Geiger-Kuhn, Grundriß d. iran. Philol. II, S. 55—64.

sie erstens als reine Konsonanten oder Konsonant + *a* gelesen werden oder zweitens vor folgendem *i* stehen. Endlich gibt es für die Konsonanten *d* und *m* sogar drei Formen; die erste repräsentiert den reinen Konsonanten oder Konsonant + *a*, die zweite wird vor folgendem *i*, die dritte vor folgendem *u* gebraucht. Das kurze *a* wird nach einem Konsonanten also nie besonders bezeichnet, weil es demselben schon inhärieren kann; folgt trotzdem noch das Zeichen für *a*, so bedeutet das, daß *ā* gemeint ist, während eine solche Unterscheidung von Länge und Kürze bei *i* und *u* nicht gemacht wird. Es ist zu beachten, daß nach einem Zeichen, das nur vor folgendem *i* bzw. *u* gebraucht werden kann, der betreffende Vokal fast ausnahmslos noch hinzugefügt wird, obwohl an sich schon die Form des Konsonantenzeichens den folgenden Vokal mit Sicherheit andeutet (z. B. d^{i}-*i*-d^{a}-*a* = *didā*). Das scheint mir gegen den Charakter der Zeichen als Silbenzeichen zu sprechen; ebenso der Umstand, daß man, wenn das auslautende Konsonantenzeichen nicht rein konsonantisch, sondern als Konsonant + *a* gelesen werden sollte, noch ein *a* hinzufügte, das hier nicht zum Ausdruck einer eigentlichen Länge diente wie im Inlaut (vgl. *a*-d^{a}-$m^{(a)}$ = *adam* = altind. *aham;* aber: h^{a}-d^{a}-*a* = *hadā* = altind. *saha*)[1]).

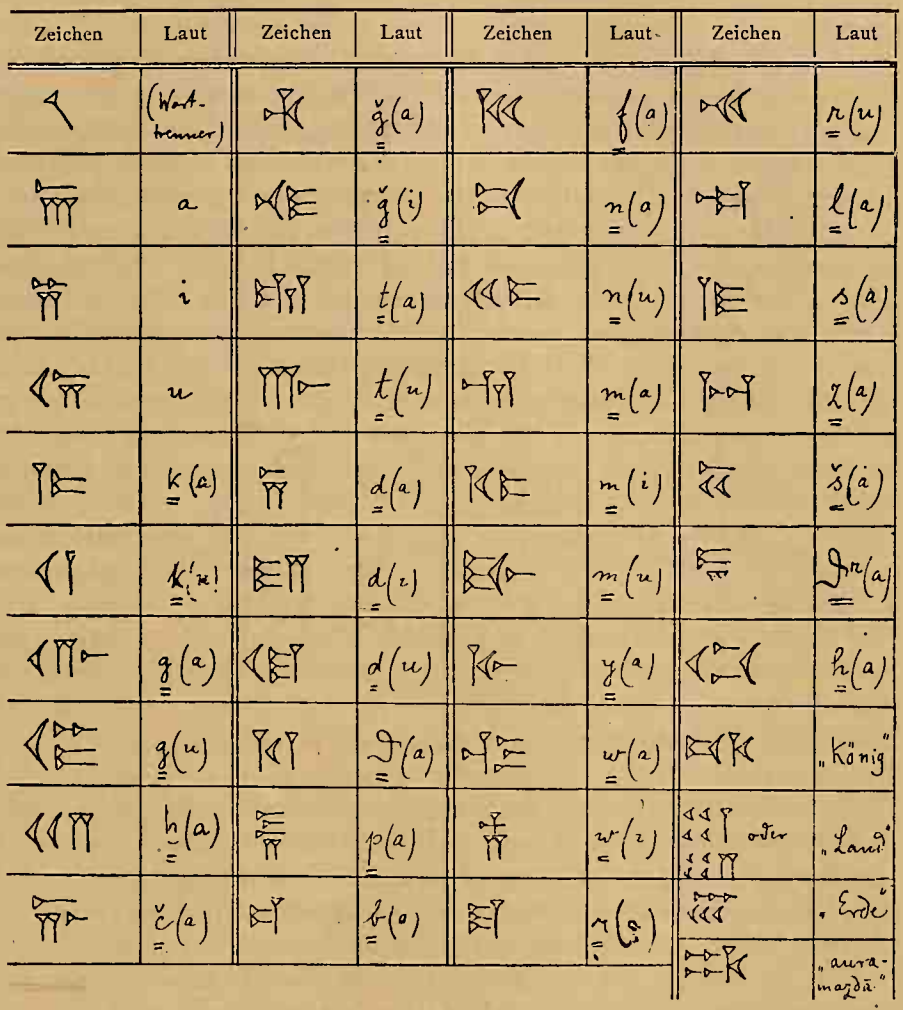


Abb. 133.

Wir können hier eine Unvollkommenheit der Schrift nicht verkennen; eine solche liegt auch vor, wenn Nasale vor Konsonanten nicht ausgedrückt werden (z. B. g^{a}-d^{u}-*u*-t^{a}-w^{a} = *gādutava*), ebenso wenn in dem Falle, wo ein besonderes Zeichen für den vor *i* oder *u* stehenden Konsonanten nicht vorhanden ist, das *a*-haltige Zeichen + *i* bzw. *u* gebraucht werden muß, da diese Schreibungen gleichzeitig auch die Diphthonge *ai* bzw. *au* wiedergeben müssen (also z. B.

1) Geiger-Kuhn, Grundr. d. iran. Philol. I, (Straßburg 1895), S. 160.

$n^a + i = ni$ oder *nai*). So ist denn die persische Keilschrift, weil sie sozusagen halb Buchstaben-, halb Silbenschrift ist, keine eindeutige Schrift; eine Zeichengruppe wie $a\text{-}d^a\text{-}m^a$ könnte gelesen werden *adama*, *adam*, *ādama*, *ādam*, *adma*, *ādma*, *adm*, *ādm*, und in manchen Fällen hilft nur die Kenntnis eines anderen altpersischen Dialekts, des in der Avestaschrift überlieferten Avestischen, oder des verwandten Altindischen oder endlich die Etymologie des betr. Wortes innerhalb der Sprache selbst zur richtigen Lösung und zum rechten Verständnis einer Zeichengruppe.

Schon gleichzeitig mit den ersten Entzifferungsversuchen tauchte die Frage auf, nach welchem Vorbild die persische Keilschrift gestaltet worden sei. Nachdem als erster Grotefend 1802 das altpersische Ideogramm für „König" mit dem entsprechenden babylonischen verglichen hatte — die babylonische Keilschrift war im übrigen noch völlig unentziffert — wurde die Frage mit der fortschreitenden Entzifferung der letzteren von Ménant 1869 und von Oppert 1874 weitergeführt. Letzterer stellte die Behauptung auf[1]), die persische Keilschrift sei bereits von Kyros erfunden worden; dieser habe — vielleicht nach der Eroberung Babylons — die babylonische Keilschrift kennen gelernt, habe 36 Ideogramme derselben ausgewählt, ihre Bedeutungen ins Persische übersetzt und jedem Zeichen den Wert des das entsprechende persische Wort beginnenden Lautes beigelegt. Die Zeichen selber hätten durch ganz bestimmte Umgestaltungen eine erhebliche Vereinfachung erfahren. Die persischen Ideogramme (nach Oppert neun) leitet er direkt aus babylonischen gleichbedeutenden Zeichen ab. Die ganzen Aufstellungen Opperts sind auf höchst unsicheren, zum großen Teil sogar direkt falschen Voraussetzungen aufgebaut; so sind die Bedeutungen der babylonischen Wörter vielfach unzutreffend, ebenso diejenigen der entsprechenden persischen Wörter, die überdies noch zu vier Fünfteln reine Konstruktionen ohne tatsächliche Belege sind u. a. m.[2]). In anderer Weise gingen Deecke[3]), Sayce[4]) und Halévy[5]) vor, die alle die altpersischen Zeichen unmittelbar aus gleich oder ähnlich gesprochenen babylonischen Zeichen abzuleiten suchten. Für die im Babylonischen nicht vorkommenden Laute nahm Halévy eine Differenzierung von bereits entlehnten persischen Zeichen an. Bei der Annahme einer Umgestaltung der persischen Zeichen aus babylonischen ist freilich auch der Willkür weiter Spielraum gelassen, und so kommt es, daß die genannten Gelehrten in ihren Ergebnissen nur bei sieben Zeichen (von 36) übereinstimmen. Wenn Sayce[6]) meint, 25 persische Zeichen könnten '*easily*' auf babylonische Vorbilder zurückgeführt werden, so möge Abb. 134 eine Probe davon geben, wie Sayce bei solcher Ableitung verfährt. Ebensowenig Erfolg hatte Peiser[7]) mit seinem Versuch, die persischen Zeichen ohne Berücksichtigung ihrer Lautwerte aus einer altsemitischen, aus der neubabylonischen Keilschrift stammenden Kurzschrift abzuleiten. Zu einer ganz anderen Ansicht

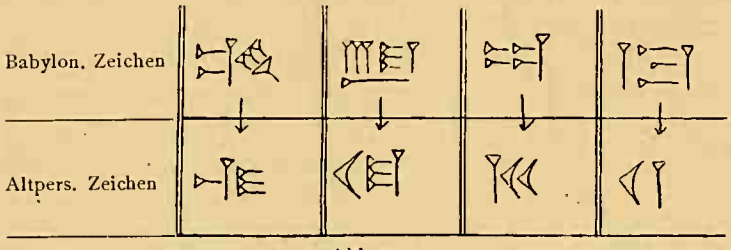


Abb. 134.

1) Journal asiatique, 7me série III, 238—45.
2) S. die Kritik von Halévy, Journ. asiat. 8me Série, VI, 450f., ferner Weißbach, Die Keilinschriften der Achämeniden S. LVI f.
3) Ztschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 32, 271 ff. (1878).
4) Ztschr. f. Keilschriftforschung I, 19 ff. (1884).
5) Journal asiat. 8me Série VI, 450f.
6) A. a. O. S. 24.
7) Mitt. d. vorderasiat. Gesellsch. 5, 53 ff. (1900).

als die meisten Forscher, mit gewisser Annäherung an Peiser, gelangt Hommel[1]). Er meint, die altpersische Schrift sei „nicht etwa eine Vereinfachung aus der babylonisch-assyrischen Schrift, sondern offenbar ein in Keilzeichen umgesetztes Kursivalphabet, und zwar hat es allen Anschein, als ob das zugrunde liegende Alphabet dasselbe war, was auch die Vorlage der indischen Schrift bildete. Betrachtet man zunächst die altpersischen Zeichen für *a*, *i* und *u*, so sieht man noch ganz deutlich, daß hier das Zeichen für *Aleph* zugrunde liegt, welches durch einen weiteren senkrechten Strich zu *'a*, durch ein oben angebrachtes Häkchen zu *'i* und durch den links angebrachten Winkelhaken zu *'u* erweitert wurde" (vgl. Abb. 135). Hommel vergleicht dieses Verfahren mit der indischen Vokalbezeichnung und meint, „diese Übereinstimmung kann unmöglich auf bloßem Zufall beruhen. Eine weitere Übereinstimmung bildet das inhärierende kurze *a* und die Richtung von links nach rechts." Leider ist die geschilderte Vokaldifferenzierung durchaus nicht durchgeführt bei den Konsonantenzeichen mit mehrfacher Form je nach folgendem Vokal; hier zeigt die Bildung der Zeichen vielmehr große Willkür. Hommel glaubt sogar betreffs des zugrunde liegenden Alphabetes eine bestimmtere Vermutung äußern zu dürfen: „jedenfalls muß es eine dem phönikisch-aramäischen Alphabet nahestehende Kursivschrift gewesen sein (vielleicht eines der von der Perserzeit an in Ostarabien aufgekommenen Mischalphabete)[2]), worauf besonders die Zeichen für *z* (vgl. das *Zajin*), *ṭ* (vgl. das *Tet*), *s* (vgl. das *Samech?*), *b* und *k* hinweisen" (s. Abb. 136).

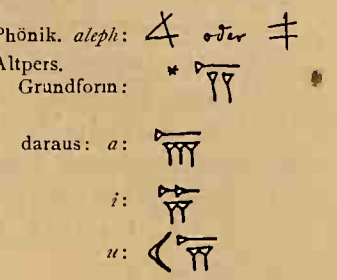


Abb. 135.

Auch Hommels Hypothese hat viel des Problematischen an sich; Weißbach[3]) erklärt auch sie für verfehlt und zieht das Facit aus allen bisherigen negativen Bemühungen um das Problem mit den Worten: „So wie sich diese (sc. die altpersische Schrift) uns jetzt zeigt, kann ich sie nur als ein selbständiges, frei erfundenes, künstliches Gebilde betrachten, das den älteren Keilschriftarten lediglich die Schriftelemente (Keil und Winkelhaken) entlehnt hat."

Pers. Keilschrift	Phönikisch	Aramäisch
z(a)	z	z
t(a)	t	
s(a)	s	
b(a)	b	b
k(a)	k	k

Abb. 136.

Daß das letztere der Fall ist, ist wohl zweifellos; vielleicht dürfen wir aber noch einen Schritt weiter gehen und sagen: wenn wirklich die verschiedenen Formen eines Konsonanten je nach dem folgenden Vokal eigentlich Silbenzeichen darstellen sollten (also d^a, d^i, d^u eigentlich = *da*, *di*, *du*), so würde dieser syllabische Charakter wohl sein Vorbild auch wiederum in den älteren Keilschriftarten, vor allem in der elamischen Schrift, haben, woher übrigens auch der Gebrauch von vier Ideogrammen stammen wird; andererseits dürfte der Umstand, daß die nicht differenzierten Konsonantenzeichen sowie von den differenzierten die erste Form (z. B. d^a) reine Konsonanten ausdrücken können, also der Schrift den Charakter einer Buchstabenschrift verleihen, auf das Vorbild einer westsemitischen Buchstabenschrift hinweisen. Daß der Einfluß einer solchen sich auch auf die Form der Keilschriftzeichen erstreckt, wie Hommel meint,

1) Grdr. d. Geogr. u. Gesch. d. alt. Orients S. 202 ff. (1904).
2) Vgl. Hommel, Grundriß ff. S. 150.
3) A. a. O. S. LIX.

scheint freilich ebenso fraglich zu sein wie eine Ableitung derselben aus babylonischen oder elamischen Zeichenformen. Daß die altpersische Keilschrift „ihrem Ursprunge nach" eine reine Silbenschrift sei, die sich aber in den erhaltenen Inschriften bereits als erheblich modifiziert repräsentiere, wie Bartholomae[1]) meint, scheint mir eine längere Entwicklung vorauszusetzen, von der wir jedoch keine früheren Etappen kennen, die auch ausgeschlossen ist, wenn Darius I. Hystaspis wirklich gleichzeitig der Urheber der Schrift und der ersten inschriftlichen Denkmäler ist. Es handelt sich m. E. nicht um eine Entwicklung aus der Silbenschrift in eine inkonsequente Buchstabenschrift, sondern um Vermischung der beiden Schriftprinzipien, die in Persien besonders leicht vor sich gehen konnte.

Mit dem Ende der Achämenidenzeit kam die persische Keilschrift außer Gebrauch; sie wurde abgelöst einerseits durch die griechische Schrift, die sich z. B. auf baktrischen Münzen findet, andererseits durch eine direkt auf ein aramäisches Vorbild zurückgehende neue Schrift, die sog. Pehlevischrift, die wir aus Inschriften und Münzlegenden besonders aus der Arsakiden- (100 v. Chr. bis 226 n. Chr.) und Sasanidenzeit (226—642 n. Chr.) kennen. Darüber wird später zu handeln sein.

Bis in das 14. und 15. Jahrhundert war in Europa die Existenz von Inschriften in Keilschrift völlig unbekannt. Um diese Zeit jedoch berichteten einzelne Reisende von seltsamen Inschriften, die sie in den Ruinen der Stadt Persepolis gefunden hatten und deren Schrift „aus dreieckigen Figuren bestand, aber etwas langgezogen, in der Form einer Pyramide oder eines kleinen Obelisken, die nur durch ihre Lage und Stellung voneinander verschieden sind". Die erste Schriftprobe wurde im Jahre 1621 durch einen Brief des berühmten italienischen Reisenden Pietro della Valle aus Schiraz an einen Freund in Neapel in Europa bekannt. Da die Probe aber nur aus fünf Zeichengruppen bestand, ließ sich damit nichts anfangen. Im Laufe der nächsten Zeit gelangten größere Proben nach Europa, aber erst seit Niebuhr 1788 zuverlässige, an Ort und Stelle gemachte Abschriften veröffentlichte, konnte man einer Entzifferung näher treten. Niebuhr selber erkannte bereits drei verschiedene Schriftsysteme in den Inschriften — eine Entdeckung, die sich für die Entzifferung als überaus wichtig herausstellen sollte.

Weiter in der Beurteilung der persischen Inschriften gelangte der Däne Fr. Münter, indem er nachwies, daß dieselben von den Achämenidenkönigen herstammen müßten und daß ihre Sprache mit der des Aveśta, des heiligen Religionsbuches der alten Perser, verwandt sein müsse. Auch hielt er bereits das eine der Schriftsysteme für eine alphabetische Schrift, das zweite auf Grund der größeren Zahl verschiedener Zeichen für eine Silbenschrift und das dritte für eine ideographische (Wort-)Schrift. Der Mann, dem es zum ersten Male gelang, eine der drei Schriften, nämlich die (altpersische) Buchstabenschrift, zu enträtseln, war der deutsche Gymnasiallehrer Grotefend in Göttingen, der 1802 seine Entzifferungsarbeit der Göttinger Akademie vorlegte.

Auf die Methode seiner Entzifferung im einzelnen einzugehen würde hier zu weit führen[2]); sie sei jedoch kurz angedeutet, da es immerhin interessant ist zu sehen, wie es möglich war, in eine unbekannte Schrift mit noch unbekannter Sprache einzudringen ohne Hilfe eines verständlichen Paralleltextes wie es beim Stein von Rosette der Fall war. Grotefend ging wie Münter von der richtigen Annahme aus, daß die fraglichen Inschriften von den Erbauern der Paläste, an denen sie gefunden wurden, also den Achämenidenkönigen verfaßt sein mußten, daß daher das an der Spitze stehende der drei Schriftsysteme, das sich auf Grund der geringen

1) Geiger-Kuhn, Grundriß der iran. Phil. I, S. 160.
2) Siehe Messerschmidt, Die Entzifferung der Keilschrift.[2]. Leipzig 1910 (Der alte Orient V, 2); ferner Geiger-Kuhns Grundriß II, S. 64—70.

Anzahl verschiedener Zeichen als Buchstabenschrift erweise, in der eigentlichen Landessprache, der persischen, geschrieben sein müsse und endlich daß in den Texten höchstwahrscheinlich auch die Namen jener Könige vorkommen müßten. Indem er eine in den Inschriften öfter wiederkehrende Zeichengruppe als die aus der Sasanidenzeit bekannte Titulatur „König der Könige" auffaßte, vor der dann ein Eigenname stehen mußte, probierte er nun, die Laute der Namen der Achämenidenkönige, denen er die auf Grund der sonstigen Kenntnisse vom alten Persien erreichbare älteste Lautform gab, für die einzelnen Zeichen einzusetzen. Auf diese Weise gelang es Grotefend, nicht nur die Namen Darius, Xerxes und Hystaspes, sondern auch weitere Wörter wie König, Sohn, Achämenide aufzufinden. Wenn auch nicht alle Zeichen richtig gelesen wurden, weil Grotefend die genaue altpersische Form der Königsnamen nicht kannte (vgl. Abb. 137), so war doch ein verheißungsvoller Anfang gemacht und eine sichere Grundlage geschaffen worden.

1) *Dārayawauš* (Darius)
2) *Ḫšayāršā* (Xerxes)
3) *Wištāspa* (Hystaspes)

Abb. 137

Merkwürdigerweise — wohl aus Mangel an gründlicher Kenntnis der orientalischen Sprachen — war Grotefend nicht imstande, seine Entdeckung weiter auszubauen, und so kam denn die Entzifferung in den nächsten 30 Jahren nur wenig vom Fleck. Erst um 1836 wurde das Problem neu wieder angegriffen und zwar diesmal von drei verschiedenen Seiten: durch den französischen Avestaforscher Eugène Burnouf, den deutschen Sanskritisten Chr. Lassen in Bonn und den in Persien weilenden englischen Offizier Henry Rawlinson. Letzterer hatte unabhängig von Grotefend die gleichen persischen Königsnamen entziffert wie jener, und gestützt auf ein umfangreiches, an Ort und Stelle abgeschriebenes Material, darunter die lange Inschrift von Bīsutun, gelang es ihm, zunächst über die Ergebnisse der europäischen Forscher hinauszukommen, wurde aber bald durch Burnouf und Lassen überholt, welch letzterer vor allem die wichtige Entdeckung machte, daß, falls nicht ein besonderes Vokalzeichen folgte, dem betreffenden Konsonanten nach indischer Weise ein *a* inhäriere. In den folgenden Jahrzehnten wurde durch Hincks in Dublin, Oppert in Paris und Rawlinson die um 1850 als abgeschlossen geltende Entzifferung nur noch in gewissen Einzelheiten ergänzt und gebessert.

Im Anschluß hieran sei noch kurz die Entzifferungsgeschichte der zweiten und dritten Kategorie der Inschriften, der elamischen und babylonischen, gestreift[1]). Daß bereits Münter (Ende des 18. Jahrh.) in dem zweiten Schriftsystem eine Silbenschrift erkannte, wurde weiter oben erwähnt. Eine Entzifferung konnte mit Aussicht auf Erfolg erst unternommen werden,

1) Auch hierüber Ausführlicheres bei Messerschmidt a. a. O.

als die persische Schrift im großen und ganzen enträtselt war. Grotefend machte freilich schon 1837 den ersten Entzifferungsversuch, der zur Voraussetzung hatte, daß der Text der zweiten Kategorie mit dem der persischen Inschriften identisch sei — eine Annahme, die sich auch in der Tat als richtig erwiesen hat. Allein aus Mangel an Texten kam Grotefend nicht weit; erst Hincks (1846), de Saulcy (1850), vor allem aber Norris (1855) haben auch für die Inschriften der zweiten Gattung, die heute (neu-)elamisch oder neususisch genannten, früher meist als medisch bezeichneten, die grundlegende Arbeit geleistet.

Am meisten Schwierigkeiten bot die Entzifferung der dritten Gattung der Inschriften, die, wie ebenfalls Münter schon vermutet hatte, in einer Wortschrift geschrieben waren und an deren Enträtselung besonders große Hoffnungen geknüpft wurden, seitdem man bemerkt hatte, daß ihre Schrift in erheblichem Grade identisch sei mit den Schriftformen der in Babylon gefundenen Backsteine. So wagte denn 1845 der Schwede Löwenstern die richtige Vermutung, daß die in den fraglichen Inschriften enthaltene Sprache eine semitische sei; er erkannte auch einige Zeichen richtig, zog aber aus der verschiedenen Schreibung der gleichen Eigennamen den falschen Schluß, daß die babylonische Keilschrift zur Bezeichnung von Konsonanten mehrere Zeichen zur Verfügung habe. Erst Hincks (1846, 1848) war es vergönnt, die Eigentümlichkeit der babylonischen Keilschrift in ihren Grundzügen richtig aufzufassen; er erkannte das Vorhandensein von Ideogrammen neben Silben- und Buchstabenzeichen (nur für Vokale). Der von de Saulcy (1849) auf die Spitze getriebenen Ansicht Löwensterns von der Homophonie der Zeichen — er hielt die Schrift für eine Buchstabenschrift und die 642 bekannten Zeichen lediglich für verschiedenartige Darstellungsmöglichkeiten von fünf Vokalen und sechzehn Konsonanten — trat Hincks 1850 energisch entgegen. Durch ihn und Rawlinson (1850, 1851) wurde die Entzifferung soweit gefördert, daß die weitere Forschung, die durch Männer wie Oppert, Fox Talbot, Ménant, Eb. Schrader, Delitzsch, Haupt, Halévy und zahlreiche andere in den nächsten Jahrzehnten geleistet wurde, an jenen Grundlagen wenig zu rütteln fand, sondern im großen und ganzen nur das auf nunmehr sicherem Fundament ruhende Gebäude im einzelnen weiter auszubauen hatte.

Die meroitische Schrift.

Unter der meroitischen Schrift verstehen wir eine Schrift, die sich in Nubien auf einer großen Anzahl von Inschriften aus dem 2.—4. nachchristlichen Jahrhundert vorgefunden hat, welch letztere bis in die neuere Zeit hinein als unentzifferbar galten. Doch schien die geringe Anzahl der Zeichen die Schrift als eine Buchstabenschrift zu charakterisieren, außerdem die linksläufige Schriftrichtung, die Ähnlichkeit mancher Zeichenformen mit semitischen auf Herleitung derselben aus einer semitischen Schrift hinzudeuten. So brachte sie denn Hommel[1]) mit der äthiopischen zusammen, während W. Max Müller[2]) Herkunft aus einem der südarabischen Alphabete für möglich hielt. Doch schon letzterer bemerkte: . . . „Andernfalls müßte man an eine sehr freie Entwicklung aus der sogenannten demotischen Kurzschrift der Spätägypter zunächst denken." Und in der Tat ist es Griffith[3]) gelungen, die unbekannte Schrift als eine reine Buchstabenschrift und als aus der demotischen Schrift der Ägypter entstanden nachzuweisen sowie die nubischen oder meroitischen[4]) Inschriften bis zu einem gewissen Grade zu entziffern.

1) Grundr. d. Geogr. und Gesch. d. alt. Orients (1904), S. 149.
2) Äthiopien. Der alte Orient VI (1904), 2, S. 30, Anm. 2.
3) Meroitic Inscriptions I (XIXth Memoir of Archaeol. Survey of Egypt). London 1911.
4) Meroë war die Hauptstadt des alten, im heutigen Nubien gelegenen äthiopischen Reiches.

Abb. 139 gibt eine solche Inschrift wieder, deren Übersetzung nach Griffith[1]) etwa folgendermaßen lauten würde: „O Isis! O Osiris! Schaue mich an (?), den geehrten (?) *Taktizamani*, erzeugt von *Zêkarêr*, geboren von *Amanitares*. Alle Nahrung werde mir zuteil (?). Alle Dinge mögen mir gegeben werden (?). O Isis! O Osiris!“

Nicht alle nubischen Inschriften sind in diesem meroitischen Alphabet, das auf Abb. 138 dargestellt ist, abgefaßt. Daneben finden sich auch solche in ägyptischen Hieroglyphen. Aber auch diese treten nur in beschränkter Zahl auf und erweisen sich gleichfalls — mit Ausnahme zweier Silbenzeichen für *te* und *tê* — als reine Buchstabenzeichen, nicht immer übereinstimmend mit dem Lautwerte, den sie im Ägyptischen haben (vgl. Abb. 138). So finden wir in den meroitischen Inschriften das in Ägypten nicht völlig erreichte Entwicklungsstadium der reinen Buchstabenschrift vermutlich unter dem Einflusse semitischen Schriftgebrauches zur Vollendung gelangt. Als lebenskräftig hat sich diese Buchstabenschrift jedoch nicht zu erweisen vermocht.

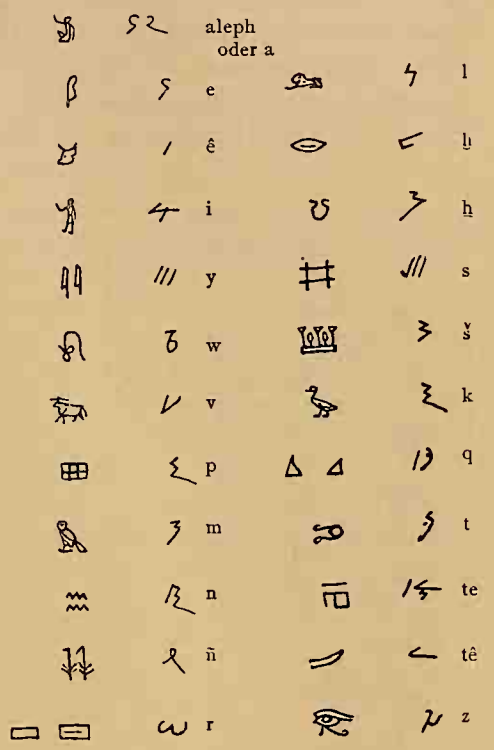


Abb. 138.

Die Herkunft der semitischen Buchstabenschrift.

Daß der semitische Schrifttypus eigentlich eine Art Mittelstufe zwischen Silbenschrift und Buchstabenschrift darstellt, wurde bereits früher (S. 90) gesagt; jene Behauptung soll hier kurz bewiesen werden. Die Zeichen dieser Schrift stellen entweder reine Konsonanten dar, wenn nämlich ein weiterer Konsonant darauf folgt oder am Wortende; gleichzeitig aber dienen sie auch zur Wiedergabe von Konsonant mit folgendem Vokal, wobei der letztere beliebig sein kann. Wir hätten es also in letzterem Falle mit Silben von der Form *kx* zu tun, worin *k* einen bestimmten Konsonanten, *x*

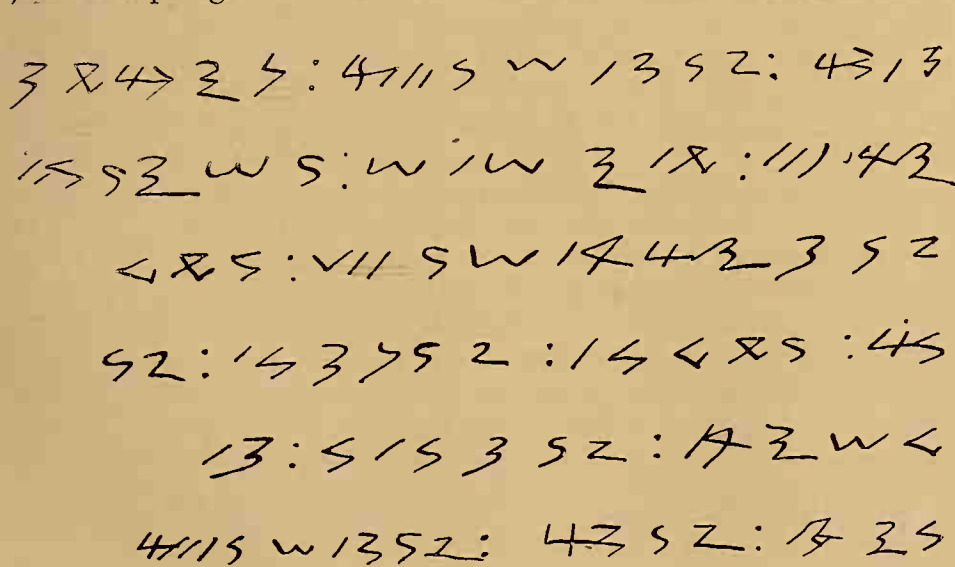


Abb. 139.

1) A. a. O. S. 73; die Inschrift ebenda auf plate XXVIII.

einen Vokal beliebiger Färbung bezeichnet. Zeichen für bloße Vokale gibt es nicht. Wenn also der Araber das Wort كتب (*k-t-b*) schreibt, so kann diese Konsonantengruppe als *kataba*, *kutiba*, *kutubu*, *kutubi*, *kutuba*, *katbu*, *katbi*, *katba* gelesen werden; es kann also das zweite Zeichen (ت) sowohl als Buchstabenzeichen für *t* als auch als Silbenzeichen für *ta*, *ti*, *tu* fungieren. Erwägt man jedoch, daß bei der Betrachtung des semitischen Sprachbaus sich als beherrsehendes Prinzip herausstellt, daß die Konsonanten die primäre, die Bedeutung bestimmende, die Vokale dagegen die sekundäre, der Formbildung dienende Rolle spielen; bedenkt man ferner, daß sich die die Vokale nicht bezeichnenden semitischen Schriften teilweise später zur Einführung von besonderen Hilfszeichen für die Vokale genötigt sahen: dann scheint es doch berechtigt zu sein, hier wirklich von einer Buchstabenschrift zu reden, in der freilich die Konsonantenzeichen auch als Träger des folgenden, nicht geschriebenen Vokals auftreten können.

Hieratisch	Phönik.	Hieratisch	Phönik.

Abb. 140.

Ehe wir nun die besonderen Varietäten des semitischen Schrifttypus weiter betrachten, bleibt uns noch eine äußerst wichtige Frage zu beantworten: ist die semitische Buchstabensehrift eine selbständige Sehöpfung oder hat sie ein fremdes Vorbild und, wenn das der Fall ist, welches?

Die älteste Form, in der uns die semitische Buchstabenschrift bekannt ist, ist das sog. altsemitische Alphabet, wie es sich u. a. in den phönikischen Inschriften präsentiert. Da in der Tat die phönikischen Schriftzeichen die altertümlichste Form der semitischen Buchstaben und sich einem vorauszusetzenden „Uralphabet“ am meisten zu nähern scheinen, so wird im gewöhnlichen Sprachgebrauch phönikisch und altsemitisch meist einfach gleichgesetzt. Wir würden dann die obige Frage in folgender Form stellen können: Ist die phönikische Schrift selbständige Erfindung oder Entlehnung?

Bereits im Altertum finden wir diese Frage verschieden beantwortet. Während eine Anzahl von Schriftstellern den Phönikern den Ruhm der Erfindung der Buchstabenschrift zuerkennt[1]), gibt es wiederum andere Zeugnisse, die den ägyptischen Ursprung der phönikischen Schrift behaupten[2]). Die bekannteste Stelle hierfür ist bei Tacitus in seinen Annalen (XI, 14), wo es heißt: „Als erste stellten die Ägypter die Begriffe durch Figuren von Tieren dar; diese ältesten Denkmäler menschlicher Erinnerung sind noch in Steine eingeschnitten zu sehen; sie geben sich als Erfinder der Schrift aus. Von ihnen sollen die Phöniker, weil sie das Meer beherrschten, die Schrift nach Griechenland gebracht haben und den Ruhm erlangt haben, als hätten sie erfunden, was sie nur übernommen hatten“[3]).

1) Z. B. Lucan. Pharsal. III, 220—1: Phoenices primi, famae si creditur, ausi | Mansuram rudibus vocem signare figuris; Plinius, Hist. nat. V, 12, 13: Ipsa gens Phoenicum in magna gloria litterarum inventionis; Clemens Alexandr., Stromat., I, 16, 75: Φοίνικας καὶ Σύρους γράμματα ἐπινοῆσαι πρώτους u. a.

2) Z. B. Plato Phaedr. 59; Diod. Sic. I, 69; Plutarch, Quaest. conviv. IX, 3.

3) Primi per figuras animalium Aegyptii sensus mentis effigiebant — ea antiquissima monumenta memoriae humanae impressa saxis cernuntur — et litterarum semet inventores perhibent. Inde Phoenicas, quia mari praepollebant, intulisse Graeciae gloriamque adeptos, tanquam repererint, quae acceperant.

Es ist verständlich, daß die Ansicht vom ägyptischen Ursprunge der phönikischen Schrift neue Nahrung finden mußte, als die Wiederentzifferung der Hieroglyphen durch Champollion (1822) gelungen war. Bis in die siebziger Jahre hinein galt es als unumstößlich, daß in den ägyptischen Hieroglyphen die Urformen der phönikischen Buchstaben zu finden seien, wenn auch die Herleitung der einfachen linearen Buchstabenformen von den ägyptischen Bilderzeichen nicht immer zwanglos war. Ein Hauptvertreter dieser Ansicht war Ch. Lenormant (1802—1859). Einen Fortschritt bedeutete es, als der Franzose de Rougé[1]) im Jahre 1874 versuchte, die phönikische Schrift nicht mehr direkt aus den Hieroglyphen, sondern aus der hieratischen Schrift abzuleiten. Abb. 140 stellt die Formen der phönikischen Ešmunazar-Inschrift (6. Jahrh. v. Chr.) — ältere kannte de Rougé noch nicht — den entsprechenden hieratischen Zeichen gegenüber.

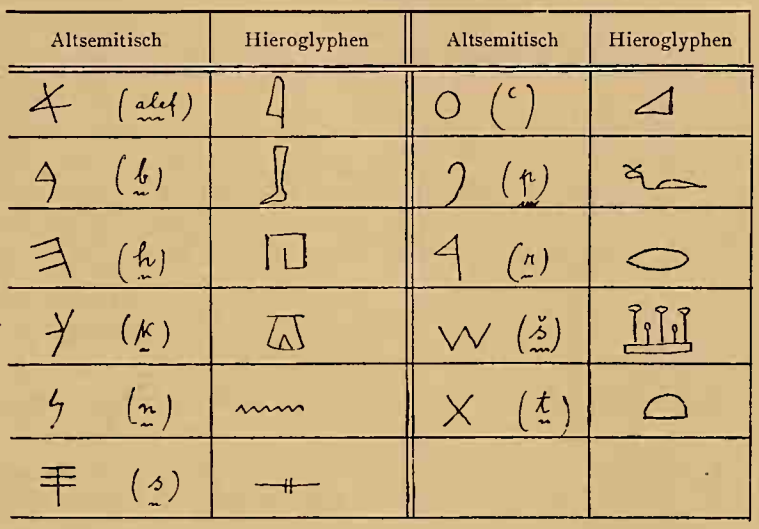


Abb. 141.

Ihm gegenüber hielt freilich Halévy[2]) an der Ableitung unmittelbar aus den Hieroglyphen fest, aus denen er etwa die Hälfte der Zeichen zu erklären suchte, während er die übrigen als aus jenen modifiziert ansah. Vgl. die Zusammenstellung auf Abb. 141. Die Ansicht von der ägyptischen Herkunft der phönikischen Schrift wurde gänzlich aufgegeben von Deecke[3]), der letztere vielmehr aus der assyrischen Keilschrift herleitete. Auch diese Ansicht findet sich bereits im Altertum vertreten; so sagt Plinius: „Ich bin immer der Meinung, daß die Buchstaben assyrisch(er Herkunft) sind“[4]). Allein die Arbeit Deeckes verliert dadurch an Wert, daß er in unmethodischer Weise die zur Erklärung der phönikischen Schriftformen benötigten Keilschriftzeichen aus verschiedenen Epochen zusammensucht, wodurch der ganzen Untersuchung der Charakter willkürlicher Spielerei anhaftet. Die gleiche Ansicht wurde später wieder behauptet von Peiser[5]), der die altsemitischen Zeichen dadurch aus den altbabylonischen Keilschrift- (nicht Bilder-) zeichen herzuleiten sucht, daß er mit den ersteren eine Drehung vornimmt, sie dann in Keilschriftzeichen

1) Mémoire sur l'origine égyptienne de l'alphabet phénicien. Paris 1874 (schon 1859 vor der Académie des Inscriptions gelesen).
2) Mélanges d'épigraphie sémitique 1874 S. 168f.; ferner: Nouvelles Considérations sur l'Origine de l'Alphabet, in: Revue sémitique IX (1901), 356—370.
3) Der Ursprung des altsemit. Alphabets aus der neu-assyrischen Keilschrift. Ztschr. d. deutsch. morgenl. Ges. XXXI (1877), S. 102f.
4) Hist. nat. I, 412.
5) In den Mitt. der Vorderasiat. Gesellsch. V, 2 (1900).

„auflöst“ und mit denjenigen babylonischen Zeichen zusammenstellt, deren Silbenrest den Laut des phönikischen Zeichens enthält (s. Abb. 142). Auch hierbei kann man sich des Gefühls der Willkür nicht erwehren. Auch die Methode Hommels[1]) erscheint nicht einwandfrei, wenn er das semitische Alphabet — dessen älteste Denkmäler bis etwa um 900 v. Chr. zurückgehen und das wohl höchstens noch einige Jahrhunderte älter sein kann — aus der sumerischen Bilderschrift entstanden sein läßt, die doch schon in sehr früher Zeit durch die Keilzeichen ersetzt wurde. Über Hommels Ausführungen über babylonischen Einfluß auf Benennung und Anordnung der Buchstaben wird noch zu reden sein.

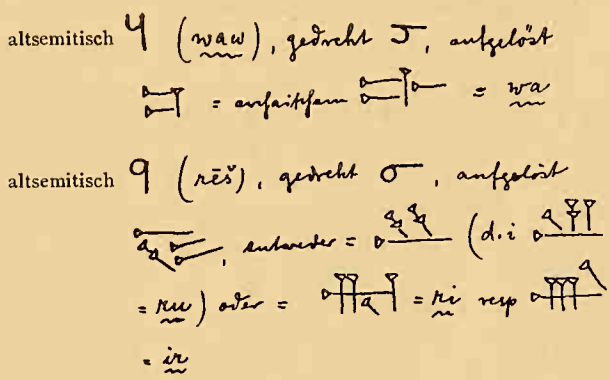


Abb. 142.

Beide bisherigen Ansichten finden sich in gewisser Weise miteinander verschmolzen bei Friedr. Delitzsch[2]). Nach ihm ist die „Möglichkeit vorhanden, daß die kanaanäische (d. i. altsemitische) Konsonantenschrift unter dem Einflusse des ägyptischen sowohl wie des babylonischen Schriftsystems hervorgegangen ist und als eine äußerst geschickte Verschmelzung der beiderseitigen Vorzüge dieser Schriftarten zu betrachten ist“. Im einzelnen unterscheidet Delitzsch bei der altsemitischen Schrift drei Elemente:

1. ein ägyptisches, nämlich das Prinzip der Akrophonie. Wie nämlich im Ägyptischen z. B. das Bild des Löwen (*laboi*) für *l* verwandt worden sei, so soll der phönikische Buchstabe *b* aus dem Zeichen für ***bēt*** („Haus“) entstanden sein, *d* aus dem Zeichen für ***dālet*** („Tür“) usw.

2. ein babylonisches: die Phöniker „lernten von den babylonischen Schriftgelehrten, Gegenstände und Begriffe durch ganz einfache, mehr andeutende als ausführende, möglichst geradlinige Figuren zum graphischen Ausdruck zu bringen, wobei sie sich gleichzeitig großer Wahrscheinlichkeit nach in der Wahl der betr. Gegenstände durch die babylonische Schrift beeinflussen ließen. Es scheint beachtenswert, daß von den 22 phönikischen Schriftzeichen nicht weniger als 15 Gegenstände oder Begriffe zur Darstellung bringen, welche auch in der babylonischen Schrift durch Urzeichen ersten oder zweiten Grades Ausdruck gefunden haben (nämlich *'ajin* ‚Auge‘, *pē* ‚Mund‘, *kaph* ‚Hand‘, *dālet* ‚Tür‘, *nūn* ‚Fisch‘, *jād* ‚Hand‘ u. a.“). Auch die Beeinflussung der Zeichenformen durch das Babylonische dürfte nach Delitzsch nicht ganz in Abrede zu stellen sein; Abb. 143 zeigt einige von ihm angeführte Entsprechungen. Endlich glaubt Delitzsch auch aus den Namen der Buchstaben auf babylonischen Einfluß schließen zu müssen; so sind die Namen *nûnu* „Fisch“ für *n* und *ḫêtu* „Einfassung“ für *ḫ* nur im Babylonischen belegbar, und *rêšu* „Kopf“ für *r*, *bêt* „Haus“ für *b* und *mêmu* „Wasser“ für *m* zeigen babylonische Lautform.

Abb. 143.

1) Grundr. d. Geogr. u. Gesch. d. alt. Orients (1904) S. 96 ff.
2) Die Entstehung des ältesten Schriftsystems ff. 1897.

3. ein einheimisches Element: eine Anzahl von Charakteren, die sich aus der Keilschrift nicht ableiten lassen, beruhen auf selbständiger Erfindung seitens der Phöniker.

Gegen Delitzsch' Aufstellungen unter 2. lassen sich verschiedene Einwände erheben. Daß ursprünglich Bilder von Körperteilen, Tieren usw. als Schriftzeichen verwertet werden, ist eine so allgemeine Tatsache, daß sie einen Zusammenhang zwischen phönikischer Schrift und babylonischer nicht erweisen können. Auch die babylonische Lautform einiger Buchstabennamen beweist nichts im Hinblick auf die durch die Tell-el-Amarna-Briefe bezeugte weite Verbreitung der Kenntnis babylonischer Sprache und Kultur im Westen. Indessen wurde noch ein weiteres Argument für die babylonische Herkunft des altsemitischen Alphabets beigebracht, welches der Reihenfolge der Buchstaben entnommen war. Und zwar meinte Hommel[1]), indem er die durch die Buchstabennamen bezeichneten Objekte als Symbole der Planeten und Tierkreiszeichen ansah (*'ajin* „Auge" = Sonne; *jōd* „Arm" = Merkur; *mīm* „Wasser" = Wassermann usw.), daß die Buchstabenanordnung aufs engste mit der chaldäischen Astrologie verknüpft sei. In anderer Weise argumentierte Zimmern[2]). Nachdem Peiser[3]) nachgewiesen hatte, daß die assyrischen Charaktere bereits vor der Tell-el-Amarna-Zeit (1500 v. Chr.) eine bestimmte Reihenfolge hatten, glaubte Zimmern nachweisen zu können, daß die Reihenfolge der phönikischen Buchstaben derjenigen der Keilschriftzeichen entspreche. Allein zunächst schied er 11 von den 22 Buchstaben aus, und auch für die übrigen elf gelang ihm der Nachweis nur in beschränktem Maße. Man vergleiche die folgende Übersicht:

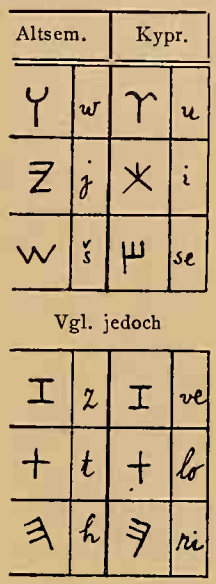


Abb. 144.

Keilschriftzeichen:		Phönik. Buchstaben:	
1	*mu*	13	*mêm* 'Wasser'
17	*nûnu*	14	*nûn* 'Fisch'
42	*ênu*	16	*'ajin* 'Auge'
51	1) *pû*	17	*pê* 'Mund'
	2) *šinnu*	21	*šîn* 'Zahn'
52	*rešu*	20	*rêš* 'Kopf'
105	*alpu*	1	*aleph* 'Ochse'
140	1) *idu*	10	*yôd* 'Hand'
	2) *kappu*	11	*kaph* 'Handfläche'
147	*bîtu*	2	*bêt* 'Haus'
155	*daltu*	4	*dâlet* 'Tür'

Gegen die ganze Herleitung des altsemitischen Alphabets aus Babylonien wandte sich Lidzbarski[4]). Nach ihm ist es vielmehr durch einen Kanaaniter erfunden worden, der einiges vom System der ägyptischen Schrift (Akrophonie) wußte, aber — merkwürdig genug — nicht soviel, um auch einzelne Zeichen zu entlehnen[5]). Allein das Suchen nach direkten fremden Vorbildern hörte nicht auf. Im Jahre 1906 wies Praetorius[6]) auf die Ähnlichkeit phönikischer

1) Grundriß . . . S. 99ff.
2) Zur Frage nach dem Ursprung des Alphabets, in: Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 50, 667 f. (1896).
3) Das Prinzip der assyrischen Zeichenordnung, in: Zeitschr. f. Assyriologie I, 95 f.
4) Ephemeris für semitische Epigraphik I, 128 ff.
5) A. a. O. S. 134.
6) Über den Ursprung des kanaan. Alphabets. Berlin 1906.

Buchstaben mit kyprischen Silbenzeichen hin (Abb. 144); allein der Herleitung des semitischen Alphabets aus dem kyprischen Syllabar steht, abgesehen davon, daß in den meisten Fällen äußeren Ähnlichkeit die Lautwerte nicht das geringste miteinander zu tun haben, auch die von Sethe[1]) hervorgehobene zeitliche Differenz entgegen. Ist doch die kyprische Schrift in der uns überlieferten Form erst seit dem 6. Jahrh. v. Chr. nachgewiesen; und wenn auch, wie wir früher sahen, die kyprische Schrift durch Zwischenstufen mit der altkretischen zusammenhängen wird, so scheint uns ein Vergleich der Zeichen solange unzulässig zu sein, als jene älteren Vorstufen nicht klar vorliegen. Der Gegengrund Sethes, daß die kyprische Schrift eine Silben-, die altsemitische eine Buchstabenschrift ist, scheint mir nicht beweiskräftig zu sein. Im übrigen ist, worauf Lehmann-Haupt[2]) Nachdruck legt, durchaus denkbar, „daß die kyprische Silbenschrift ihrerseits phönikische Zeichen gänzlich anderen Lautwertes ihrer äußeren Form nach übernommen hat". Nur kurz sei auf die Hypothese des Engländers Sayce[3]) hingewiesen, wonach die phönikischen Schriftzeichen die selbständige Erfindung von Personen seien, die mit den chetitischen Hieroglyphen vertraut waren; diese Personen waren ein westsemitischer Stamm von Halbnomaden, die das Rind und das Kamel kannten und die von den Babyloniern als Amoriter bezeichnet wurden. Die primitiven Buchstabenformen müssen nach Sayce durch ihre Namen erklärt werden. So leitet er z. B. das phönikische Zeichen für *aleph* (= „Rind") aus einer chetitischen, einen Rinderkopf darstellenden Hieroglyphe ab, das Zeichen für *jôd* (= „Hand") von der chetitischen Handhieroglyphe, das Zeichen für *kaph* (= „geöffnete Hand") gleichfalls von einer chetitischen Hieroglyphe für Hand, das Zeichen für *zajin* (= „Waffe"?) von der chetitischen Hieroglyphe ab, die eine Hand mit einem Dolch darstellt (s. Abb. 145). Aber nicht nur die chetitische, sondern auch die durch die Philister von Kreta nach Palästina gebrachte kretische Schrift sollen jene Westsemiten gekannt haben; so sei das ein *t* repräsentierende Zeichen + (*tau*) an das Ende des Alphabets gestellt worden, weil in der kretischen Schrift das gleiche Zeichen als Satzschließer verwendet wird. Auch die Argumente Sayces leiden an allzu geringer Beweiskraft und konnten darum keine Lösung der Frage bringen.

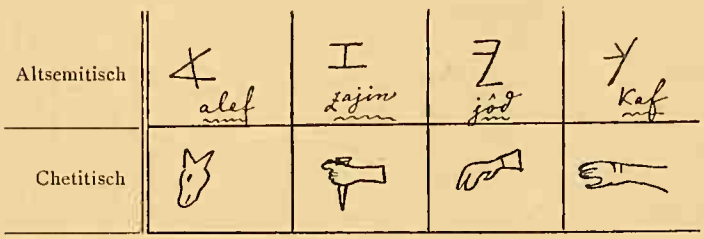


Abb. 145.

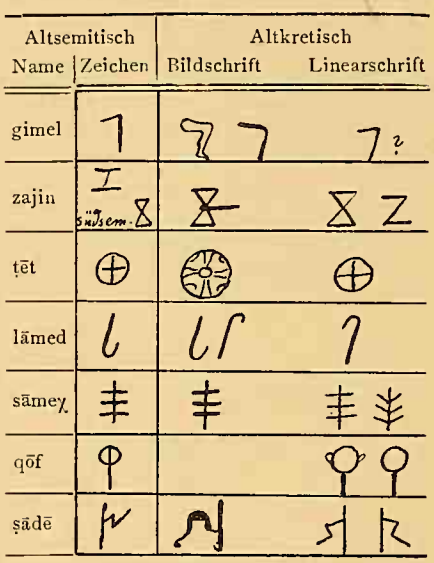


Abb. 146.

Ein neues Moment wurde in die ganze Frage von der Herkunft des semitischen Alphabets getragen durch die seit 1894 durch A. J. Evans auf Kreta gefundenen altkretischen (minoischen) Inschriften, über die bereits an früherer Stelle ausführlich gehandelt worden ist. Auf Grund

1) Der Ursprung des Alphabets. Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1916, Heft 2, S. 108; vgl. auch Hirschfeld, Recent theories on the origin of the alphabet. Journal of the Royal Asiatic Society N. S. 43 (1911) S. 970f.
2) Zur Herkunft des Alphabets, in: Ztschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 73, S. 67 (1919).
3) Proceedings of the Soc. of Bibl. Arch. XXXII (1910), S. 217 ff.

der ersten großen Publikation von Evans[1]) behauptete Fries[2]) die Abstammung des phönikischen Alphabets aus der in Palästina durch die aus Kreta eingewanderten Philister eingeführten altkretischen Schrift; den übernommenen Zeichen seien dann der Keilschrift entnommene Namen gegeben worden. Eine viel ausführlichere Behandlung fand das Problem durch Evans selber[3]). Evans geht davon aus, daß von den 22 Buchstabennamen des phönikischen Alphabets 7 oder 8 aus einer semitischen Sprache nicht erklärt werden können[4]). Er glaubt nun, gerade zu diesen Entsprechungen in den Formen der altkretischen Linearschrift aufzeigen zu können (s. Abb. 146). Aber nicht nur diese, sondern auch den größten Teil der übrigen Buchstabenformen erkennt Evans in der altkretischen Schrift wieder, und zwar zeige sich hier, daß, wenn man die den phönikischen Buchstaben entsprechenden kretischen linearen Zeichen auf die zugrunde liegenden, größtenteils auch wirklich überlieferten Bildzeichen zurückführe, die Buchstabennamen ungezwungen zu den durch die Bildzeichen dargestellten Objekten passen (Abb. 147). Evans nimmt nämlich an, daß auch die linearen kretischen Zeichen, wenn auch wahrscheinlich vorwiegend Silbenzeichen, gelegentlich als Ideogramme mit dem alten Sinnwert der Hieroglyphen gebraucht wurden und daß eben diese Sinnwerte von den entlehnenden Semiten übersetzt wurden. Gemäß den neuen Namen wurden nach dem Prinzip der Akrophonie den entlehnten Zeichen Buchstabenwerte beigelegt (*bêt* — *b*, *jôd* — *j* usw.). Möglicherweise sind solche Buchstabennamen, die aus dem Semitischen nicht zu erklären sind (*ṭêt*, *qôph* u. a.), unverändert aus der ursprünglichen Sprache herübergenommen worden. Als Vermittler der geschilderten Entlehnung sieht Evans die Philister an, die im 13. vorchristlichen Jahrhundert von Kreta herkommend den südwestlichen Teil des später nach ihnen benannten Palästina eroberten und besiedelten, zunächst siegreich besonders nach Norden vordrangen, aber bereits nach wenigen Jahrhunderten völlig semitisiert waren[5]). Ein Kulturvolk mit entwickeltem Schriftsystem, das sie aus der verlassenen Heimat mitgebracht, hätten sie befruchtend auf die umwohnenden semitischen Völker, Phöniker, Israeliten eingewirkt und ihnen vor allem ihre Schrift vererbt, die allerdings von den Semiten den besonderen Bedürfnissen ihrer ganz anders gebauten Sprache angepaßt worden sei.

Altsemitisch		Altkretisch	
Name	Zeichen	Bildzeichen	Linearzeichen
āleph (Rind)			
bēt (Haus)			
dālet (Tür)			
wāw (Pflock)			
ḥēt (Gitter)			
hē (?)			
jōd (Hand)			
kaph (flache Hand)			
nūn (*nāḥāš*) (Schlange)			
pē (Mund)			
rēš (Kopf)			
šīn (Zahn)		(Berge)	
'ajin (Auge)			
tāw (Zeichen)			

Abb. 147.

1) Primitive Pictographs and Prae-Phoenician Script in Crete and the Peloponnese. Lond. 1895.
2) Die neuesten Forschungen über d. Ursprung d. phönizischen Alphabets, in: Ztschr. des deutsch. Paläst.-Ver. XXII (1899) S. 118f.
3) Scripta Minoa I (1909), S. 77—94.
4) Vgl. Peters, Recent Theories of the Origin of the Alphabet, in: Journ. of the American Orient Soc. XXII (1901), S. 177—198.
5) S. W. Max Müller, Die Urheimat der Philister; Ders., Die Chronologie der Philistereinwanderung (beide Abhandlungen in den Mitt. der Vorderasiat. Gesellsch. 1900).

Auf den Untersuchungen von Evans fußend, unternahm H. Schneider[1]) eine neue gründliche Behandlung des Problems. Nachdem Schneider zunächst am Leitfaden einiger fester Kriterien zu dem Ergebnis gelangt, die phönikische Schrift könne nicht autochthon, sondern nur entlehnt sein, sucht er im weiteren Verlaufe den altkretischen Ursprung des Alphabets mit verschiedenen Argumenten zu beweisen; dieselben lassen sich mit seinen eigenen Worten folgendermaßen zusammenfassend wiedergeben[2]):

1. Die Bilder des „phönikischen" Alphabets finden sich (bis auf eins) in einer Bilderschrift gleichen zeichnerischen Charakters, die sich aus einer Hieroglyphenschrift vor unseren Augen in den Denkmälern entwickelt, in Kreta im 2. Jahrtausend, nicht allzulang vor ihrem Erscheinen in Palästina; die Vorstufen des Alphabets sind hier ohne Lücke erhalten.

2. Die Bilder des Alphabets entsprechen, richtig gedeutet, einzeln, in ihrer Gesamtheit und, was nicht zu hoffen war, auch in ihrer Ordnung als Reihe genau der Weltanschauung[3]) der minoischen Denker, wie sie uns in den Denkmälern und den Mythen überliefert ist.

3. Bei Diodor (5, 74) hat sich die Nachricht erhalten, daß die Kreter noch in der Spätzeit wußten, das Alphabet sei in Kreta erfunden, von den Phönikern nur übernommen und verändert[4]).

4. Die Völkerwanderung in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, durch die Südpalästina eine „philistäische", Kreta eine ganz barbarische Bevölkerung (Dorer zuletzt) erhielt, erklärt ausreichend das Verschwinden des Alphabets aus Kreta, sein Erscheinen in Palästina.

Die Übertragung des (bereits auf Kreta entwickelten) Alphabets ins Semitische denkt Schneider sich in folgender Weise. Da die Vorlage wahrscheinlich keine Vokale besaß, so blieb auch die Übertragung (trotz des Beispiels der damals allgemein bekannten babylonischen Keilschrift) ohne Vokale; der Konsonantenbestand war in der Hauptsache brauchbar. Die Zahl der Zeichen sowie ihre Anordnung wurde nicht verändert. Ziemlich stark verändert wurden jedoch durch die Übersetzung der Bilder die Namen und Lautwerte der Zeichen. Die Aufgabe des Übersetzers bestand nun darin, zu 22 Bildern, teils klaren, teils ziemlich unbestimmten, 22 Worte zu finden, die mit den 22 Konsonanten anlauteten. Während in manchen Fällen eine vollkommene Deckung mit der Vorlage erreicht wurde — so wurde das Zeichen für „Haus" *bēt* = „Haus" genannt und als Buchstabenzeichen für *b* gebraucht — war in anderen Fällen die Deckung von Bild und Namen nur eine annähernde — so wenn das Zeichen für „Berge" durch *šîn* = „Zahn" übersetzt wurde und nun *š* wiedergeben mußte — oder endlich überhaupt nicht vorhanden.

Dabei gibt Schneider zu, daß auch die ägyptische (hieratische) und babylonische Schrift gewisse Einflüsse gehabt haben können. „Das Ägyptische könnte die Konsonantenanpassung erleichtert haben; auch das Zeichen für Wasser könnte von ihm beeinflußt sein. Das Babylonische könnte die Auswahl der Dinge, die bei den Zeichen einfielen, mitbestimmt haben [vgl. Delitzsch]. Beide können die Schreibrichtung von rechts nach links, die im Kretischen vorkommt, aber nicht unbedingt herrscht, befestigt haben."[5])

---

1) Der kretische Ursprung des phönikischen Alphabets. Leipzig 1913. 2) A. a. O. S. 62.

3) Nämlich einer Stier-Sonnen-Religion, vgl. Schneider a. a. O. S. 25—40.

4) Πρὸς δε τοὺς λέγοντας, ὅτι Σύροι μὲν εὑρεταὶ τῶν γραμμάτων εἰσί, παρὰ δὲ τούτων Φοίνικες μαθόντες τοῖς Ἕλλησι παραδεδώκασιν, οὗτοι δ' εἰσὶν οἱ μετὰ Κάδμου πλεύσαντες εἰς τὴν Εὐρώπην, καὶ διὰ τοῦτο τοὺς Ἕλληνας τὰ γράμματα Φοινίκεια προσαγορεύειν, φασὶ (näml. die Kreter) τοὺς Φοίνικας οὐκ ἐξ ἀρχῆς εὑρεῖν, ἀλλὰ τοὺς τύπους τῶν γραμμάτων μεταθεῖναι μόνον, καὶ τῇ τε γραφῇ ταύτῃ τοὺς πλείστους τῶν ἀνθρώπων χρήσασθαι καὶ διὰ τοῦτο τυχεῖν τῆς προειρημένης προσηγορίας.

5) Da die Schreibrichtung der babyl. Keilschrift rechtsläufig ist, ist ihre Erwähnung an dieser Stelle unangebracht.

Die ganze kretische Ursprungshypothese, wie sie besonders durch Evans und Schneider vertreten wird, ist von uns verhältnismäßig ausführlich dargestellt worden, weil wir sie für durchaus beachtenswert halten, für beachtenswerter jedenfalls, als daß sie mit so kurzen Worten abgefertigt werden dürfte, wie sie Sethe[1]) ihr gegenüber findet. Neigen doch auch ernste semitische Forscher wie Dussaud[2]) und Lidzbarski[3]) jener Hypothese zu, obgleich freilich ersterer in der Bestreitung der griechischen Übernahme des Alphabets von den Phönikern viel zu weit geht; ebenso ist es unmöglich, daß die kretische Bevölkerung, von der die Semiten das Alphabet erhalten hätten, eine griechische gewesen sei. Ähnliche Ansichten finden sich bei Lidzbarski a. a. O., der damit seine früher gekennzeichnete Stellung aufgibt.

Anders Sethe. Er hält durchaus daran fest, daß Beziehungen zwischen der phönikischen und ägyptischen Schrift vorhanden sind, nicht freilich, daß im Sinne de Rougés oder Halévys eine direkte Übernahme der Zeichen erfolgt wäre, sondern in dem Sinne, daß die ägyptische Schrift nur das Vorbild war, nach dem die Phöniker ihre Schrift dann selbständig schufen. Dies Vorbild erkennt Sethe zunächst in der Vokallosigkeit der ägyptischen Schrift[4]), ferner in der linksläufigen Schriftrichtung, endlich in dem (pseudo-) akrophonischen Prinzip, das bei den Ägyptern gleichsam unbewußt entstanden, von den Semiten bewußt angewandt wird. Als Erfinder der Schrift betrachtet Sethe die Hyksos, ein semitisches Hirtenvolk, anscheinend kanaanäischen Sprachstammes, die um etwa 1700 Unterägypten erobert haben, aber in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vertrieben wurden und nach Palästina wanderten; ihre dorthin mitgebrachte Schrift konnte zunächst die Konkurrenz mit der als Diplomatensprache verwendeten Keilschrift nicht aufnehmen, trat aber mit dem Abnehmen des babylonischen Einflusses seit etwa 900 auch öffentlich in den Inschriften der moabitischen, israelitischen, phönikischen und syrischen Könige auf.

Die Herleitung des semitischen Alphabets seiner inneren Form nach als einer auf dem Prinzip der Akrophonie aufgebauten vokallosen Buchstabenschrift aus dem Ägyptischen hält mit Sethe auch Lehmann-Haupt[5]) für „mit voller Sicherheit erwiesen". Was demgegenüber die äußere Form, die Gestalt der einzelnen Buchstabenzeichen, angeht, so glaubt Lehmann-Haupt im Gegensatz zu Sethe, daß neben selbständig erfundenen Zeichen „eine eklektische Verwendung kretischer Zeichen" bei der Schöpfung des Alphabets nicht ausgeschlossen sei, in dem Sinne, daß der Erfinder „ein kretisches Zeichen, unbekümmert um dessen Lautwert, mit dem Namen eines Gegenstandes akrophonisch belegte, an den seine Gestalt erinnerte". Wir erkennen also in Lehmann-Haupts Aufstellungen gewissermaßen eine Synthese der Hypothesen von Evans-Schneider einerseits, Sethe andererseits. Auch die nach Sethes Darlegungen schwierigen chronologischen Verhältnisse sucht Lehmann-Haupt zu vereinfachen. Daß, wie Sethe meint, die Erfindung des Alphabetes ein halbes Jahrtausend lang bestanden haben sollte, ohne eine Wirkung zu hinterlassen, scheint ihm wenig wahrscheinlich zu sein; er glaubt vielmehr, daß statt der Hyksos die etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts Kanaan erobernden Israeliten die Erfinder der semitischen Buchstabenschrift seien. Auch brauche die Erfindung nicht notwendig schon auf ägyptischen Boden verlegt zu werden. Zu jener Zeit „machte sich das kulturelle Übergewicht Ägyptens und Babyloniens weniger fühlbar. Das Bedürfnis eigener Aufzeichnungen und einer dafür geeigneten Schrift

1) Der Ursprung des Alphabets, in: Nachr. d. Gött. Gesellsch. d. Wiss. gesch. Mitt. 1916, S. 110—111.
2) Journal asiatique 10e série 5 (1905), S. 357f.
3) Ephemeris f. sem. Epigr. II, 371f.
4) Auf die Bedeutung dieser Tatsache für die Frage des Ursprungs des Alphabets wies besonders hin H. Schäfer, Die Vokallosigkeit des „phönizischen" Alphabets, in: Ztschr. f. äg. Spr. u. Alt. 52 (1914), S. 95f.
5) Zur Herkunft des Alphabets, in: Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellsch. 73 (1919), S. 51—79.

regte sich. Die kanaanäischen Lande waren sich selbst überlassen, zeitlich und örtlich war ein genügender Abstand von der einstmaligen unmittelbaren Einwirkung und Verwendung wie der ägyptischen so der babylonischen Kultur vorhanden."

Auf Ägypten als Vorbild, als „Schule, in welcher die Semiten schreiben lernten" wies aus ähnlichen Gründen wie Sethe auch A. H. Gardiner hin[1]). Aber durch letzteren wird auch das Problem der Entlehnung der „äußeren" Schriftform, der Buchstabenformen, in ein neues Licht gerückt. Gardiner geht aus von der Entdeckung von 16 kurzen Inschriften in Schriftzeichen, die den ägyptischen Hieroglyphen in gewissem Grade ähneln. Diese Inschriften waren durch den englischen Forscher Flinders Petrie im Jahre 1905 in den uralten Kupfer- und Malachitminen des Sinai, vor allem in den Ruinen eines Tempels der ägyptischen Göttin Hathor in *Serâbît el-Ḫâdim*, gefunden worden. Petrie datiert aus bestimmten archäologischen Gründen diese Schriftdenkmäler auf ungefähr 1500 v. Chr.

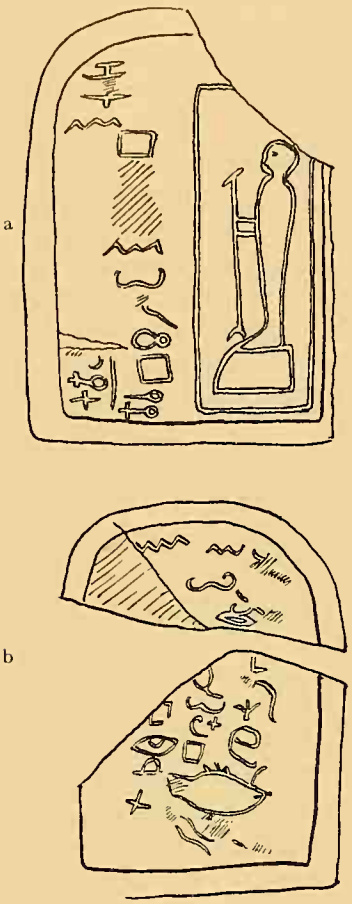


Abb. 148.

Das Merkwürdige an den Inschriften ist, daß sie mit freilich sehr flüchtigen Hieroglyphenzeichen geschrieben sind, daß aber unter den insgesamt 150 Zeichen nur 32 verschiedene vorhanden sind. Es lag nahe, aus diesem Grunde anzunehmen, daß die Zeichen als Buchstaben aufzufassen waren, zumal da der Versuch einer Lesung mit Einsetzung ägyptischer Sinn- oder Lautwerte völlig mißlang. Da nun auch eine Anzahl von Zeichen eine größere Ähnlichkeit mit altsemitischen als mit ägyptischen Schriftzeichen zu haben schien, entstand bei Gardiner die Vermutung, es könne sich hier um eine noch ältere Form der semitischen Buchstabenschrift als die phönikische handeln, um die lang gesuchte proto-semitische. Indem Gardiner nun die Zeichen mit ähnlichen phönikischen zusammenstellte und ihnen den entsprechenden Lautwert gab, versuchte er die Inschriften semitisch zu lesen. Dem stand jedoch die Schwierigkeit im Wege, daß die Inschriften sämtlich einen stark verstümmelten Zustand aufweisen (vgl. Abb. 148, wo einige dieser Inschriften nach Gardiner, Tafel II, wiedergegeben sind). Immerhin gelang es ihm, eine häufig wiederkehrende Gruppe von vier Zeichen (s. Abb. 149) als *b-ʿ-l-t* = *baʿalat* = Βααλτις zu lesen. „Ist es nun nicht sehr wahrscheinlich", fragt Gardiner, „daß dies Wort der Name der lokalen Göttin ist, der in seiner ägyptischen Form Hathor in nur wenigen der von hier stammenden hieroglyphischen Texte fehlt? Und ist es nicht auch sehr wahrscheinlich, daß die Göttin, welche den ägyptischen Fremden als Hathor bekannt war, von deren semitischen Genossen, die weibliche Baʿal' genannt wurde?" Gardiner stellte nun eine Tabelle auf, in der die Zeichen dieser sog. „Sinai-Schrift" mit den entsprechenden semitischen Buchstaben einerseits, mit den

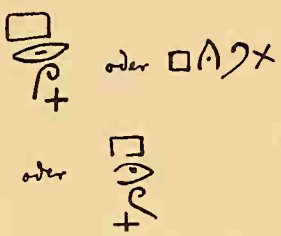


Abb. 149.

1) Der ägyptische Ursprung des semitischen Alphabets, in: Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. N. F. II (1923), S. 92—120 (1916 bereits im Journal of Egyptian Archaeology III erschienen unter dem engl. Titel: The Egyptian Origin of the Semitic Alphabet).

ägyptischen Hieroglyphen, als deren Nachbildung sie erscheinen, andererseits verglichen werden; ich gebe sie auf Abb. 150 in etwas vereinfachter Form wieder[1]).

Besonders wichtig ist die Entdeckung der Sinaischrift nun dadurch geworden, daß sie uns bei der Anpassung der ägyptischen Zeichen an die semitische Sprache das gleiche Verfahren angewendet zeigt, wie es von Evans und Schneider für die Übernahme der kretischen Schriftzeichen durch die Semiten behauptet wurde: der Name des durch die ägyptische Hieroglyphe bezeichneten Objekts wurde ins Semitische übersetzt, und das semitische Wort gab dann nach dem akrophonischen Prinzip den neuen Buchstabenwert des Zeichens her. Dabei braucht die ägyptische Aussprache des betr. Zeichens gar nicht bekannt gewesen zu sein; auch wurden beliebige, anscheinend freilich im Ägyptischen häufig vorkommende oder leicht nachzubildende Zeichen gewählt. So wurde das ägyptische Zeichen für „Haus" (*p-r*) , das in den Sinaiinschriften als , , erscheint, als *bêt* (*bait*) ins Semitische übersetzt und als Buchstabenzeichen für *b* verwendet; das ägyptische Zeichen für „Auge" (*j-r.t*) , das in der gleichen Form oder als in der Sinaischrift vorkommt, lautete semitisch *'ajin* und ergab das Buchstabenzeichen für den Kehllaut ' usw. Weitere Beispiele finden sich auf Abb. 150.

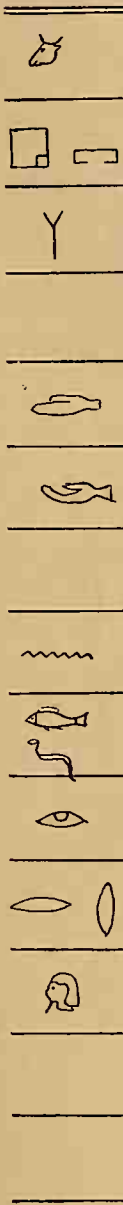
Ägyptische Hieroglyphe	Sinai-Schrift	Altsemit. (Nord-)	Südsemitisch	Buchstabenname (hebr.)
				*āleph* (Rind)
				bēt (Haus)
				wāw (Haken, Nagel)
				zajin (Waffe?)
				jōd (Hand)
				kaph (offene Hand)
				lāmed (Ochsenstachel?)
				mēm (Wasser)
				a. *nūn* (Fisch) b. *nahās* (Schlange)
				'ajin (Auge)
				pē (Mund)
				rēš (Kopf)
				šin (Zahn)
				tāw (Zeichen)

Abb. 150.

Die Entdeckung Gardiners wurde von dem deutschen Ägyptologen Sethe freudig begrüßt; schien sie ihm doch die Bestätigung seiner 1916 dargelegten Anschauungen zu bringen,

1) Auch die südsemitischen (südarabischen) Zeichen, die vielleicht in einigen Fällen eine ältere Form bewahrt haben (s. darüber später) werden zum Vergleich mit aufgeführt.

Ägypt. Hieroglyphen	Sinai-Schrift	Altsemit. Nord-)	Südsemit.	Namen u. Bedeutung der Buchstaben (hebr.)
(R.nd)				*āleph* (Rind)
(Haus)				*bēt* (Haus)
(Ecke)				*gimel*
(Türflügel)				*dālet* (Tür)
(Fenchgem hoch)				*hē* / *ḥēt*
(Stütze)				*wāw* (Haken, Nagel)
(Schlitten)				*zajin* (Waffe?)
				ṭēt
(Hand)				*jōd* (Hand)
(Pflanze)				*kaph* (offene Hand)
(Strick)				*lāmed* (Ochsenstachel?) od. = *labad* (Wolle?)
(Wasser)				*mēm* (Wasser)
(Schlange)				südsemit.: *nahās* (Schlange)
(Fisch)				*sāmekh* (Fisch?)
(Auge)				*'ajin* (Auge)
(Mund)				*pē* (Mund)
				ṣādē
				qōph (Hinterkopf?)
(Kopf)				*rēš* (Kopf)
(Gebirge)				*šīn* (Zahn)
(Kreuz)				*tāw* (Zeichen)

Abb. 151.

daß die ägyptische Schrift durch Vermittlung der Hyksos auf die Bildung der semitischen Buchstabenschrifteingewirkthabe. Daß freilich die Buchstabenformen gleichfalls von dort herstammten, war auch für ihn überraschend und gegen seine bisherigenAnschauungen. Im übrigen konnten die chronologischen Verhältnisse gar nicht besser stimmen: die Sinaiinschriften gehören nach Petrie und Gardiner in die Zeit etwa 1800—1500; in diese Zeit fällt aber auch die Hyksosinvasion in Ägypten. Und so betont denn Sethe in einer ausführlichen Abhandlung 1917[1]) mit allem Nachdruck seine Ansicht: die Urheber der Inschriften und damit die Erfinder der Buchstabenschrift — derjenigen, aus der sich die bekannten altsemitischen Zeichen entwickelten — waren wahrscheinlich Semiten, die aus Ägypten mit Ägyptern zur Ausbeutung der Minen nach der Sinaihalbinsel kamen; entweder waren es Vorläufer der bald nach dem Ende der 12. Dynastie einbrechenden Hyksos oder solche selber.

1) Die neuentdeckte Sinai-Schrift und die Entstehung der semitischen Schrift, in: Nachr. der Gött. Ges. d. Wiss. 1917, S. 437—475.

Im einzelnen geht Sethe in der genannten Abhandlung z. T. noch über Gardiner hinaus in der Identifizierung von Zeichen der Sinaischrift mit ägyptischen Hieroglyphen bzw. semitischen Buchstaben, weicht auch in einzelnen Punkten von Gardiners Aufstellungen ab; man vgl. Abb. 151, die die von Sethe aufgestellte Zeichenliste wiedergibt. Besonders beachtenswert ist, daß Gardiner die Zeichen Fisch und Schlange beide zum phönikischen Zeichen für *n* in Beziehung setzt und zwar deshalb, weil der Buchstabenname im Nordsemitischen *nūn* = Fisch, im Südsemitischen *nahās* = Schlange genannt wird, während Sethe das Zeichen

Hiero-glyphen	Hierat.	Sinaitisch	Alt-semit.	Laut-wert	Hiero-glyphen	Hierat.	Sinaitisch	Alt-semit.	Laut-wert
				ʾ					l
				m					m
			südsem.	b					n
				n					n
				g				südsem.	s
			südsem.	d					c
			südsem.	h				südsem.	p
			südsem.	w					ṣ
				z					q
			südsem.	ḥ ḫ				südsem.	r
				ṭ					š
				j					t
				k					ʾ

Abb. 152.

für *n* nur aus der Schlangenhieroglyphe ableitet, während die Fischhieroglyphe das Zeichen für *sāmekh* (nach Sethe = arab. *samak* „Fisch") ergeben hätte. Daß der nordsemitische Name *nūn* „Fisch" für *n* erst eine jüngere Substitution für *nāḥāš* „Schlange" darstellt, ist bereits von andern behauptet worden[1]). Auch die Zeichen für *g*, *d*, *ṭ* (*ṭēth*) sind zweifellos richtig von Sethe vermutet worden, wohingegen seine Aufstellungen betreffs der Zeichen für *j* (schon Gardiner), *w*, *ṣ* (*ṣādē*) und *q* (*qōph*) sich als irrtümlich erwiesen haben; ebensowenig ist ihm die Trennung der Zeichen für *h* und *ḥ* gelungen.

1) S. z. B. Lidzbarski, Ephemeris I, S. 132; über die Namen der Buchstaben überhaupt: Ders., Ephemeris II, 125—139, sowie Nöldeke, Beiträge z. semit. Sprachwissenschaft 1904 S. 124—136.

Die Gardiner-Sethe'sche Hypothese von der Entstehung des semitischen Alphabets blieb trotz ihrer günstigen Beurteilung durch Littmann, Lidzbarski, v. Bissing[1]) nicht unbestritten. H. Bauer[2]) leugnete jeden Zusammenhang zwischen der Sinaischrift und der ägyptischen einerseits, zwischen der semitischen Schrift und der Sinaischrift andrerseits und glaubte, die Inschriften rein aus sich selbst heraus entziffern zu können. Brauchbare Ergebnisse sind dabei nicht zutage gekommen.

Anders liegt die Sache bei R. Eisler[3]). Das von ihm aufgestellte Alphabet ist zwar im großen und ganzen identisch mit dem Sethe'schen, und es gelingt ihm auch, damit eine Reihe von Entzifferungen zustande zu bringen; allein er sieht im Sinaialphabet nicht das ursemitische Alphabet! Nach ihm hat es ein semitisches Uralphabet, dessen Zeichen „nach allen Regeln babylonischer Schriftgelehrsamkeit benannt und aus einem babylonischen Syllabar ausgewählt sind .... schon vor bezw. unabhängig von jeder Berührung mit der ägyptischen Schrift gegeben, und nur dort, wo diese Berührung sehr stark und dauernd gewesen ist, unter der Hand von Leuten, die auch viel Ägyptisch schrieben und lasen, nahmen allmählich und ohne besondere Absicht zuerst einige Zeichen die entsprechende ägyptische Formbildung an"[4]). Als einen Beweis für das Vorhandensein einer solchen älteren semitischen Buchstabenschrift sehen Eisler und mit ihm Bruston[5]) die Zeichen an, die sich auf einem Holzklötzchen, einem Inschriftenfragment und einem Siegel, sämtlich in Kahun (Ägypten) ausgegraben, sowie auf einer Statue im ägyptischen Museum zu Kairo befinden. Die Funde stammen etwa aus der letzten Zeit der 12. Dynastie (2000—1788). Die Lesungen dieser Inschriften sind jedoch ganz unsicher. H. Grimme[6]) hält jene Zeichen für vergleichbar mit der altkretischen Schrift, die allerdings bekanntlich bislang noch unentziffert ist.

Grimme selber unternahm eine erneute Durchforschung der Sinaiinschriften. Im Gegensatz zu den bisherigen Forschern stützte er sich mehr als auf die Abschriften auf originale Photographien. So sehen denn bei ihm manche Zeichen etwas anders aus als bei Sethe, und auch die Inschriften selbst weisen mehr Einzelheiten auf. Das Abb. 152 gegebene Alphabet ist Grimme entnommen; ein Vergleich mit dem Sethe'schen (Abb. 151) zeigt am besten die Abweichungen und Übereinstimmungen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Forschern besteht darin, daß es nach Grimme nicht die hieroglyphischen, sondern die hieratischen Zeichen gewesen sind, die dem Erfinder der Sinaischrift als Ausgangspunkt dienten.

Mittels des von ihm aufgestellten Alphabetes versucht nun Grimme die Inschriften zu lesen, und zwar entdeckt er in ihnen eine mit der hebräischen fast identische semitische Sprachform. Eine Probe einer Inschrift gibt Abb. 153. Grimme transkribiert und übersetzt sie in folgender Weise:

אנ חיתשפשיחנמימנמ?	Ich (bin) Ḥjtšpšw-ḫnmjmnm
רכנ אבנמ	Oberster der Minenarbeiter ....
סר בת מאנה? יהו? סנ?	Hauptmann des Tempels der Ma'na (und) des Jahu (von)
מא בבעלת חיתשפשוחנמימ	M'hb-[b]'lt Ḥjtšpšw-ḫnmjmn [Sinai, (sprechend):
נעמ משׁשׁותנ (משותנ) מנ יא?ר	Du warst freundlich, hast mich gezogen aus dem Nil
ו.ס.... מסכ מ....	Und [hast mich gesetzt über] den Pronaos [der, des] M...
אשר... בסנ	Welcher [auf] Sinai [ist].

1) Littmann in: Internat. Monatsschr. XV, 248—262. — Lidzbarski in: Theol. Lit.-Ztg. 1921, S. 49. — W. v. Bissing, Die Datierung der Petrie'schen Sinaiinschriften, in: Sitzungsber. d. bayer. Akad. 1920.

2) Orient. Lit.-Ztg. 1921, S. 241—6.

3) Die Kenitischen Weihinschriften der Hyksoszeit im Bergbaugebiet der Sinaihalbinsel und einige andere unerkannte Alphabetdenkmäler aus der Zeit der XII. bis XVIII. Dynastie. Freiburg i. Br. 1919. — Dazu die Besprechung durch Sayce in: Journal of the Royal Asiatic Society 1920 S. 297—303 (The Origin of the Semitic Alphabet).

4) A. a. O. S. 121.

5) Revue Archéol. 1921, XIV, S. 49—80.

6) Althebräische Inschriften vom Sinai. Darmstadt 1923 (seit 1924 Hannover, Lafaire), S. 37.

Auf die Folgerungen einzugehen, die Grimme aus seinen Übersetzungen zieht — sieht er doch z. B. in der oben angeführten Inschrift eine Erwähnung des Moses — ist hier nicht der Ort; sie sind z. T. allzu kühn und wohl mit Recht kritisiert worden von Völter[1]). Letzterer sträubt sich übrigens auch gegen die Annahme der Erfindung der semitischen Schrift am Sinai. „Wenn das Alphabet um 1500 v. Chr. am Sinai von einem hohen Beamten erfunden und zum ersten Male in Anwendung gebracht worden wäre, dann müßten m. E. die einzelnen Buchstaben ganz bestimmte, feste Formen haben und nicht so mannigfache Varianten zeigen. Die letzteren scheinen deutlich auf eine vorhergehende längere, mehr oder weniger freie Übung und Anwendung des hebräischen Alphabets und der darauf beruhenden Schrift hinzuweisen. Als die Hebräer . . . unter der Hatschepsut an den Sinai kamen und da sofort von der alphabetischen hebräischen Schrift Gebrauch machten, muß dieselbe schon bestanden haben. Ihr Ursprung wird also früher anzusetzen sein. Sie wird zur Zeit der Hyksosherrschaft, während welcher die Hebräer alle Freiheit hatten, die eigene Kultur zu entwickeln, in Unterägypten entstanden und von da aus auch nach Gosen durchgedrungen sein. Die Inschriften am Sinai aus der Zeit der XVIII. Dynastie bedeuten dann nur die älteste uns erhaltene Anwendung des schon vorher unter den Hebräern, speziell den Entwickelten und Wohlhabenden, eingebürgerten Alphabets“[2]).

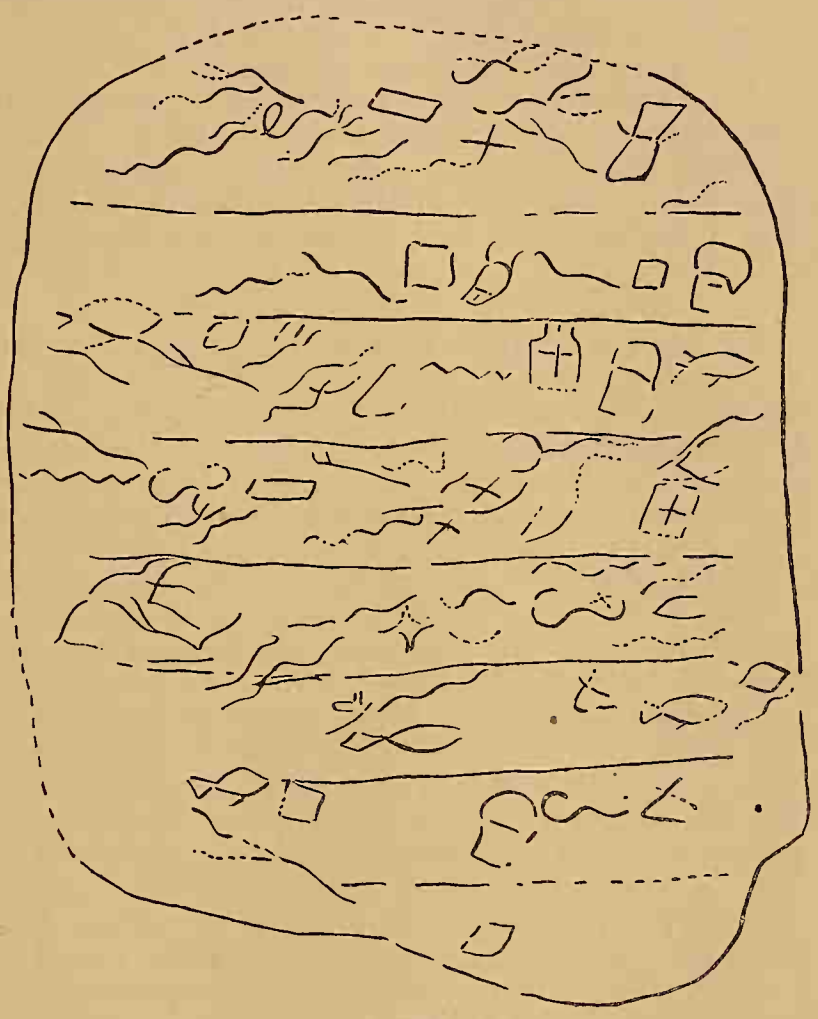


Abb. 153.

Mag nun die Sinaischrift auf sinaitischem, mag sie auf ägyptischem Boden entstanden sein, allem Anschein nach haben wir hier wirklich, um mit Sethe zu reden, „eine Zwischenstufe zwischen der ägyptischen Schrift und den späteren phönikischen bezw. semitischen Buchstaben“ vor uns. Ob freilich nun das Problem des semitischen Alphabets als *‘in large measure’* gelöst betrachtet werden

1) Die althebräischen Inschriften vom Sinai und ihre historische Bedeutung. Leipzig 1924.
2) A. a. O. S. 18—19.

kann, wie Sayce[1]) meint, dürfte doch noch bezweifelt werden. Wenn auch hier in der Tat eine Übernahme ägyptischer Zeichen und ihre Adaptation an eine semitische Sprache vorliegt, so ist doch immerhin noch nicht absolut sicher bewiesen, daß die altsemitischen Zeichen aus jener Sinaischrift hervorgehen mußten. Ihre Ähnlichkeit mit denen der letzteren ist kein durchschlagender Beweis; läßt sich doch eine ganze Anzahl von ihnen, wie wir sahen, ebensogut aus altkretischen Schriftzeichen herleiten. So muß denn die Frage offen bleiben, ob die Sinaischrift die tatsächliche Vorläuferin der altsemitischen Schrift ist oder ob sie „eine Zwischenstufe" zwischen dieser und der ägyptischen ist, aber nur in morphologischem, nicht in genetischem Sinne, m. a. W. ob sie nicht ein ohne weitere Folgen gebliebener Versuch ist. Für den ägyptischen Ursprung der altsemitischen Schrift spricht freilich der Umstand, daß auch die sog. „innere" Schriftform, wie sie Lehmann-Haupt nennt, nach Ägypten weist; andererseits darf nicht übersehen werden, daß der zeitliche Abstand zwischen den Sinaiinschriften (ca. 1800—1500) und dem ersten Auftauchen rein altsemitischer Schriftdenkmäler (ca. 900) mit seinem völligen Mangel an Zwischenstufen eine große Schwierigkeit bietet, die auch Sethe (s. oben S. 107) unseres Erachtens nicht beseitigt.

* * *

Wir haben die Frage der Herkunft des semitischen Alphabets an der Hand der Geschichte der Forschung mit besonderer Ausführlichkeit behandelt. Und das dürfte gerechtfertigt erscheinen, wenn man bedenkt, daß die semitische Buchstabenschrift, deren Erfindung Renan einmal eine der größten Schöpfungen des menschlichen Geistes genannt hat, die Stammform bzw. das Vorbild aller auf der Erde heute vorhandenen Buchstabenschriften geworden ist.

Die ältesten Formen dieser Schrift, die wir kennen, sind bereits auf unseren Vergleichungstafeln Abb. 150—152 gegeben worden. Sie sind der berühmten Mešа-Inschrift[2]) entnommen, die im Jahre 1868 bei *Dībān* im alten Moabiterlande gefunden wurde und von dem auch in der Bibel (2. Kön. 3, 4) erwähnten Moabiterkönig Mešа herrührt, der darin seine Kämpfe gegen den israelitischen König Omri sowie seine Bauten aufzählt. Die Inschrift stammt den chronologischen Angaben zufolge aus dem ersten Viertel des 9. Jahrhunderts v. Chr. Sie ist zwar mehrfach für eine Fälschung erklärt worden, allein den meisten Fachgelehrten gilt heute doch ihre Echtheit für sicher erwiesen. Daß auch diese ältesten uns bekannten Schriftformen des semitischen Alphabets bereits eine Entwickelung hinter sich haben, beweist — wenn wir von der Vergleichung mit der Sinaischrift einmal absehen — eine gewisse Neigung zur Kursivform. „Diese zeigt sich besonders in der Tendenz der mit einem nach unten gehenden Striche abschließenden Buchstaben, an ihren Enden der nach links strebenden Hand zu folgen." Andererseits freilich „weisen die Zeichen noch eine gewisse Reinheit und Individualität auf: kein Buchstabe, der einem andern gliche und mit ihm verwechselt werden könnte"[3]).

Ehe wir nun die Entwickelung der altsemitischen Schrift weiter verfolgen, soll noch ein kurzes Wort über die Reihenfolge der Buchstaben gesagt werden.

Die Reihenfolge der semitischen Buchstaben können wir einerseits erschließen aus derjenigen der griechischen, aus den semitischen übernommenen Buchstaben; andererseits haben wir bestimmte Zeugnisse dafür in den akrostichischen Dichtungen der hebräischen Literatur (z. B. Ps. 9. 111. 119. 145. Sprüche 31, 10—31 u. a.). Ohne Zweifel beruht die Aufeinanderfolge

1) Journ. Roy. As. Soc. 1920, S. 302.

2) Vgl. darüber Lidzbarski, Handbuch der nordsemit. Epigraphik I, S. 103 f. 114. 156. 415; Bibliographie daselbst S. 39 ff. — Ein Facsimile Bd. II, Tafel 1. Vgl. auch Lidzbarski, Eine Nachprüfung der Mesainschrift. Ephemeris I, 1—10.

3) Lidzbarski, Handb. ff. I, S. 175.

der Buchstaben nicht auf Zufall, sondern auf bestimmten Anordnungsprinzipien, die freilich nicht rein hervortreten, sondern sich durchkreuzen[1]). So scheint einmal ein sachliches Prinzip zu walten: es lassen sich drei zusammenhängende Bildergruppen unterscheiden, deren erste Zeichen für Besitz und Gerät (die 12 ersten Buchstaben) umfaßt, die zweite die Zeichen für Wasser, (Wasser-)schlange und Fisch, die dritte die Zeichen für den menschlichen Kopf und

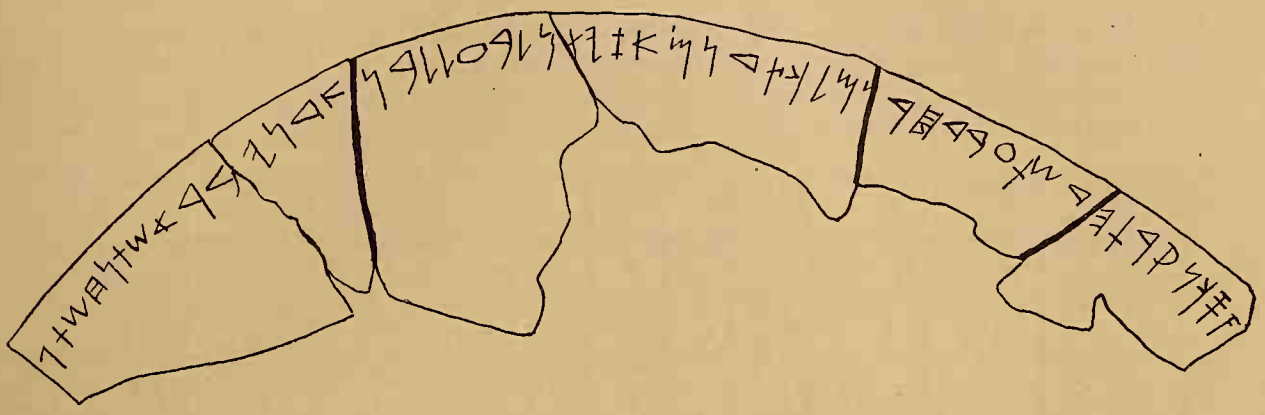
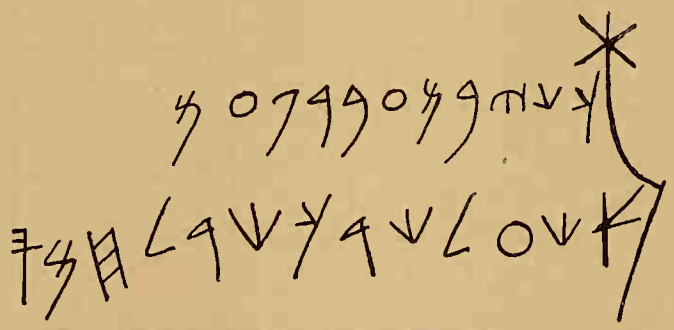


Abb. 154.

Teile desselben; es folgt darauf das Kreuz („Zeichen") als Schlußzeichen. Demgegenüber läßt sich auch ein phonetisches Prinzip nicht verkennen; so folgen nach dem beginnenden *Aleph* die drei stimmhaften Medien *b*, *g*, *d*, später die drei Liquiden *l*, *m*, *n* aufeinander. Schließlich mögen auch mnemotechnische Gründe mitgewirkt haben[2]). Ganz anders sucht Hommel[3]) die Anordnung der Buchstaben zu erklären, indem er nachzuweisen versucht, daß dabei „astrologische, nur in die Zeit um 2000 passende und nur aus dem westsemitischen Mondkult heraus verständliche Prinzipien maßgebend gewesen sind. Nachdem die Zeichen der altbabylonischen Silbenschrift entlehnt waren, hat man sie neu nach Sternsymbolen gedeutet[4]), ihnen daraufhindeutende Namen gegeben und sie dann in entsprechender Weise fest gruppiert." Die ganzen Darlegungen machen jedoch einen gezwungenen, wenig überzeugenden Eindruck, abgesehen davon, daß um 2000 v. Chr. sicher von einer semitischen Buchstabenschrift noch gar keine Rede sein kann. Über den Versuch Zimmerns, die Reihenfolge der altsemitischen Buchstaben aus der Keilschrift zu erklären, ist schon oben S. 103 gehandelt worden.



(*K-š-j*, Sohn des *'-b-d p-'-m*, Aufseher der . . . . ?)

Abb. 155.

Die 22 Buchstaben zerfielen von altersher in zwei parallele Reihen zu je 11 Zeichen; das geht unter anderem daraus hervor, daß bei den Südsemiten die beiden Hälften umgestellt wurden[5]).

1) S. Larfeld, Handbuch d. griech. Epigraphik I (1907), S. 331—2.
2) Lidzbarski, Ephemeris I, S. 135—6.
3) Grundr. d. Geogr. u. Gesch. d. alt. Or. (1904) S. 99—104 (s. auch oben S. 103).
4) Z. B. *āleph* = Stier = Mondgott = Mond; *kaph* = Hand = Ištar = Venus; *pē* = Mund = Ninib = Mars usw.
5) Vgl. Dillmann, Aethiop. Gramm.[2] (1899) S. 14f.

Möglicherweise hängt diese Zweiteilung mit der Anwendung der Bustrophedonschrift zusammen[1]), indem die erste Hälfte des Alphabets von rechts nach links, die zweite von links nach rechts und so zum Ausgangspunkt zurückkehrend aufgezeichnet wurde.

Semitische Schriften.

Die altsemitische Buchstabenschrift muß sich bereits sehr früh in zwei verschiedene Schrifttypen gespalten haben, nämlich den **nordsemitischen** und den **südsemitischen**. Wir werden auf das Verhältnis der beiden zueinander später näher einzugehen haben, erwähnen aber bereits hier, daß wir mit Lidzbarski[2]) den südsemitischen Typus für den im allgemeinen

Lautwert	Altphönikisch	Mittelphönikisch	Punisch	Neupunisch	Lautwert	Altphönikisch	Mittelphönikisch	Punisch	Neupunisch
ʾ					l				
b					m				
g					n				
d					s				
h					ʿ				
w					p				
z					ṣ				
ḥ					q				
ṭ					r				
y					š				
k					t				

Abb. 156.

stärker veränderten halten, so daß die im bisherigen erfolgte öftere Gleichsetzung von altsemitisch mit nordsemitisch keine erhebliche Ungenauigkeit bedeuten dürfte. Auch nordsemitisch und phönikisch pflegen oft gleichgesetzt zu werden, und auch das läßt sich für die älteste Zeit rechtfertigen; denn erstens ist es nicht ausgeschlossen, daß das älteste Denkmal der nordsemitischen und überhaupt wohl der altsemitischen Schrift ein phönikisches ist (s. u.), zweitens weichen auch die Zeichen der im allgemeinen als älteste geltenden Mešainschrift, die nicht phönikisch, sondern moabitisch ist, so verschwindend wenig von den ältesten phönikischen ab, daß man beide Schriften noch für identisch halten kann. Im weiteren Verlaufe freilich geht die Entwicklung in mehreren Richtungen auseinander: es

1) Vgl. Schlottmann in Riehms Handwörterbuch des bibl. Altertums II² S. 1447.
2) Der Ursprung der nord- und südsemitischen Schrift, in: Ephemeris für semit. Epigraphik I (1900—1902), S. 109—136.

bilden sich drei nordsemitische Schrifttypen heraus, deren Entwicklung wir im folgenden behandeln werden. Es sind die drei Typen der phönikischen (im engeren Sinne), der althebräischen und der aramäischen Schrift.

Die phönikische Schrift.

Die älteste Inschrift mit phönikischen Schriftzeichen wurde 1876 auf der Insel Cypern entdeckt. Sie befindet sich auf acht Bruchstücken, die von zwei Bronzeschalen stammen. Die Inschriften enthalten Widmungen von Statthaltern der tyrischen Besitzung *Qarṯ̣adašt* (= Κίτιον) auf Cypern. Die größere, auf sechs Fragmente verteilte Inschrift (s. Abb. 154)[1]) lautet in buchstäblicher Umschrift: .... *s-k-n q-r-t-ḫ-d-š-t '-b-d ḫ-r-m m-l-k ṣ-d-n-m '-ẓ j-t-n l-b-'-l l-b-n-n '-d-n-j b-r-'-š-t n-ḫ-š-t h* ...; in deutscher Übersetzung: „... (Name), Statthalter von Kartchadascht, Diener Hirams, Königs der Sidonier. Was er geschenkt hat (Weihgeschenk) dem Baal vom Libanon, seinem Herrn, aus bestem Erz...". Falls der hier erwähnte König Hiram mit Hiram I., dem Zeitgenossen Salomos, identisch ist, würde das Schriftdenkmal bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts v. Chr. zurückreichen, mithin noch etwa 100 Jahre älter sein als die Mešainschrift. Es ist freilich auch nicht ganz ausgeschlossen, daß es sich um Hiram II. (ca. 750) handelt, wenngleich die altertümliche Schriftform die erstere Vermutung zu begünstigen scheint. Die in Phönizien selber gefundenen phönikischen Inschriften sind erheblich jünger, stammen zur Hauptsache aus dem 5.—3. Jahrhundert v. Chr., so vor allem die um etwa 300 zu datierende größte der Inschriften, die 1855 aufgefundene Ešmunazarinschrift. Sie befindet sich an dem Sarge des Königs Ešmunazar von Sidon und ist vorzüglich

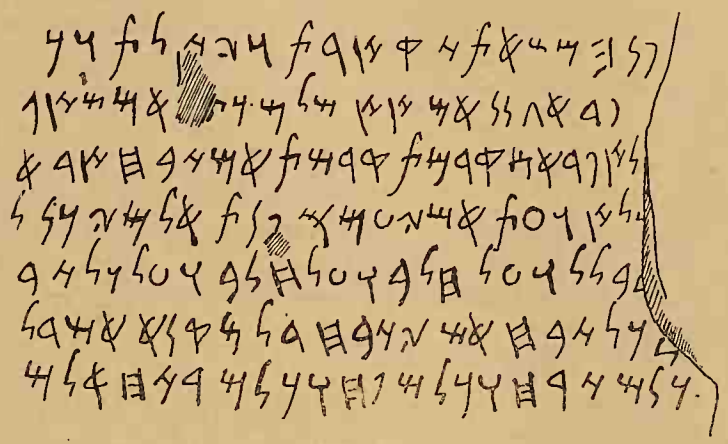


Abb. 157.

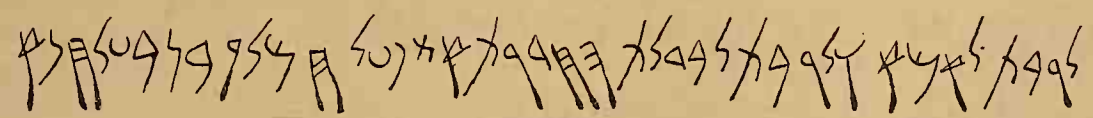


Abb. 158.

erhalten. Etwas älter wird die gleichfalls ziemlich umfangreiche Inschrift der Stele von Byblos sein, die aus dem 5.—4. Jahrh. stammen mag. Die Stele wird von zwei Löwen getragen und enthält außer einer bildlichen Darstellung des Königs Jehomelek, der seiner Herrin, der Göttin Baalat von Byblos, die Siegesschale darreicht, eine Widmungsinschrift betreffend die Stiftung eines Tempels oder eines Teils davon seitens des genannten Königs. Um ältere Inschriften zu finden muß man nach Ägypten gehen, wo sich auf den Schenkeln eines der Kolosse des Tempels zu Abu Simbel von phönikischen Söldnern Psammetichs I. oder II. (also zwischen 650 und 595) eingeritzte Schriftzeichen (*graffiti*) befinden (s. Abb. 155). Man

1) Die Abbildungen aus dem Gebiete der nordsemitischen Schriften sind fast ausnahmslos dem 2. Bande von Lidzbarski, Nordsemit. Epigraphik (1898) entnommen.

wird aber schon hier Veränderungen in den Buchstabenformen konstatieren können, und in den späteren Inschriften werden diese bedeutender. So lassen sich denn mit Lidzbarski eine ältere und eine jüngere Epoche der phönikischen Schrift unterscheiden; die wichtigsten Buchstabentypen dieser beiden Epochen sehe man auf Abb. 156. Als Repräsentanten des „Altphönikischen" können wir die Schrift der Schalenfragmente von Kypern ansehen, als Typus für die „mittelphönikische" Schrift die Ešmunazarinschrift.

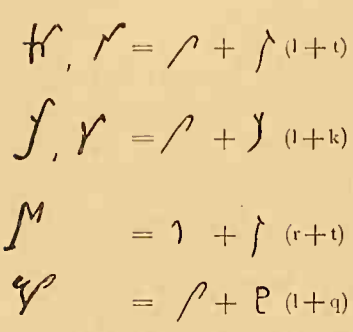


Abb. 159.

Eine besondere Entwicklung hat die phönikische Schrift in Karthago gehabt. Die Tausende von Inschriften — meist Votivtafeln — und Münzen aus den Ruinen des alten Karthago stammen nach Lidzbarski vermutlich aus den beiden letzten Jahrhunderten der Selbständigkeit Karthagos; außerdem haben sich „punische" Inschriften gefunden in Sardinien, Malta und Gallien. Wegen ihrer Länge von besonderer Wichtigkeit ist der karthagische Opfertarif, der 1845 in Marseille entdeckt wurde. Einen Teil der letzteren Inschrift zeigt Abb. 157, während Abb. 158 eine kurze aus Karthago selbst stammende Inschrift wiedergibt.

Nach dem Untergange Karthagos lebte freilich die **punische Schrift** weiter, verlor aber sehr bald, ihres eigentlichen Heimatbodens beraubt, ihren ursprünglichen, phönikischen Charakter. Die Neigung zur bequemeren Kursive, die stellenweise auch schon in früheren Inschriften zutage tritt, nahm mehr und mehr überhand und schuf teilweise völlig neue Formen, teilweise verkürzte sie vorhandene Formen derartig, daß manche Buchstaben einander ganz ähnlich wurden. Das alte Gleichmaß der Schrift schwand; einige Zeichen wurden unförmlich vergrößert, andere bis zur Undeutlichkeit verkleinert. Auch Ligaturen traten auf (s. Abb. 159), die sonst in der phönikischen Schrift nicht gebräuchlich sind — alles Beweise, daß wir es hier in der Tat mit einer Kursivschrift zu tun haben, die besonders ausgeprägt in den Urnenaufschriften erscheint (s. als Beispiel Abb. 160), aber auch in Steininschriften nicht ganz fehlt. Ein Beispiel einer Steininschrift in der als „neupunisch" bezeichneten späten kursiven punischen Schrift gibt Abb. 161, nämlich die 1881 in Sulci auf Sardinien gefundene, lateinisch-punische, aus der Zeit Sullas stammende Inschrift[1]). Die Über-

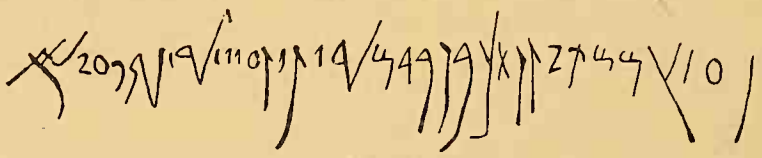


Abb. 160.

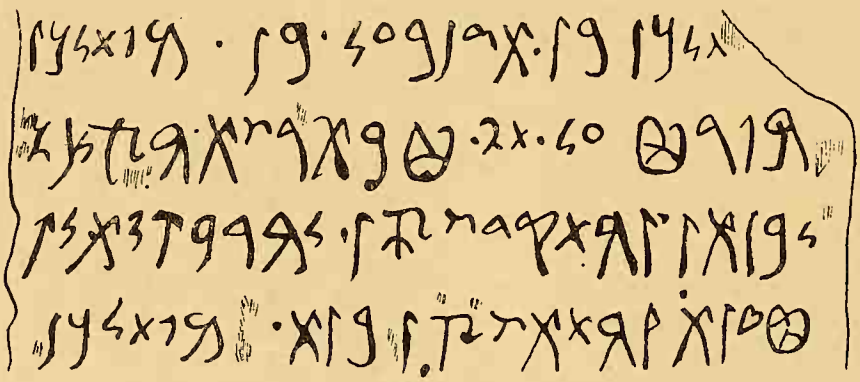


Abb. 161.

1) Der lateinische Teil der Inschrift lautet (Corp. inscript. semit. I, No. 149):
HIMILCONI · IDNIBALIS · //////////
QVEI · HANC · AEDEM · EX · S · C · FAC [iundam]
COERAVIT · HIMILCO · F · STATVAM [· dedit]

setzung des neupunischen Teiles der Inschrift lautet: „Dem Himilco, Sohne des Adonibaal, Sohnes des Himilco, der diesen Tempel für die große Göttin Allat (auf Beschluß des Senats) von Sulcis hat erbauen lassen, hat dieses Denkmal errichtet sein Sohn Himilco." Zur bequemen Vergleichung der Entwicklung vom Phönikischen aus bis ins Neupunische verweise ich auf die Zusammenstellung auf Abb. 156.

Die althebräische Schrift.

Über die Entwicklung des zweiten Zweiges der altsemitischen Schrift, der althebräischen, sind wir nur mangelhaft unterrichtet und zwar deshalb, weil wir nur verschwindend wenige Denkmäler von ihr besitzen. Als das älteste ist die Inschrift auf der Mešastele anzusehen, die bereits besprochen worden ist (S. 114). In zweiter Linie kommt die 1880 im Siloahtunnel bei Jerusalem aufgefundene sog. Siloahinschrift[1]) in Betracht. Sie berichtet von der Herstellung des unterirdischen Kanals und wird deswegen mit erheblicher Wahrscheinlichkeit in die Zeit des Königs Hiskia (vgl. Jes. 22, 11) datiert, also etwa 700 v. Chr. Der Text der Abb. 162 wiedergegebenen Inschrift lautet auf deutsch: „.... durchstochen wurde, und dies war der Hergang der Durchstechung (sc. des Hügels): als noch (nicht schlug) das Eisen (= Beil) einer gegen den andern, und als noch drei Ellen (nach waren, da hörte man) die Stimme eines, der dem andern zurief, denn es war eine Spalte (*?ẓ-d-ḥ*) im Felsen von Süden her; und am Tag des Durchstichs schlugen die Steinhauer einander entgegen Eisen auf Eisen (= Beil auf Beil), da flossen die Wasser vom Ausgang in den Teich 1200 Ellen weit und 100 Ellen vor die Höhe des Felsens über dem Kopf der Steinhauer." — Damit sind die größeren Inschriften auch bereits erschöpft; unsere Kenntnis von der weiteren Entwicklung der althebräischen Schrift beruht auf den kurzen Legenden von Siegeln und Gemmen (9.—5. Jahrh.) sowie denjenigen der zahlreichen Münzen seit der Makkabäerzeit (2. Jahrh. v. Chr.). Die letztere Tatsache ist um so eigentümlicher, als zu jener Zeit die aus dem Aramäischen abgeleitete Quadratschrift (s. später) bereits durchaus die herrschende Schrift in Palästina war. Der Grund für die zweifellos beabsichtigte Archaisierung ist vielleicht darin zu suchen, daß die altertümliche Schrift die Erinnerung an die alte nationale Selbständigkeit zu wecken bestimmt war; so erklärt es sich wohl auch, daß sogar noch die Münzen aus der Zeit der Auf-

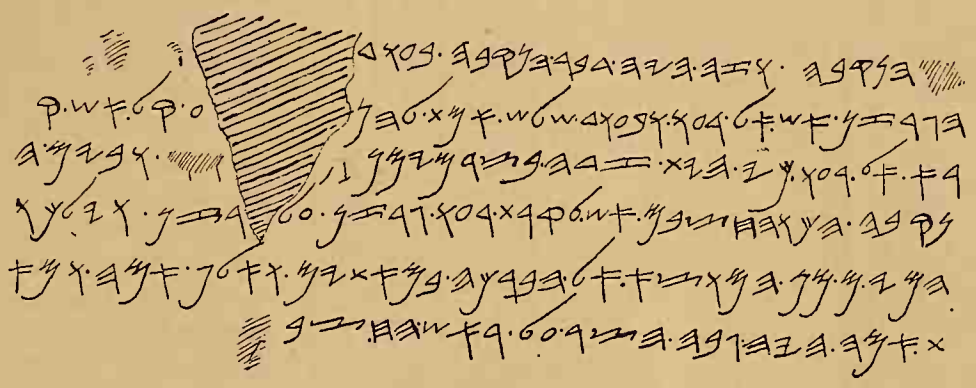


Abb. 162.

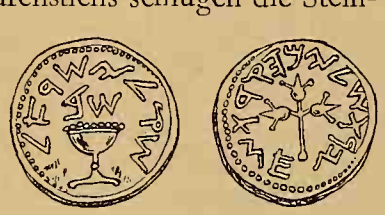


Abb. 163.

1) Siehe die Literaturangaben bei Lidzbarski, Handbuch der nordsem. Epigr. I S. 439; ferner Fischer in: Ztschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 56 (1902), S. 800—809.

stände gegen die Römer (z. B. die von Bar-Kochba ca. 130 n. Chr. geprägten) im ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhundert Aufschriften in althebräischer Schrift tragen. Eine Münze aus der Makkabäerzeit stellt Abb. 163 dar; sie trägt auf der Vorderseite die Legende *š-q-l j-s-r-'-l* „Sekel Israels", *š b* „im Jahre 2" (näml. Simons des Makkabäers, 140 bis 135); auf der Rückseite steht *j-r-w-š-l-j-m h-q-d-w-š-h* „das heilige Jerusalem". Zum Vergleich der Entwicklungsstufen der althebräischen Schrift sei auf die Abb. 164 gegebene Schrifttafel verwiesen.

Althebräisch				Samaritanisch		
Mešainschrift ca. 850	Siegel, Gemmen 9.—5. Jahrh.	Siloahinschrift ca. 700	Makkabäermünzen 2.—1. Jahrh.	Steininschrift. 4.-6. Jahrh. n. Chr.	Buchschrift	Kursive
𐤀 ʾ	𐤀 𐤀	𐤀 𐤀	𐤀 𐤀 𐤀	𐤀 𐤀	𐤀	𐤀
𐤁 b	𐤁 𐤁	𐤁	𐤁 𐤁 𐤁	𐤁	𐤁	𐤁
𐤂 g	𐤂	𐤂	𐤂 𐤂		𐤂	𐤂
𐤃 d	𐤃	𐤃	𐤃 𐤃	𐤃 𐤃	𐤃	𐤃
𐤄 h	𐤄	𐤄	𐤄 𐤄 𐤄	𐤄	𐤄	𐤄
𐤅 w	𐤅 𐤅 𐤅	𐤅	𐤅 𐤅 𐤅	𐤅 𐤅 H	𐤅	𐤅
𐤆 z	𐤆 𐤆	𐤆		𐤆	𐤆	𐤆
𐤇 ḥ	𐤇 𐤇 𐤇	𐤇	𐤇 𐤇	𐤇	𐤇	𐤇
𐤈 ṭ				𐤈	𐤈	𐤈
𐤉 j	𐤉 𐤉	𐤉 𐤉	𐤉 𐤉 𐤉	𐤉	𐤉	𐤉
𐤊 k	𐤊 𐤊 𐤊	𐤊	𐤊 𐤊 𐤊	𐤊 𐤊	𐤊	𐤊
𐤋 l	𐤋 𐤋	𐤋	𐤋	𐤋 𐤋	𐤋	𐤋
𐤌 m	𐤌 𐤌 𐤌	𐤌	𐤌 𐤌	𐤌 𐤌	𐤌	𐤌
𐤍 n	𐤍 𐤍	𐤍	𐤍 𐤍	𐤍 𐤍	𐤍	𐤍
𐤎 s	𐤎 𐤎				𐤎	𐤎
𐤏 ʿ	𐤏	𐤏	𐤏 𐤏 𐤏	𐤏 𐤏	𐤏	𐤏
𐤐 p	𐤐	𐤐	𐤐 𐤐	𐤐	𐤐	𐤐
𐤑 ṣ	𐤑 𐤑	𐤑	𐤑 𐤑	𐤑	𐤑	𐤑
𐤒 q	𐤒	𐤒	𐤒 𐤒	𐤒	𐤒	𐤒
𐤓 r	𐤓 𐤓	𐤓	𐤓	𐤓 𐤓	𐤓	𐤓
𐤔 š	𐤔 𐤔	𐤔 𐤔	𐤔 𐤔	𐤔 𐤔	𐤔	𐤔
𐤕 t	𐤕 𐤕	𐤕	𐤕	𐤕 𐤕	𐤕	𐤕

Abb. 164.

Die althebräische Schrift scheint sich in besonderen Fällen (z. B. zur Schreibung des heiligen Tetragramms *j-h-w-h* „Jahwe")[1] noch einige Zeit im Gebrauch erhalten zu haben; im allgemeinen jedoch ist sie allmählich (im 6.—4. Jahrh.) durch die aramäische Schrift, aus der sich vom 4. bis Mitte des 2. Jahrh. die im gewöhnlichen Sprachgebrauch als hebräische Schrift bezeichnete Quadratschrift entwickelte, verdrängt worden.

Nur in einem Schößling lebt die althebräische Schrift noch fort: in der **samaritanischen.** Diese ist allerdings keine geradlinige Fortsetzung der alten Münzschrift; „vielmehr scheint sie von einer Kodizialschrift auszugehen, die neben jener auf den Münzen angewandten Monumentalschrift existierte. Dieses paßt auch zur Überlieferung, nach der die Samariter die altjüdische Schrift mit dem Pentateuch übernommen haben."[2] Die Trennung der Samaritaner, eines Mischvolks aus den Resten der Israeliten und fremder Kolonisten, von der durch Esra und Nehemia neugebildeten jüdischen Gemeinde und die Gründung einer eigenen Religionsgemeinschaft mit einem Tempel auf dem Berge Garizim bei Sichem fand etwa um 400 v. Chr. statt. Nichtsdestoweniger stammen die ältesten erhaltenen Inschriften erst aus dem 5. und 6. nachchristlichen Jahrhundert. Nicht sehr verschieden von dem auf den Steinen erscheinenden Schrifttypus ist die Buchschrift, die bis zum

1) Wie uns der Kirchenvater Origenes († 254 n. Chr.) berichtet.
2) Lidzbarski, Handbuch d. nordsemit. Epigraphik I S. 185/6; dies vortreffliche Werk ist in erster Linie bei den Abschnitten über nordsemitische Schriften benutzt worden.

heutigen Tage in der kleinen samaritanischen Gemeinde von Nablus in Gebrauch ist und die schon in Manuskripten aus dem 10. Jahrhundert auftritt. Neben der eckigen, steifen Buchschrift hat sich — wohl erst in jüngerer Zeit — eine kursivere Schreibform entwickelt; alle drei Typen — Steinschrift, Buchschrift und Kursive — finden sich in vergleichender Zusammenstellung auf Abb. 164.

Die aramäischen Schriften.

Über die älteste Form der aramäischen Schrift ist man seit den großen Funden, die um 1890 herum in Gerǧīn und Zenǧīrli in Nordsyrien gemacht wurden, sehr genau unterrichtet. Die Funde bestehen zur Hauptsache aus drei großen Inschriften: der Hadadinschrift (1. Hälfte des 8. Jahrh. v. Chr.) — einer Weihinschrift des Königs *Panammu* für eine dem Gotte *Hadad* geweihte Statue —, der Panammuinschrift (2. Hälfte des 8. Jahrh.) — einer Ehreninschrift an der von *Bar-R-k-b* seinem Vater *Panammu* gesetzten Statue — und der Bauinschrift des eben genannten *Bar-R-k-b*, die uns unter anderm von dem Bau eines Palastes für den König erzählt (aus derselben Zeit). Einen Teil der letzteren Inschrift stellt Abb. 165 dar. Aus dem 7. Jahrhundert stammen wohl die Inschriften aus Nerab (Nordsyrien). Noch ist der altsemitische Schriftcharakter ziemlich unverändert geblieben, und man könnte die Schrift der bisher genannten Denkmäler als altaramäisch bezeichnen. Dem gegenüber finden wir bereits stärkere Wandlungen des Schriftcharakters in der Inschrift von Teima — ein Anstellungspatent für einen Priester am Tempel des Gottes *Ṣalm* in Teima in Arabien enthaltend —, vor allem aber in den aus Ägypten stammenden Inschriften. Der speziell „aramäische" Charakter der Schrift entwickelt sich mehr und mehr: Die ursprünglich geschlossenen Köpfe der Buchstaben werden geöffnet, gerade Striche zu geschwungenen. Letzteres ist besonders auffällig in den ägyptischen Inschriften; wir haben dort zweifellos eine Kursive vor uns. Die Schrift der vor allem aus Arabien und Ägypten stammenden Inschriften des 5.—3. Jahrhunderts könnte man mittelaramäisch nennen. Eine Übersicht über die Entwicklung gibt Abb. 166.

Abb. 165.

Um den Beginn des 2. vorchristlichen Jahrhunderts scheint im größten Teile Vorderasiens die gleiche Schrift, nämlich die aramäische, gebraucht worden zu sein. Von da an aber spaltete

sie sich, begünstigt durch die politische Zersplitterung, die zur Bildung verschiedener politischer und kultureller Sondergemeinschaften führte, in mehrere Zweige, die ihre besondere, z. T. überaus folgenreiche Entwicklung hatten. Als ersten Zweig nennen wir

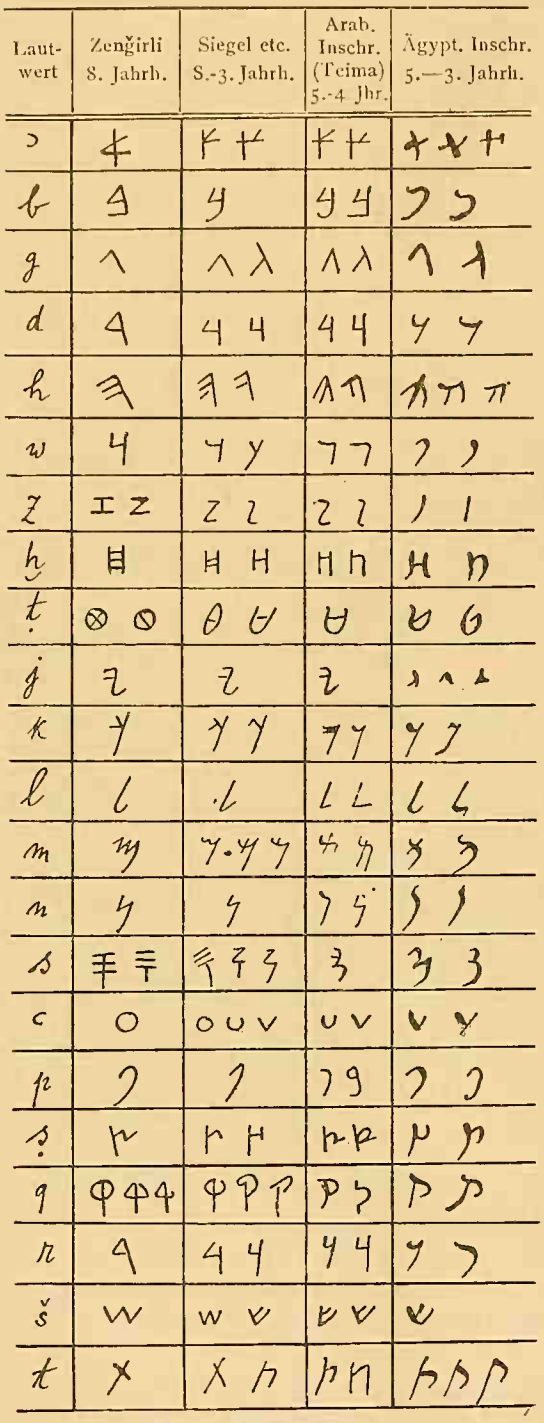


Abb. 166.

die hebräische Quadratschrift.

Die althebräische Schrift (*kĕtāb 'ibri* „hebräische Schrift" oder *kĕtab da'aṣ* „Münzschrift" oder *kĕtāb libbūnāā* „viereckige Schrift") wurde bekanntlich nach jüdischer (Talmud) und christlicher (Origenes) Tradition zur Zeit Esras durch eine neue Schrift (*kĕtāb aššūrī* „syrische Schrift") ersetzt. Wir werden darunter die aramäische Schrift der damaligen Zeit zu verstehen haben. Allmählich jedoch bildete sich aus letzterer die sog. Quadratschrift (*kĕtāb mĕrubbā'*) heraus, die zur typisch jüdischen Schrift geworden ist und bis zum heutigen Tage als Druckschrift für die religiöse wie für die profane Literatur der Juden im Gebrauch ist. Daß die Quadratschrift sich in der Tat aus der späten aramäischen Schrift, wie wir sie aus der ägyptischen Kursivform des 5.—3. Jahrhunderts kennen, entwickelt hat, zeigt ein Blick auf die Abb. 166, letzte Kolumne, und Abb. 167, zweite Kolumne. Leider besitzen wir Inschriften in der Quadratschrift mit Ausnahme der ganz kurzen von *'Arāq el Emīr* (einem alten Felsenschlosse 25 km nordöstlich von der Einmündung des Jordan ins Tote Meer), die etwa um 180 v. Chr. zu datieren ist (Abb. 168), erst aus der Zeit des Beginns unserer Zeitrechnung, so die Inschrift am Grabe der *Bĕnē Ḥēzīr*, dem sog. Grabe des heiligen Jakobus (Abb. 169) u. a. Während in den genannten Inschriften noch mancherlei der späteren Quadratschrift fremde Eigentümlichkeiten erkennbar sind, zeigt sich letztere bereits voll entwickelt auf der Synagogeninschrift von *Kafr Bir'im* in Galiläa (Abb. 170 enthält die erste Hälfte derselben; die Übersetzung lautet: „Friede sei an dieser Stätte und an allen Stätten Israels").

Die Quadratschrift hat nun weiterhin im allgemeinen ein konstantes Aussehen bewahrt; der Typus, wie er sich z. B. in dem berühmten Codex Sinaiticus oder Petropolitanus[1]) zeigt (916 n. Chr.), ist bereits der gleiche, wie wir ihn heute

1) Dieser älteste hebr. Codex, die kleinen Propheten enthaltend, wurde 1839 von Firkowitsch in der Synagoge zu Tschufutkale auf der Krim entdeckt und 1876 facsimiliert von Strack herausgegeben.

in den gedruckten hebräischen Büchern finden (s. Abb. 167). Einige Veränderungen zeigt die Schrift erst, als sich eine kursive Form etwa im 11. Jahrhundert herausbildete, nach dem Rabbiner Raschi Salomo ben Isak die (italienische) Raschischrift genannt (Abb. 167). Daneben gab es übrigens auch noch andere Kursivformen der Quadratschrift, die sog. rabbinischen Schriften, so die spanisch-levantinische und die deutsche. Die jüngsten Ausläufer der Kursivschriften sind endlich die modernen Schreibschriften, die eine starke Verkürzung und Veränderung der Zeichen aufweisen; auch hier haben sich Varianten herausgebildet, so die deutsche und die dieser nahestehende polnische Schrift, ferner eine italienische, spanisch-türkische und eine marokkanische Form. Die Alphabete dieser Schriftarten finden sich zusammengestellt auf Abb. 167[1]).

Schon früh machte sich das Bestreben geltend, den einzelnen Buchstaben solche Formen zu geben, daß sie sich möglichst aneinander annäherten. Dies wurde bei einigen Zeichen, die ursprünglich als letzten Strich eine senkrechte Linie hatten, dadurch erreicht, daß diese Linie nach links, dem folgenden Buchstaben zu, umgebogen wurde. Am Wortende fand diese Umbiegung natür-

Lautwert	Alte Inschriften 1.-4. Jahrh.	Talmudzeit ca. 600	Codex sinait. 916	Mod. Druckschrift	Raschischrift	Moderne Schreibschriften			
						Dtsch.-Poln.	Italien.	Span.-Türk.	Marokkan.
ʾ	אאאא	א	א	א	ח	א	א	ſ	ח
b	בכנ	ב	ב	ב	ב	ב	ב	ב	כ
g	ג	ת	ג	ג	ב	ב	ב	נ	נ
d	דרד	ד	ד	ד	ד	ד	ד	ſ	ע
h	ה ח	ה	ח	ה	ה	ה	ה	כ	ב
w	ו ן ו	ו	ו	ו	ו	ו	ſ	ו	ו
z	ז ר	ז	ז	ז	ז	ב	ר	ז	ſ
ḥ	ח חח	ח	ח	ח	ח	ח	ת	ת	ת
ṭ	ט ט	ט	ט	ט	ט	ט	ט	ט	ט
j	יי ו	י	י	י	י	י	י	י	.
k	כנכ	כ	כ	כ	כ	כ	כ	כ	כ
l	לל	ל	ל	ל	ל	ל	ל	ל	ל
m	מכם	מ	מם	מ	מ	מ	מ	מ	מ
n	נננ	נ	נ	נ	נ	נ	נ	נ	נ
s	ססס	ס	ס	ס	ס	ס	ס	ס	ס
ʿ	ע ע	ע	ע	ע	ע	ע	ע	ע	ע
p	פנ	פ	פ	פ	פ	פ	פ	פ	פ
ṣ	צ צ	צ	צ	צ	צ	צ	צ	צ	צ
q	ק ק	ק	ק	ק	ק	ק	ק	ק	ק
r	ר ר	ר	ר	ר	ר	ר	ר	ר	ר
š	שש	ש	ש	ש	ש	ש	ש	ש	ש
t	ת ת	ת	ת	ת	ת	ת	ת	ת	ת

Abb. 167.

1) Vgl. die Schrifttafel in Rosenberg, Hebräische Konversationsgramm. Wien, Hartleben. S. 4—5. — Eine überaus reichhaltige Zusammenstellung hebräischer Buchstabenformen von der ältesten Zeit bis zum Beginn des 16. Jahrh. gibt Chwolson, Corpus Inscriptionum Hebraicarum. St.-Petersburg 1882; s. ferner Neubauer, Facsimiles of Hebrew Texts. Oxford 1886.

lich nicht statt, und so erklärt sich, daß die vier hebräischen Buchstaben für *k*, *n*, *p*, *ṣ* zwei Formen haben, nämlich eine Kontextform mit nach links gebogenem Fuß (כ, נ, פ, צ) und eine Finalform mit erhaltenem senkrechten Strich (ך, ן, ף, ץ). Etwas anders ist der Unterschied bei dem Buchstaben *m* (מ und ם). Zu Ligaturen ist es in der Quadratschrift nicht gekommen, nur in der modernen hebräischen Schreibschrift kommen solche vor.

= ערביה

Abb. 168.

Wir wissen, daß die semitische Schrift eine Konsonantenschrift ist, die Vokale also unbezeichnet blieben. Allein schon in ältester Zeit machte sich das Bedürfnis geltend, wenigstens in den Fällen, wo nach Abfall eines auslautenden Konsonanten ein langer Vokal den Wortauslaut bildete, den Vokal dadurch anzudeuten, daß man den nicht mehr gesprochenen Konsonanten als „Direktionszeichen" bei-

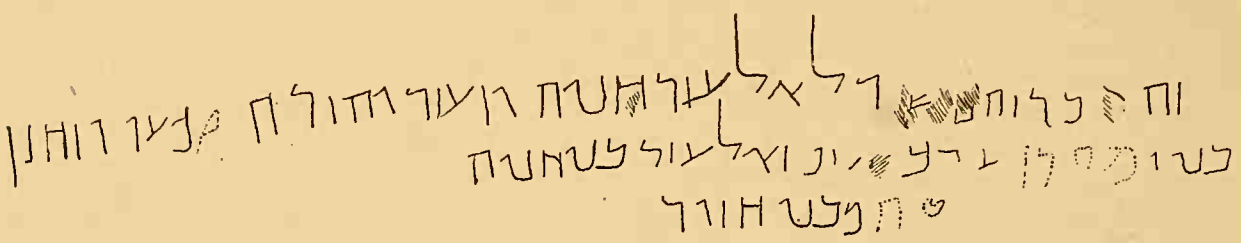


Abb. 169.

behielt. So wurde beispielsweise das Zeichen für *h* schon in der Mešainschrift als Hindeutung auf auslautendes *o* benutzt; allmählich konnte dann der gleiche Buchstabe auch auf andere Auslaute hinweisen, wie wir es aus dem biblischen Hebräisch kennen (ה — *ō*, *ā*, *ę*, *ē*). Nachdem im Inlaute das *wāw* (ו) zur Bezeichnung von *o*, *ū*, das *jōd* (י) zur Bezeichnung von *ī*, *ē* geworden war, wurden beide Konsonanten auch im Auslaut als Direktionszeichen für die genannten Vokale verwendet (ebenfalls schon in der Mešainschrift). Auch *āleph* (א) konnte als Vokalzeichen dienen wie *hē* (ה). Indessen war auch so noch die Vieldeutigkeit einer Konsonantenschrift nicht behoben, und als nach Aussterben des Hebräischen als gesprochener Sprache die Sicherheit in der richtigen Aussprache der heiligen Texte mehr und mehr zu schwinden begann, da wurde — wohl nach dem Vorbilde der älteren syrischen Vokalbezeichnung, s. später — die sog. Punktation d. h. Vokalbezeichnung durch kleine, den Konsonanten über- oder untergesetzte Zeichen erfunden. Wann diese Erfindung geschehen ist, steht nicht ganz fest, wahrscheinlich im 6. oder 7. nachchristlichen Jahrhundert. Infolge eines Gegensatzes zwischen den Gelehrten der babylonischen Schulen und denjenigen Palästinas (vor

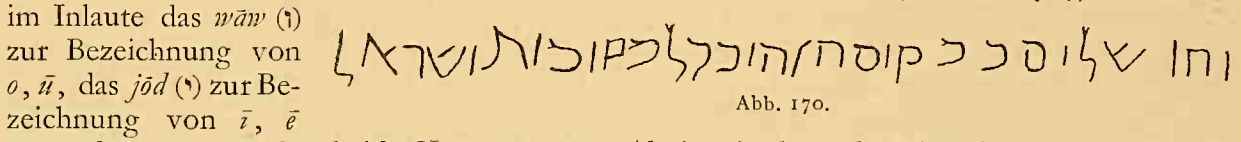


Abb. 170.

8 וַיְהִי דִּבֶּר־יְהוָה אֶל־זְכַרְיָה לֵאמֹר׃ 9 כֹּה אָמַר יְהוָה צְבָאוֹת לֵאמֹר׃
מִשְׁפַּט אֱמֶת שִׁפְטוּ וְחֶסֶד וְרַחֲמִים עֲשׂוּ אִישׁ אֶת־אָחִיו׃ 10 וְאַלְמָנָה
וְיָתוֹם גֵּר וְעָנִי אַל־תַּעֲשֹׁקוּ וְרָעַת אִישׁ אָחִיו אַל־תַּחְשְׁבוּ בִּלְבַבְכֶם׃
11 וַיְמָאֲנוּ לְהַקְשִׁיב וַיִּתְּנוּ כָתֶף סֹרֶרֶת וְאָזְנֵיהֶם הִכְבִּידוּ מִשְּׁמוֹעַ׃
12 וְלִבָּם שָׂמוּ שָׁמִיר מִשְּׁמוֹעַ אֶת־הַתּוֹרָה וְאֶת־הַדְּבָרִים אֲשֶׁר שָׁלַח
יְהוָה צְבָאוֹת בְּרוּחוֹ בְּיַד הַנְּבִיאִים הָרִאשֹׁנִים וַיְהִי קֶצֶף גָּדוֹל
מֵאֵת יְהוָה צְבָאוֹת׃ 13 וַיְהִי כַּאֲשֶׁר־קָרָא וְלֹא שָׁמְעוּ כֵּן יִקְרְאוּ וְלֹא
אֶשְׁמָע אָמַר יְהוָה צְבָאוֹת׃ 14 וְאֶסְעָרֵם עַל כָּל־הַגּוֹיִם אֲשֶׁר לֹא־יְדָעוּם
וְהָאָרֶץ נָשַׁמָּה אַחֲרֵיהֶם מֵעֹבֵר וּמָשָׁב וַיָּשִׂימוּ אֶרֶץ־חֶמְדָּה לְשַׁמָּה׃

Abb. 171.

allem in Tiberias) entstanden zwei verschiedene Punktationssysteme, das sog. tiberiensische und das weniger gebräuchliche babylonische (nach der ausschließlichen Stellung der Vokalzeichen über den Konsonanten auch das supralineare genannt). Die Vokalzeichen des tiberiensischen Systems ergeben sich aus folgenden Beispielen: ָ *rā* (selten *rȧ*, *rå*), ַ *ră*, ֲ *rĕ*, ֶ *rē*, ֱ *rĕ̄*, ֵ *rē*, ִ *ri*, ֹ *ro*, ֻ *ru̇*, *ru*. Dazu kommt noch das Zeichen ◌ְ „*Šĕwā*“, das ein flüchtiges *ĕ* bezeichnet oder unter einem vokallosen Konsonaten steht; ferner ◌ֲ für ein flüchtiges *ă*, ◌ֳ für ein flüchtiges *ĕ* und ◌ֹ für ein flüchtiges *ŏ*. In der babylonischen Punktation sehen die gleichen Beispiele folgendermaßen aus: ֗ (auch ֖) *rā* (*ra*, *rȧ*), ֚ *ră*, *rę*, ֨ *rĕ*, ֣ *ri*, ֤ *ro*, ֥ *ru̇*, *ru*; ֯ = *Šĕwa*. Etwas komplizierter ist diese Punktation in dem Codex Petropolitanus[1]). — Außer der Vokalbezeichnung gibt es noch eine Anzahl von weiteren Lesezeichen und schließlich eine Menge von sog. Akzenten, welch letztere ursprünglich wohl als eine Art Notenzeichen aufzufassen sind, gleichzeitig aber als Interpunktions- und Betonungszeichen für die Grammatik von großer Bedeutung sind. Wie ein hebräischer Text, mit Vokal-, Lese- und Akzentzeichen versehen, aussieht, möge Abb. 171 (Sach. 7, 8—14) zeigen.

Namen (syrisch)	Lautwert	Aram.	Palmyr.	Palmyr. Kursive	Syrisch: Estrangelo	Syrisch: Nestorian.	Syrisch: Jacobit.	Syrisch: Syropaläst.
ālaph	ʾ	𐡀𐡊	𐡀	𐡀𐡊	ܐ	ܐ	ܐ	ܐ
bēth	b, v	𐡁𐡁𐡁	𐡁	𐡁	ܒ	ܒ	ܒ	ܒ
gāmal	g, ġ	𐡂𐡂	𐡂	𐡂𐡂	ܓ	ܓ	ܓ	ܓ
dālath	d, ḏ	𐡃𐡃	𐡃	𐡃	ܕ	ܕ	ܕ	ܕ
hē	h	𐡄𐡄	𐡄	𐡄𐡄	ܗ	ܗ	ܗ	ܗ
wau	w	𐡅𐡅	𐡅	𐡅	ܘ	ܘ	ܘ	ܘ
zain, zēn, zai	z	𐡆𐡆	𐡆	𐡆	ܙ	ܙ	ܙ	ܙ
ḥēth	ḥ	𐡇𐡇	𐡇	𐡇𐡍	ܚ	ܚ	ܚ	ܚ
ṭēth	ṭ	𐡈	𐡈	𐡈	ܛ	ܛ	ܛ	ܛ
jōdh	j	𐡉𐡉	𐡉	𐡉	ܝ	ܝ	ܝ	ܝ
kāph	k	𐡊𐡊𐡊	𐡊	𐡊	ܟ	ܟ	ܟ	ܟ
lāmadh	l	𐡋𐡋	𐡋	𐡋	ܠ	ܠ	ܠ	ܠ
mīm	m	𐡌𐡌	𐡌	𐡌	ܡ	ܡ	ܡ	ܡ
nūn	n	𐡍𐡍	𐡍	𐡍	ܢ	ܢ	ܢ	ܢ
semkath	s	𐡎𐡎	𐡎	𐡎	ܣ	ܣ	ܣ	ܣ
ʿē	ʿ	𐡏𐡏	𐡏	𐡏	ܥ	ܥ	ܥ	ܥ
pē	p, f	𐡐𐡐	𐡐	𐡐	ܦ	ܦ	ܦ	ܦ
ṣādhē	ṣ	𐡑𐡑	𐡑	𐡑	ܨ	ܨ	ܨ	ܨ
qōph	q	𐡒𐡒	𐡒	𐡒	ܩ	ܩ	ܩ	ܩ
rēš	r	𐡓𐡓	𐡓	𐡓	ܪ	ܪ	ܪ	ܪ
šīn	š	𐡔	𐡔	𐡔	ܫ	ܫ	ܫ	ܫ
tau	t	𐡕𐡕	𐡕	𐡕	ܬ	ܬ	ܬ	ܬ

Abb. 172.

Die palmyrenische Schrift.

Als zweite Abzweigung der mittelaramäischen Schrift können wir die palmyrenische Schrift (s. Abb. 172) betrachten. Die in ihr geschriebenen Inschriften sind zum überwiegenden Teile in Palmyra gefunden worden, dem einstmals blühenden, im Jahre 273 n. Chr. von den Römern zerstörten Sitze hellenistisch-semitischer Zivilisation in Syrien. Sie stammen zur Hauptsache aus der Zeit des Königs Odainathos und der Königin Zenobia, also etwa 266 bis 273 n. Chr. Die älteste Inschrift, eine Grabinschrift, ist freilich schon aus dem Jahre

1) Über Punktation und ihre Geschichte vgl. Gesenius, Gesch. d. hebr. Sprache (1815) S. 182 ff. sowie Bauer-Leander, Hist. Gramm. d. hebr. Sprache des alt. Test. I (Halle 1922) S. 98 ff.; außerdem sind die Arbeiten Stracks in der Ztschr. f. d. ges. luth. Theol. u. K. 1875—1877 hervorzuheben. Über die babyl. Punktation s. auch die Vorrede zu Stracks Ausgabe des Prophetarum posteriorum codex Babylonicus. Petersburg 1876 (Literatur auf S. VII).

9 v. Chr. datiert; sie weist einen ursprünglicheren, weniger dekorativen Schriftcharakter auf als die späteren (s. Abb. 173). Doch nicht nur in Palmyra selbst haben sich Inschriften in palmyrenischer Schrift gefunden, sondern in geringerer Zahl auch in Nordafrika, Italien, Ungarn, ja sogar in England, wo 1878 auf einem alten römischen Friedhof bei South Shields (in der Nähe von Newcastle) ein lateinisch[1]) und palmyrenisch geschriebenes Epitaph auftauchte, das der im 30. Lebensjahre verstorbenen Freigelassenen Regina, der zum Stamme des Catuallaunus gehörigen Gattin des Palmyreners Barates, gewidmet war (s. Abb. 174).

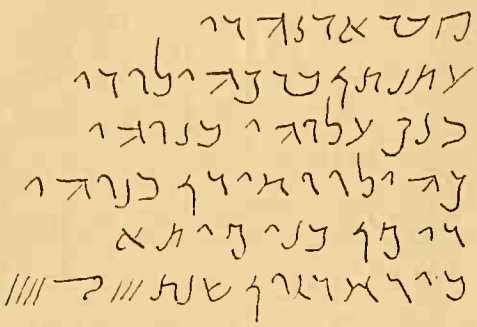


Abb. 173.

Das, was der palmyrenischen Schrift, besonders auf den jüngsten Denkmälern, ihre Eigenart verleiht, ist der gezierte, ornamentale Charakter, der besonders der eckigen, schmucklosen hebräischen Quadratschrift gegenüber hervortritt. Man beachte etwa die Formen der Buchstaben *wāw*, *ḥēt*, *kaph*, *qōph*, *rēš*, die den Schluß zu ziehen gestatten, daß wir es eigentlich nicht mit einer Monumentalschrift, sondern mit einer sorgfältigen Bücherschrift zu tun haben, die dann auch als Monumentalschrift verwertet wurde. Eine Nachbildung einer in solcher Zierschrift ausgeführten Inschrift gibt Abb. 175. Schon hier bemerken wir gelegentlich Ligaturen einzelner Buchstaben; häufiger noch treten solche in Inschriften auf, die in einem kursiven Duktus geschrieben sind, wie z. B. auf der aus Italien stammenden kurzen Grabinschrift auf Abb. 176. Da scheint geradezu eine Übergangsstufe zu der die Buchstaben soviel wie möglich miteinander verbindenden syrischen Schrift vorzuliegen, und so hat man denn auch

Abb. 174.

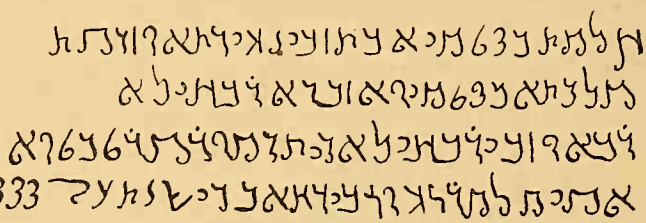


Abb. 175.

die syrische Schrift

unmittelbar aus jener palmyrenischen Kursive ableiten wollen. Dagegen spricht freilich der Umstand, daß uns die syrische Schrift bereits in der Grabinschrift der Königin *Saddan* — einer in der 1. Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. in Jerusalem verfaßten syrisch und hebräisch geschriebenen Bilingue — in fast völliger Ausprägung entgegentritt (Abb. 177), während die palmyrenische Kursive erst viel später erscheint, ja sogar die palmyrenische Zierschrift sich erst spärlich auf Inschriften findet. Lidzbarski[2]) versucht die Schwierigkeit dadurch zu lösen, daß er annimmt, daß die palmyrenische Kursive im praktischen Leben schon viel früher im Gebrauch war, als sie auf den Inschriften erscheint; andererseits leugnet Taylor[3])

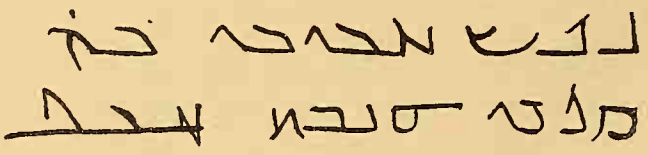


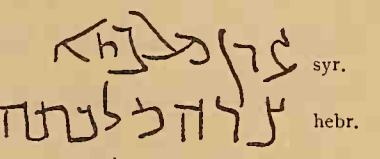
Abb. 176.

1) Der lat. Teil der Inschrift lautet: *D[is] m[anibus]. Regina liberta et coniuge Barates Palmyrenus natione Catuallauna an[nis] XXX* (s. Wright in Transact. of the Soc. of bibl. Arch. VI, 436—40). 2) Nordsem. Epigr. I, 194.

3) The Alphabet I (1883), S. 285 (es steht mir nur die 1. Aufl. zur Verfügung, die 2. ist jedoch nur ein wenig veränderter Abdruck der 1.).

überhaupt einen engeren Zusammenhang zwischen der syrischen und palmyrenischen Schrift, hält vielmehr beide für selbständige Entwicklungen aus gemeinsamer Quelle.

Bedauerlicherweise ist die Zahl der bekannten altsyrischen Inschriften nur ganz gering. Die älteste wurde bereits genannt; eine weitere wichtige Inschrift — eine syrisch-griechische Bilingue — aus der 2. Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr. entdeckte Sachau in der Nähe von Urfa (dem alten Edessa). Besonders bemerkenswert ist eine aus dem Jahre 512 stammende, 1879 in *Zebed* entdeckte dreisprachige Inschrift[1]), deren syrischen Teil Abb. 178 wiedergibt. Hier stehen die Buchstaben so nebeneinander, als wären sie von oben nach unten geschrieben; trotzdem sind die Zeilen von links nach rechts — nicht umgekehrt, wie im allgemeinen in semitischer Schrift — zu lesen. Lidzbarski vermutet wohl mit Recht darin eine Nachahmung griechischer Zeilenrichtung. Daß im Syrischen neben der gewöhnlichen Schreibrichtung von rechts nach links auch eine andere angewandt wurde, in der die Zeilen von oben nach unten verliefen und zwar links beginnend, davon haben wir eine ganze Anzahl von Beispielen in Inschriften[2]).



Ṣ-d-ā m-l-k-t-h
(Ṣ-d-h)
= Ṣadda, die Königin
Abb. 177.

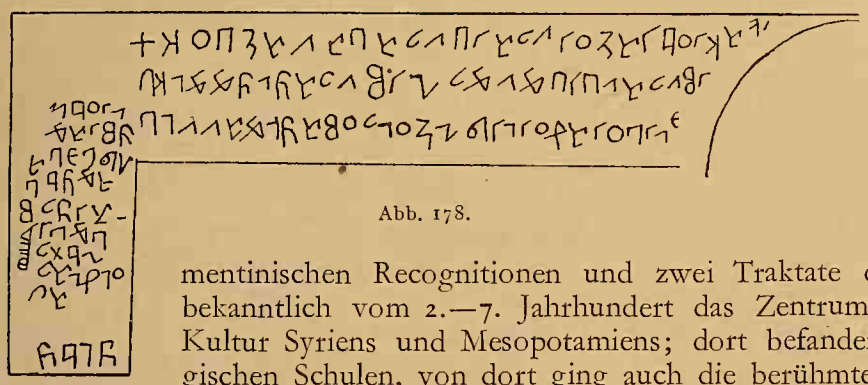


Abb. 178.

Das älteste syrische Manuskript stammt aus Edessa und wurde im Jahre 411 n. Chr. geschrieben. Es bildet heute eins der wertvollsten Besitztümer des Britischen Museums. Die Handschrift enthält die Clementinischen Recognitionen und zwei Traktate des Eusebius. Edessa war bekanntlich vom 2.—7. Jahrhundert das Zentrum der christlich-aramäischen Kultur Syriens und Mesopotamiens; dort befanden sich die großen theologischen Schulen, von dort ging auch die berühmte syrische Bibelübersetzung, die *Pĕšīṭṭā* (die „einfache"; wohl aus dem 2. Jahrh. n. Chr.) aus.

Die während dieser ganzen Zeit vorherrschende, bis etwa 500 sogar alleinherrschende Form der syrischen Schrift ist die sog. Estrangelo (*Estrangelā*)[3]). Die Formen dieses Duktus sind Abb. 172 wiedergegeben. Wir haben hier einen durchaus kursiven Schrifttypus vor uns; infolgedessen werden die einzelnen Buchstaben möglichst so geschrieben, daß sie miteinander verbunden werden können, und die mit dem vorhergehenden oder folgenden Zeichen verbundenen Buchstaben haben bisweilen leicht differenzierte Formen. Auch Finalzeichen treffen wir in einigen Fällen an, ähnlich wie in der hebräischen Quadratschrift. Ausgeprägter noch sind diese Differenzen bei den beiden Schriftarten, die aus dem *Estrangelo* hervorgegangen sind. Als nämlich gegen Ende des 5. Jahrhunderts infolge von theologischen Lehrstreitigkeiten eine Spaltung der Kirche eintrat, trennten sich die zu Persien gehörenden Ostsyrer (Nestorianer) von den unter römischer Herrschaft stehenden Westsyrern (Monophysiten, Jacobiten). Die Folge davon war, daß sich nicht nur die syrische Sprache in zwei Dialekte spaltete, sondern auch zwei neue Schriftarten aufkamen, nämlich die ostsyrische oder nestorianische Schrift,

1) Vgl. darüber Sachau in: Monatsber. d. preuß. Ak. 1881, S. 169 ff. und Ztschr. d. deutsch. morg. Ges. 36 (1882), S. 345 ff., ferner Praetorius ebenda 35 (1881), S. 530 ff.

2) Vgl. Sachau in: Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 36 (1882), 142 ff.

3) Das Wort wird entweder aus *saṭar angelo* „Schrift des Evangeliums" oder aus dem griech. στρογγύλη „die runde (sc. Schrift)" erklärt.

die noch heutzutage von den etwa 100000 Christen und Juden in dem Gebiet zwischen Van, Urmia und Mosul zur Schreibung des Neusyrischen gebraucht wird, und die westsyrische oder jakobitische Schrift, auch *Serto* („linear") genannt. Die nestorianische Schrift hat sich erst ganz allmählich von der *Estrangelo* differenziert; bis etwa 900 ist kaum ein Unterschied von letzterer erkennbar. Ihr ist aber ein günstigeres Geschick beschieden gewesen als der jakobitischen Schrift. Abgesehen von ihrer modernen Verwendung als neusyrische Schrift ist sie durch nestorianische Missionare schon früh in das Innere Asiens, ja bis nach Indien und China gelangt und hat verschiedene hochasiatische Alphabete aus sich entwickelt. Es wird darüber weiter unten zu reden sein.

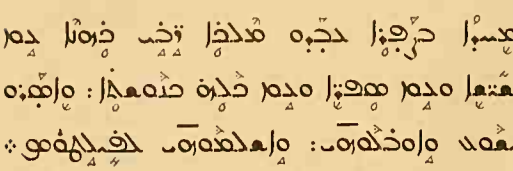
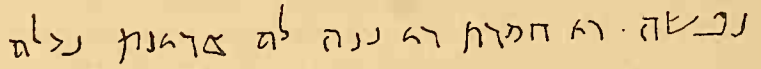


Abb. 179.

Die Jakobiten erlitten ihrerseits eine Spaltung, als im 6. Jahrh. die palästinensischen Syrer sich als Malkiten von den nördlichen Anhängern des Jacob Baradaeus, Bischofs von Edessa, trennten. Sie benutzten fortan eine besondere Schrift, die wir in einer älteren Form aus Manuskripten des 6. oder 7. Jahrhunderts und in einer jüngeren Form (11.—14. Jahrh.) kennen. Die ältere Form — malkitische Unciale, Hierosolymitanisch oder Syro-Palästinisch genannt — zeigt viele an die älteste Gestalt der Estrangelo gemahnende Züge; vgl. Abb. 172, wo ebenfalls die nestorianische und die jakobitische Schrift wiedergegeben sind.



„Denkmal Hamrat's, welches ihm erbaute Odainat, sein Herr".

Abb. 180.

Auch in der syrischen Schrift wurde wie in der hebräischen sehr bald der Mangel der Vokalbezeichnung fühlbar, und genau wie hier suchte man dort Abhilfe zu schaffen zunächst durch Verwendung der Buchstaben *āleph*, *wāw*, *jōd* als Vokalzeichen. Dazu trat schon sehr früh in der Estrangeloschrift eine Bezeichnung durch Punkte, indem zunächst ein über einen Buchstaben gesetzter Punkt eine stärkere, ein unter den Buchstaben gesetzter Punkt eine schwächere Vokalisation oder auch Vokallosigkeit andeutete. Schließlich hat sich daraus bei den Nestorianern ein vollständiges System der Vokalbezeichnung herausgebildet. Es bedeutete also ـَ *ă*, ـَـ *ā*, ـِ *ĕ* oder *ĭ*, ـِـ *ē* usw.[1]). Bei den Westsyrern finden wir seit dem Beginn des 8. Jahrh. eine andere Art, die Vokale zu bezeichnen, nämlich durch über oder unter die Buchstaben gesetzte kleine griechische Buchstaben. So bedeutet ـَ *ă*, ـُ *o* (< *ā*), ـَ *ē*, *ĕ*, ـِ *ī* (teils < *e*) ـِ oder ـُ *ū*, *ŭ* (teils < *ō*); die Zeichen entsprechen den griechischen A, O, E, H (in spätgriechischer Aussprache = *ī*), OY (= *u*), ihre schiefe Lage

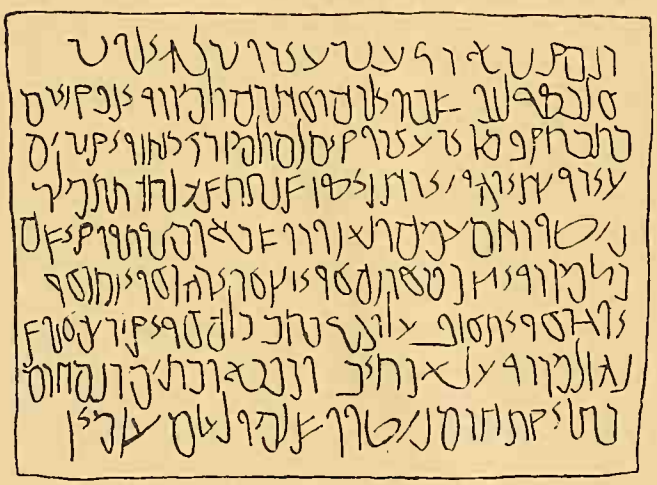


Abb. 181.

1) Ausführlicheres bei Nöldeke, Syrische Gramm. § 6 ff.

erklärt sich durch die Gewohnheit, in vertikaler Schriftrichtung zu schreiben (s. ob.). Eine Probe eines zusammenhängenden Textes in jakobitischer Schrift mit griechischer Vokalbezeichnung gibt Abb. 179 (Marc. XV, 1).

Die nabatäische Schrift.

Unter Nabatäern verstehen wir semitische Nomadenstämme, die sich von der Sinaihalbinsel nach Nordarabien und weiter nördlich in das Ostjordanland hinein erstreckten. In hellenistischer Zeit schlossen sie sich zu einem Königreich zusammen, das von etwa 150 v. Chr. bis 105 n. Chr., d. h. bis zur Unterwerfung durch die Römer, bestanden hat. Ihre Hauptstadt war Petra, wo noch heute bedeutende Ruinen und Felsengräber mit zahlreichen Inschriften vorhanden sind. Dank der zahlreichen Inschriftenfunde, die sich von Damaskus bis nach Nordarabien erstrecken und von denen die meisten mit Sicherheit zu datieren sind, läßt sich die Entwicklung der nabatäischen Schrift dieser Denkmäler, die die dritte Abzweigung aus der mittelaramäischen Schrift darstellt, gut verfolgen. Während in einigen der vor allem von De Vogüé und Waddington 1861—1862 im *Ḥaurân*, einem Hochplateau östl. vom See Genezareth, gefundenen Inschriften die aramäische Urform der Schrift noch deutlich erkennbar ist (vgl. Abb. 180), zeigen andere ebendorther stammende bereits starke Veränderungen; vor allem nimmt die Neigung zu Ligaturen zu. Die schnellste Entwicklung muß sich in Nordarabien vollzogen haben; hier finden wir schon in den aus dem Anfange unserer Zeitrechnung (42 n. Chr.) stammenden, von Doughty 1876—78 in *Ḥiǧr* (Nordarabien) entdeckten umfangreichen In-

Aram.	Lautwert	Nabat.	Sinaitisch	Kufisch	Maghrebi	Karmathisch	Arab. Neshi Alt	Arab. Neshi Modern a	b.	c.	d.	Name und Lautwert (arab.)	Mandäisch
𐡀	ʾ	𐢀	𐤀	𐤀	ا	ا	ا			ا		alif	ⴰ
𐡁	b	𐢁	𐤁	𐤁	ب	ب	ب	ب	ب	ب	ب	bā	ⴱ
𐡂	g	𐢂	𐤂	𐤂	ج	ج	ج	ج	ج	ج	ج	ǧim	ⴳ
𐡃	d	𐢃	𐤃	𐤃	د	د	د			د	د	dāl	ⴷ
𐡄	h	𐢄	𐤄	𐤄	ه	ه	ه	ه	ه	ه	ه	hā	ⵀ
𐡅	w	𐢅	𐤅	𐤅	و	و	و			و	و	wāw	ⵡ
𐡆	z	𐢆	𐤆	𐤆	ز	ز	ز			ز	ز	zā	ⵣ
𐡇	ḥ	𐢇	𐤇	𐤇	ح	ح	ح	ح	ح	ح	ح	ḥā	ⵃ
𐡈	ṭ	𐢈	𐤈	𐤈	ط	ط	ط	ط	ط	ط	ط	ṭā	ⵟ
𐡉	y	𐢉	𐤉	𐤉	ي	ي	ي	ي	ي	ى	ى	yā	ⵢ
𐡊	k	𐢊	𐤊	𐤊	ك	ك	ك	ك	ك	ك	ك	Kāf	ⴽ
𐡋	l	𐢋	𐤋	𐤋	ل	ل	ل	ل	ل	ل	ل	lām	ⵍ
𐡌	m	𐢌	𐤌	𐤌	م	م	م	م	م	م	م	mīm	ⵎ
𐡍	n	𐢍	𐤍	𐤍	ن	ن	ن	ن	ن	ن	ن	nūn	ⵏ
𐡎	s	𐢎	𐤎	𐤎	س	س	س	س	س	س	س	sīn	ⵙ
𐡏	ʿ	𐢏	𐤏	𐤏	ع	ع	ع	ع	ع	ع	ع	ʿain	ⵄ
𐡐	p	𐢐	𐤐	𐤐	ف	ف	ف	ف	ف	ف	ف	fū	ⴼ
𐡑	ṣ	𐢑	𐤑	𐤑	ص	ص	ص	ص	ص	ص	ص	ṣād	ⵚ
𐡒	q	𐢒	𐤒	𐤒	ق	ق	ق	ق	ق	ق	ق	qāf	ⵇ
𐡓	r	𐢓	𐤓	𐤓	ر	ر	ر			ر	ر	rā	ⵔ
𐡔	š	𐢔	𐤔	𐤔	ش	ش	ش	ش	ش	ش	ش	šīn	ⵛ
𐡕	t	𐢕	𐤕	𐤕	ت	ت	ت	ت	ت	ت	ت	tā	ⵜ

Abb. 182.

schriften eine völlig eigenartige Schrift (vgl. Abb. 181)[1]). — Die Formen des nabatäischen Alphabets im Vergleich mit der mittelaramäischen Urform finden sich zusammengestellt auf Abb. 182.

Aus der nabatäischen Schrift hat sich

die arabische Schrift

entwickelt. Als Übergangsstufe können wir die Schriftform der sogen. sinaitischen Inschriften[2]) betrachten, deren Hauptmasse sich an den Felswänden des *Wâdi-Muketteb* auf der Sinaihalbinsel erhalten hat und von denen die datierten aus dem Ende des 2. und dem Beginn

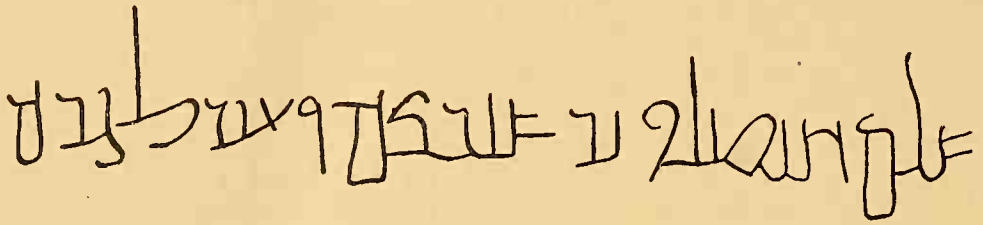


Abb. 183.

des 3. nachchristlichen Jahrhunderts stammen. Abb. 183 gibt eine Probe einer solchen Inschrift. Man beachte vor allem, wie die Füße der einzelnen Buchstaben miteinander verbunden sind.

Eigentlich arabische Inschriften besitzen wir leider erst aus verhältnismäßig später Zeit. Ein früher Typus der arabischen Schrift tritt uns in der sog. kufischen Schrift entgegen. Sie ist nach der mesopotamischen Stadt Kufa benannt worden, wo sich eine Hochschule befand und wo sie von den berühmt gewordenen arabischen Abschreibern wohl vorzugsweise gepflegt wurde. Die Schrift als solche existierte freilich schon vor der Gründung der Stadt Kufa. Die von Wetzstein entdeckte zweisprachige Inschrift von *Harrân* bietet uns ein sehr frühes Denkmal kufischer Schrift; sie stammt aus dem Jahre 568 n. Chr. Sorgfältiger ausgeführt finden wir den gleichen Schrifttypus in der aus dem Jahre 72 der Hedschra, also dem Ende des 7. Jahrhunderts stammenden Inschrift in der *Qubbet-eṣ-ṣaḫra* „Felsendom" genannten großen Moschee in Jerusalem. Die Abb. 184 z. T. wiedergegebene Inschrift lautet in der Übersetzung: „Diesen Dom (*qubbeh*) erbaute der Diener Gottes ʿAbd-Allāh-el-Imām-el-Maʾmūn[3]), Fürst der Gläubigen, im Jahre 72. Möge Gott Ge-

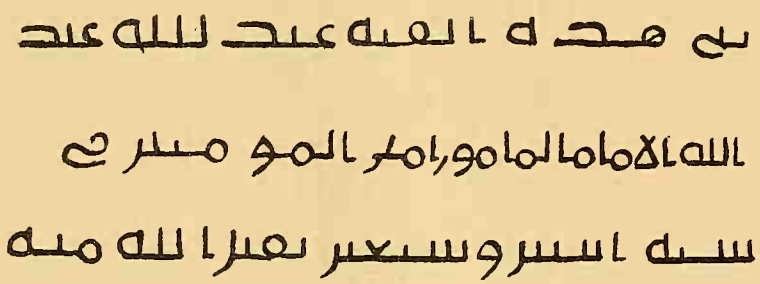


Abb. 184.

---

1) Deutsche Übersetzung (s. Helmolt's Weltgesch. [2] II, Tafel zu S. 224): „Dies ist das Grab, welches erbaut hat ʿAidu, Sohn Kuheilus, Sohn des Elkasi, für sich und seine Kinder und Nachkommen, und für jeden, der beibringt in seiner Hand ein gültiges Schriftstück von der Hand ʿAidus, mit Anführung von ihm und jedem, dem so gestattet hat, darin zu begraben, ʿAidu bei seinen Lebzeiten. — Im Monat Nisan des Jahres 9 von Harith, König der Nabatäer, der sein Volk liebt. Es mögen verfluchen Dušara und Manawat und Qaïšu jeden, der verkauft dieses Grab oder es kauft oder verpfändet oder verschenkt oder vermietet oder darüber einen Vertrag irgendwelcher Art schließt oder darin jemand begräbt mit Ausnahme der oben bezeichneten. Diese Grabhöhle und diese Inschrift sollen heilig sein wie die Beschaffenheit des Heiligtums der Nabatäer und Salamier in Ewigkeit der Ewigkeiten".

2) Vgl. Levy, Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. XIV, 363—480. — Nicht zu verwechseln mit den oben S. 108 ff. besprochenen Sinaiinschriften.

3) Der Name ist eine spätere Fälschung des ursprünglichen ʿAbd-el-Malik, vgl. De Vogüé, Le Temple de Jérusalem, Paris 1854, p. 84 ff.

fallen an ihm finden." Auch auf den Münzen der ersten Chalifen finden wir die kufische Schrift angewandt, und mit Vorliebe diente sie auch zur Aufzeichnung des Korans. — Die kufischen Schriftzeichen sind auf Abb. 182 zusammengestellt; zum Vergleich sind auch die Buchstabenformen der sinaitischen Inschriften hinzugefügt worden.

Eine viel größere Bedeutung als die kufische Schrift hat ein anderer arabischer Duktus erlangt: die Neshischrift. Obwohl diese ein viel weiter entwickeltes Aussehen hat als die kufische Schrift, ist sie doch nicht jünger als letztere. was durch in Neshischrift geschriebene, aus Ägypten stammende Papyri aus dem 7. nachchristlichen Jahrh. bewiesen wird[1]). Vielleicht darf man, wie Berger[2]) meint, die Vermutung hegen, daß die kufische Schrift eine unter syrischem Einfluß in Arabien und Syrien entwickelte, die Neshischrift dagegen eine unabhängig von solchem Einfluß in Ägypten entstandene Abart der nabatäischen Schrift sei; wahrscheinlicher aber stellt die eckige kufische Schrift eine auf Steinen und Münzen angewandte Monumentalschrift, die gerundete Neshischrift eine auf Papyrus geschriebene Kursive dar (Moritz). Im Laufe der Zeit hat die Neshischrift immer kursivere, zierlichere Formen angenommen. Vor allem fällt die reiche Entwicklung von Finalformen auf im Gegensatz zu den verbundenen. Auf Abb. 182 finden sich die ältesten wie die modernen Nesḥi-Buchstaben zusammengestellt, letztere in ihren verschiedenen Formen a) am Anfang, b) in der Mitte verbunden, c) am Ende, d) unverbunden.

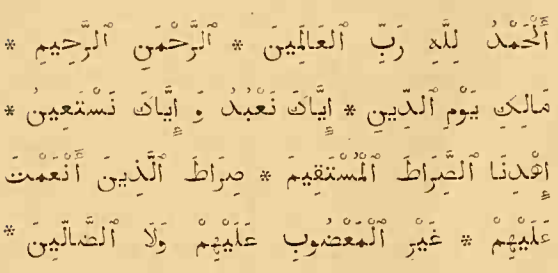
Mit den dort gegebenen Zeichen, die, wie ebenfalls aus der Tabelle ersichtlich, zum Teil andere Lautwerte angenommen haben (s. ج und ف), ist das arabische Alphabet noch nicht erschöpft. Da die arabische Sprache nicht 22, sondern 29 Konsonanten besitzt, mußten neue Zeichen für 7 weitere Konsonanten geschaffen werden. Mit sechs hat man sich freilich begnügt; das Zeichen س mußte sowohl den Laut des *Sämekh* wie einen besonderen arabischen *s*-Laut bezeichnen; zum Unterschiede davon bekam das Zeichen für den *š*-Laut drei Punkte: ش. Durch das gleiche Hilfsmittel der (im Neshi) bereits im 7. Jahrh. auftretenden Punktierung wurden einerseits die neuen Zeichen für die interdentalen Reibelaute ث (stimmlos) und ذ (stimmhaft), ferner die Zeichen für ein emphatisches *d* ض und emphatisches stimmhaftes *z* ظ, endlich die Zeichen für den stimmhaften velaren Reibelaut غ und für einen kräftigen stimmlosen velaren Reibelaut خ gebildet, andererseits, wie schon aus der Tabelle (Abb. 182) hervorgeht, einander ähnlich (ف und ق) oder gleich (ب und ت) gewordene Formen unterschieden. So hat also die arabische Schrift 28 Zeichen; wenn dennoch meist 29 gezählt werden, so liegt das daran, daß die Ligatur لا (aus ل = *lam* + *alif*) als 29. Buchstabe gerechnet wird.

Auch die Anordnung des arabischen Alphabets ist nicht diejenige der Tabelle 182, sondern folgende: ا ب ت ث ج ح خ د ذ ر ز س ش ص ض ط ظ ع غ ف ق ك ل م ن ه و ى (لا). Das wichtigste Prinzip dieser Anordnung scheint das gewesen zu sein, die in der unverbundenen Form einander ähnlich gewordenen Buchstaben zusammenzustellen. Doch, wie P. Schwarz[3]) nachweist, haben daneben auch andere Rücksichten gewaltet. So kamen و (*w*) und ى (*j*) ans Ende aus grammatischen Erwägungen (beide spielen als sog. schwache Konsonanten in der Formenbildung eine besondere Rolle); bei ح (*ḥ*) und خ (*ḫ*), د (*d*) und ذ (*ð*) mag auch die Lautähnlichkeit mitgespielt haben; die Stellung des ز (stimmhaftes *z*) hat die Angliederung der übrigen Sibilanten veranlaßt.

Wohl nach dem Vorbilde der syrischen Schrift hat auch die arabische aus Gründen der Deutlichkeit Vokalzeichen entwickelt, die konsequent fast nur im Koran, sonst nur in Fällen zweifel-

1) Vgl. Moritz, Arab. Schrift in: Encyclop. des Islam I (1913), 399—410 u. die dort gegebene Literatur.
2) Hist. de l'Alphabet, p. 293.
3) Die Anordnung des arabischen Alphabets, in: Zeitschr d. deutsch. morgenl. Ges. 69 (1915), S. 59 ff.

hafter Lesung, bei Eigennamen u. dgl. angewandt zu werden pflegen. Da nun die arabische Sprache immer eine lebende Sprache geblieben ist, so kam es hier nicht auf genaue Wiedergabe der Qualität der Vokale an; man begnügte sich vielmehr mit einer allgemeinen Andeutung. So gibt es denn nur drei Vokalzeichen; davon stehen zwei über dem Konsonantenzeichen, eines darunter: ـَ = *ă*, ـِ = *ĭ*, ـُ = *ŭ*. Daß gerade diese drei Vokale Ausdrucksmittel gefunden haben, wird auf den Theorien der arabischen Grammatik beruhen, nach denen die genannten Vokale die Grundvokale sind, mittels derer die Flexion der konsonantischen Wurzeln geschieht. Im Gegensatz zu jenen drei Vokalen sind *e*, *å*, *o*, *ö* usw. nur durch den vorhergehenden oder folgenden Konsonanten unter Umständen bewirkte Nüancierungen der Grundvokale. Die entsprechenden langen Vokale *ā*, *ī*, *ū* sowie die Diphthonge *ai*, *au* werden durch Verwendung der Konsonantenzeichen ا (für *ā*), ى (für *ī*, *ai*), و (für *ū*, *au*) bezeichnet, eventuell unter Hinzufügung der Zeichen für die Kürzen. Die arabischen Namen für letztere sind فتحة „*fatḥa*“ ـَ, كسرة „*kasra*“ ـِ, ضمّة „*ḍamma*“ ـُ. Außer den Vokalzeichen kennt die arabische Schrift noch einige weitere Lesezeichen, von denen hier nur das Zeichen für Vokallosigkeit des Konsonanten ـْ = جزمة „*ǧazma*“ sowie das Zeichen für Konsonantenverdoppelung ـّ = تشديد „*tašdīd*“ erwähnt zu werden brauchen.



(Qoran Sure 1.)

Abb. 185.

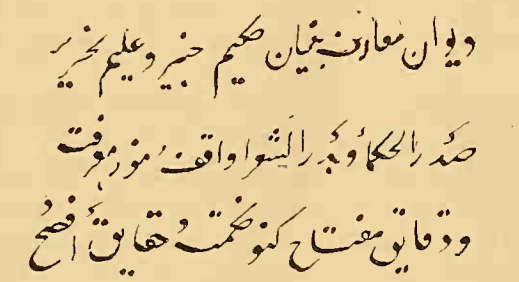


Abb. 186.

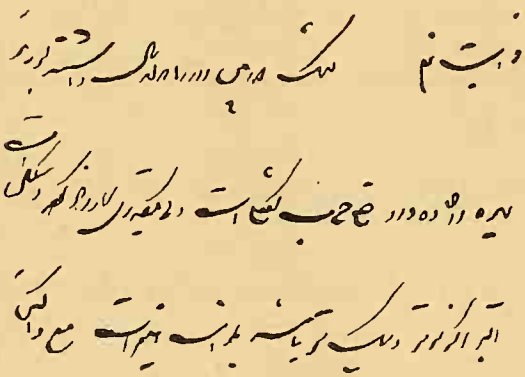


Abb. 187.

Die arabische Schrift hat von den semitischen Schriften die größte Verbreitung erlangt. Mit dem Islam und dem heiligen Religionsbuche des Koran wurde sie von Volk zu Volk getragen, verdrängte teils die einheimische Schrift (z. B. in Persien), teils wurde sie die erste Schrift des betr. Volkes überhaupt (z. B. bei afrikanischen Völkern). So finden wir denn die arabische Schrift heute im Gebrauche nicht nur zur Wiedergabe der arabischen Sprache, sondern auch der persischen, türkischen, afghanischen, hindustanischen, malayischen Sprache, ja sogar des Suaheli und der Haussasprache sowie einiger Berbersprachen Nordafrikas. Es versteht sich jedoch von selber, daß die arabische Schrift nicht ohne weiteres befähigt war, die Laute dieser z. T. von der arabischen in ihrem lautlichen Charakter überaus verschiedenen Sprachen zum Ausdruck zu bringen. So wurden denn in den Fällen, wo eine Sprache besondere, im Arabischen nicht vorhandene Laute besaß, neue Zeichen erfunden, indem man ähnliche arabische Buchstaben mit weiteren „diakritischen“ Punkten versah (z. B. persisch *p* = پ aus arab. ب *b*) oder arabischen Buchstaben eine andere Aussprache beilegte (z. B. arab. ض *d* im Pers. wie ز gesprochen, arab. غ γ [stimmh. velar. Reibelaut] im Türk. wie *g*). Allein dies sind nicht die einzigen Veränderungen, die das arabische Alphabet auf seinem Siegeszuge erlitten

hat, es kommen noch solche der Schriftform hinzu. Während für die arabische Sprache im allgemeinen der *Neshi*-Duktus sich behauptet hat, haben sich vor allem bei den Persern und Türken mehrere mehr oder weniger abweichende Schrifttypen herausgebildet, so in Persien die elegante *Ta'līq*-Schrift sowie die im Briefverkehr vorzugsweise verwendete *Šikästä*-Schrift; bei den Türken die im täglichen Leben meist benutzte kursive *Riq'a*-Schrift, die Zierschriften *Sülüs* (ثلث), *Dīvānī*, *Iğāzet* und einige seltenere, deren komplizierte, verschnörkelte Formen bisweilen sehr schwer lesbar sind. Da das Wesen dieser Schriftarten erst in fortlaufender Schrift zur Geltung kommt, sind zur Veranschaulichung kurze zusammenhängende Texte gewählt worden[1]); so enthält Abb. 185 eine Probe der *Neshi*-, Abb. 186 der *Ta'līq*-, Abb. 187 der *Šikästä*-, Abb. 188 der *Riq'a*-, Abb. 189 der *Sülüs*-, Abb. 190 der *Dīvānī*-, Abbild. 191 der *Iğāzet*-Schrift.

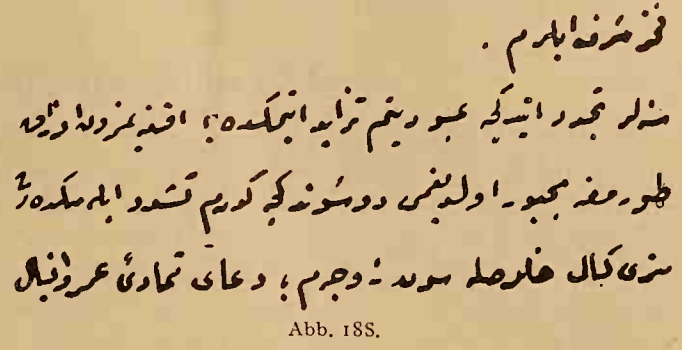


Abb. 188.

Abb. 189.

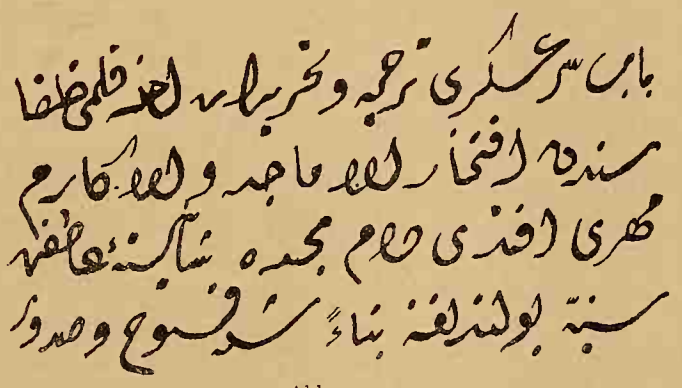


Abb. 190.

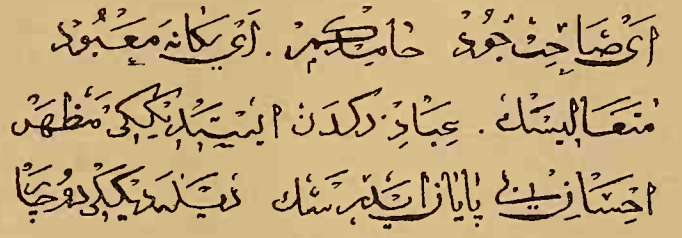


Abb. 191.

Die in Nordafrika gebräuchliche Maghrebi-Schrift ist eher als eine Abart der kufischen Schrift denn als solche der *Neshi*-Schrift anzusehen; ebenso scheint es mit der karmathischen, in Nordarabien verwendeten Schrift zu sein. Die Alphabete der beiden Schriften (und zwar die isolierten Formen der Buchstaben) sehe man auf der Tabelle Abb. 182.

Eine besondere Stellung nimmt die Schrift der Mandäer ein. Letztere, auch Sabier, Nazaräer, Galiläer oder Johannischristen genannt, bilden eine in der Gegend von Bagdad und Basra am Schatt-el-Arab wohnende Sekte, deren Lehren ein Gemisch heidnisch-gnostischer und christlicher Anschauungen bilden. Ihre Sprache ist ein aramäischer Dialekt, und ihre Schrift gehört zweifellos dem nabatäischen Typus an, weist aber Beeinflussung seitens der nestorianisch-syrischen Schrift auf (s. das Alphabet Abb. 182). Zu erwähnen ist noch die abweichende Art der Vokal-

1) Die Proben sind mit Ausnahme von Abb. 185 aus Hagopian, Turkish Conversation Grammar, Heidelberg 1907 und Beck, Neupersische Konversations-Grammatik, Heidelberg 1914 entnommen. Vgl. auch die Arabic Palaeography von Moritz sowie die Schrifttafeln im 10. Bd. von Ahlwardt's Verzeichnis der arab. Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Berlin.

bezeichnung, insofern als die Zeichen für *aleph*, *wāw* und *jōd* geradezu zu Vokalzeichen geworden sind und in etwas veränderter Form mit dem Konsonanten verschmolzen werden, so also eine Art Silbenschrift bildend.

Die südsemitischen Schriften.

Es wurde schon an einer früheren Stelle (S. 116) gesagt, daß das ursemitische Alphabet sich schon im Beginne seiner Entwicklung in zwei große Zweige gespalten haben muß, in das nordsemitische und das südsemitische Alphabet. Nachdem wir nunmehr die Entwicklung des nordsemitischen Zweiges ausführlich behandelt haben, bleibt uns noch der südsemitische Zweig zu betrachten. Bis gegen das Ende des ersten Drittels des vorigen Jahrhunderts kannte man von diesem Zweige nur das äthiopische Alphabet oder *Ge'ez*-Alphabet, das auf Grund seiner semitischen Buchstabennamen als semitische Schrift aufgefaßt werden mußte, dessen genauere Verwandtschaft mit den übrigen bekannten semitischen Schriftarten aber wegen der außerordentlich starken Veränderung der Buchstabenformen nicht zu bestimmen war. In den 30er Jahren des vorigen Jahrh. wurden die ersten südsemitischen Inschriften durch Wellsted, Cruttenden entdeckt; erheblich vermehrt wurde das Inschriftenmaterial bald darauf durch Arnaud, vor allem aber durch Halévy, Glaser, Euting, Graf Landberg, Littmann u. a., während an der Entzifferung und Ausbeutung der Inschriften außer den eben genannten Männern besonders Fresnel, Osiander, Mordtmann, D. H. Müller und Hommel beteiligt waren[1]). Heute kann das Verständnis für ziemlich abgeschlossen gelten.

Die südsemitischen Inschriften sind nicht alle in dem gleichen Alphabet geschrieben; wir unterscheiden vielmehr vier verschiedene Schriften. In dem sabäischen oder himjarischen Alphabet sind die minäischen, hadramautischen, katabanischen und sabäischen Inschriften verfaßt, sämtlich aus Südarabien stammend. Die Datierung derselben ist höchst unsicher; die einzelnen Forscher schwanken in bezug auf den Zeitansatz der ältesten minäischen Denkmäler um mehrere Jahrhunderte. Während Glaser, Weber, Hommel als Entstehungszeit der genannten Denkmäler die Zeit um 1200 v. Chr. annehmen, halten Lidzbarski, Evans u. a. das Jahr 800 v. Chr. für den frühesten Zeitpunkt ihrer Abfassung. Die größte Anzahl der sabäischen (himjarischen) Inschriften stammt ohne Zweifel erst aus den beiden letzten vorchristlichen und den vier bis fünf ersten nachchristlichen Jahrhunderten. Von den im safatenischen Alphabet geschriebenen nordarabischen Inschriften ist eine ziemlich sicher in das Jahr 106 n. Chr. zu datieren[2]); „vielleicht ist aber das safatenische Alphabet bereits um 750 v. Chr. im phönikischen Hinterlande ein wichtiger Kulturfaktor gewesen“[3]). Eine dritte Gruppe von Inschriften ist in thamudenischer Schrift (auch protoarabisch genannt) abgefaßt; sie stammen wohl noch aus vorchristlicher Zeit und sind in Nordwestarabien gefunden worden. Ein vierter Schrifttypus endlich tritt in dem lihjanischen Alphabet auf; die darin verfaßten Inschriften gehören dem 3. und 4. nachchristlichen Jahrhundert an und stammen ebenfalls aus Nordwestarabien, während die Schrift im großen und ganzen der südarabischen (sabäischen) näher steht. Die weiter unten noch besonders zu besprechende äthiopische (*Ge'ez*-) Schrift zeigt einen aus dem südarabischen in eigenartiger Weise weiter entwickelten Schrifttypus, der uns zuerst in den aus dem 4. Jahrh. n. Chr. stammenden Inschriften von Aksum entgegentritt.

1) Eine kurze Übersicht über die Geschichte der Auffindung und Entzifferung speziell der südarabischen Inschriften bei Hommel, Explorations in Arabia (in: Hilprecht, Explorations in Bible Lands, Philadelphia 1903).

2) S. Littmann, Zur Entzifferung der Ṣafā-Inschriften. Leipzig 1901.

3) Praetorius, Zur Geschichte des griech. Alphabets in: Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 56 (1902), S. 680.

Alle die genannten Alphabete, deren Buchstabenformen die Tabelle Abb. 192 enthält, gehen auf eine gemeinsame — nennen wir sie ursüdsemitische — Schriftform zurück, der das sabäische Alphabet am nächsten zu kommen scheint. Wir sind nämlich mit Lidzbarski[1]) der Ansicht, daß die übrigen südsemitischen Alphabete sich aus dem sabäischen ableiten lassen im Gegensatz zu Praetorius[2]), der die lihjanische, thamudenische und safatenische Schrift als Mittelstufen zwischen der phönikischen und sabäischen hinstellt, wie es vorher schon D. H. Müller[3]) mit der lihjanischen getan hatte und Dussaud-Macler[4]) mit der safatenischen. Lidzbarski hält den Genannten vor allem die chronologischen Schwierigkeiten entgegen; es ist kaum anzunehmen, daß sich z. B. in der erst aus nachchristlicher Zeit überlieferten lihjanischen Schrift eine Vorstufe der weit älteren sabäischen erhalten habe. Auch Littmann[5]) betont, daß das thamudische Alphabet etwas älter erscheine als das safatenische, „aber gerade die Formen, die wir als ältere ansehen müssen, stehen dem Südarabischen näher".

Die nördlicheren südsemitischen Alphabete — thamudenisch, lihjanisch, safatenisch — müssen sich jedoch schon verhältnismäßig früh von dem südarabischen (sabäischen) abgezweigt haben; das scheint daraus hervorzugehen, daß sie zwar in der größeren Zahl der Buchstabenformen mit dem Sabäischen übereinstimmen, bei denjenigen sechs Buchstaben jedoch, die über die ursemitischen 22 Buchstaben hinaus neu gebildet worden sind (vgl. die gleiche Erscheinung im arab. *Neshi*-Alphabet und seinen Abarten), sehr starke Verschiedenheiten untereinander und vom Sabäischen aufweisen, wobei freilich das Safatenische und Thamudenische noch in einigen Fällen zusammengehen[6]); man vgl. die Abb. 192.

Mit der Frage nach dem Verhältnis der einzelnen südsemitischen Schriften untereinander hängt eine weitere eng zusammen: diejenige nach dem Ver-

Phön.	Lautwert	Sabäisch	Altäthiopisch	Äthiopisch (Ge'ez)	Lihjanisch	Safaten	Thamudenisch	Südsemit. Lautwert
𐤀	ʾ	𐩱	𐩱	𐪀	𐪀	𐪀	𐪀	ʾ
𐤁	b	𐩨	𐩨	𐪁	𐪁	𐪁	𐪁	b
𐤂	g	𐩲	𐩲	𐪂	𐪂	𐪂	𐪂	g
𐤃	d	𐩵	𐩵	𐪃	𐪃	𐪃	𐪃	d
𐤄	h	𐩣	𐩣	𐪄	𐪄	𐪄	𐪄	h
𐤅	w	𐩺	𐩺	𐪅	𐪅	𐪅	𐪅	w
𐤆	z	𐩬	𐩬	𐪆	𐪆	𐪆	𐪆	z
𐤇	ḥ	𐩧	𐩧	𐪇	𐪇	𐪇	𐪇	ḥ
𐤈	ṭ	𐩴	𐩴	𐪈	𐪈	𐪈	𐪈	ṭ
𐤉	y	𐩹	𐩹	𐪉	𐪉	𐪉	𐪉	y
𐤊	k	𐩫	𐩫	𐪊	𐪊	𐪊	𐪊	k
𐤋	l	𐩪	𐩪	𐪋	𐪋	𐪋	𐪋	l
𐤌	m	𐩥	𐩥	𐪌	𐪌	𐪌	𐪌	m
𐤍	n	𐩯	𐩯	𐪍	𐪍	𐪍	𐪍	n
𐤎	s	𐩦	𐩦	𐪎	𐪎	𐪎	𐪎	s
𐤏	ʿ	𐩠	𐩠	𐪏	𐪏	𐪏	𐪏	ʿ
𐤐	p	𐩰	𐩰	𐪐	𐪐	𐪐	𐪐	f
𐤑	ṣ	𐩮	𐩮	𐪑	𐪑	𐪑	𐪑	ṣ
𐤒	q	𐩤	𐩤	𐪒	𐪒	𐪒	𐪒	q
𐤓	r	𐩩	𐩩	𐪓	𐪓	𐪓	𐪓	r
𐤔	š	𐩡	𐩡	𐪔	𐪔	𐪔	𐪔	š
𐤕	t	𐩢	𐩢	𐪕	𐪕	𐪕	𐪕	t
		𐩸			𐪖	𐪖	𐪖	d
		𐩶			𐪗	𐪗	𐪗	ḫ
		𐩻				𐪘		ẓ
		𐩭			𐪙	𐪙	𐪙	ǵ
		𐩷				𐪚	𐪚	ḍ
		𐩳			𐪛	𐪛	𐪛	ṯ
								ṗ
								pˢ

Abb. 192.

1) Ephemeris II, S. 366 ff.
2) Bemerkungen zum südsemit. Alphabet in: Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 58 (1904), S. 715—726.
3) Epigraphische Denkmäler aus Arabien. Wien 1889.
4) Voyage archéologique au Ṣafā ... Paris 1901.
5) Entzifferung der thamudenischen Inschriften (Mitt. d. vorderasiat. Gesellsch. 9, 1. S. 1—112) 1904.
6) Praetorius, Das kanaan. und das südsemit. Alph. in: Ztschr. d. d. morg. Ges. 63 (1909), S. 189—198.

hältnis der südsemitischen Schrift zu der nordsemitischen, genauer — da wir die südsemitischen Schriftarten auf ein zugrunde liegendes ursüdsemitisches Alphabet zurückführen zu dürfen glauben — die Frage nach dem Verhältnis des ursüdsemitischen zum ursemitischen Alphabet überhaupt. Im allgemeinen hat man das erstere stets als eine Abzweigung von dem aus dem ursemitischen hervorgegangenen nordsemitischen (im großen und ganzen mit dem phönikischen bzw. dem kanaanäischen identischen) Alphabet angesehen; die umgekehrte Ansicht, daß das südsemitische Alphabet das ursprünglichere sei und das nordsemitische eine Abzweigung davon, dürfte heute keine Anhänger mehr finden. Lidzbarski sucht in einem längeren Aufsatze[1]) die direkte Abstammung der südsemitischen Schrift von der nordsemitischen nachzuweisen. Die so eigentümlichen, in manchen Fällen scheinbar das Gepräge höheren Alters tragenden südsemitischen Buchstabenformen erklärt Lidzbarski als durch das Streben nach Symmetrie, durch kalligraphische und architektonische Motive beeinflußt. Auch die — doch immerhin sehr altertümlich anmutende — βουστροφηδόν-Schreibung beruht nach ihm auf der gleichen Ursache. Zum Schlusse kommt er zu dem Ergebnis, daß das südsemitische Alphabet von dem nordsemitischen und zwar vor seiner Gabelung in die drei Zweige des phönikischen, kanaanäischen (althebräischen) und aramäischen Alphabets abgeleitet sei, und zwar hätten etwa 1200—1000 v. Chr. wahrscheinlich südarabische Händler die nordsemitische Schrift in Gaza oder einer anderen palästinisch-phönikischen Handelsstadt kennen gelernt. Wenn Praetorius und andere (s. oben) die nördlichen südsemitischen Alphabete als genetische Zwischenstufen zwischen der nord- und südsemitischen Schrift ansehen, indem die Südaraber das nordsemitische Alphabet durch Vermittlung der Stämme Mittel- und Nordarabiens kennen gelernt hätten, so schaltet Lidzbarski[2]) die safatenische und thamudenische Schrift wegen ihres jungen Alters überhaupt aus, während er die z. T. älteren Formen der lihjanischen dadurch erklärt, daß sie zu einer Zeit aus der sabäischen Schrift entstanden sei, wo diese selbst in ihrer Entwicklung noch nicht abgeschlossen gewesen sei.

Indessen scheint die Lidzbarskische Ableitung des (ur)südsemitischen vom (ur)nordsemitischen Alphabet noch nicht über allen Zweifel erhaben zu sein. Zumal seine Vergleichung einzelner Buchstabenformen ist sehr gezwungen und gekünstelt. Besonders groß und kaum zu überbrücken sind die Unterschiede zwischen den nordsemitischen Buchstaben ʾ (*āleph*), *ḥ*, *ḫ*, *j*, *ḳ*, *ś* und *ṣ* und ihren südsemitischen Äquivalenten (s. Abb. 192). In einigen Fällen scheinen die südsemitischen Buchstaben auch allen andersartigen Erklärungsversuchen zum Trotz altertümlichere Züge aufzuweisen als die nordsemitischen, vgl. die Zeichen für *dālet* und *zajin*. So werden wir denn mit Evans[3]) und Praetorius[4]) annehmen müssen, daß das ursüdsemitische und urnordsemitische Alphabet nicht voneinander abzuleiten sind, sondern daß beide als sehr frühe Gabelungen eines noch älteren, uns unbekannten ursemitischen Alphabets anzusehen sind, das allerdings in seinen Zeichenformen noch nicht ganz konsolidiert war. Die Frage der weiteren Herkunft dieses ursemitischen Alphabets ist bereits früher ausführlich behandelt worden.

Nur angedeutet sei hier noch der sonderbare Versuch Dussauds[5]), die südsemitische Schrift aus der griechischen abzuleiten; die von ihm angeführten Ähnlichkeiten scheinen doch wohl

1) Ephemeris I, 109—136: Der Ursprung der nord- und südsemitischen Schrift.
2) Ephemeris II, S. 366 ff.
3) Scripta Minoa I, S. 81—82.
4) Das kanaan. und das südsemit. Alphabet in: Zeitschr. d. deutsch. morg. Ges. 63 (1909) S. 195.
5) Les Arabes en Syrie avant l'Islam. Paris 1907. S. 73 ff.

nur auf einer Sonderentwicklung nach der gleichen Richtung hin zu beruhen. Auch geographische und chronologische Schwierigkeiten[1]) lassen jene Hypothese als unmöglich erscheinen.

Von den südsemitischen Schriften ist die sabäische zweifellos die eleganteste. Sie ist eine ausgesprochene Monumentalschrift und läßt, wie bereits erwähnt, eine ausgesprochene Tendenz zur Symmetrie und ornamentalen Schönheit erkennen. „Die Sabäer haben ihre Schrift so geformt, daß sie wie von Säulen getragene Gerüste aussieht ... Es können sehr wohl die Säulen in der Schrift auf die Bauart zurückgehen."[2]) Lidzbarski[3]) glaubt auch den arabischen Namen dieser Schrift مُسْنَد (*musnad*) als „Stützschrift" erklären zu müssen. Eine Vorstellung von einer sabäischen Inschrift gibt Abb. 193. Besonders auffällig ist der erwähnte Charakter der sabäischen Schrift in den sog. Monogrammen, d. h. Zusammenfügungen mehrerer Buchstaben zu einer einheitlichen Gruppe; ein paar Beispiele davon zeigt Abb. 194[4]). Der sabäischen Schrift gegenüber zeigen die nördlicheren Alphabete ein weniger regelmäßiges, kursiveres Aussehen, vgl. die thamudenische Inschrift Abb. 195.

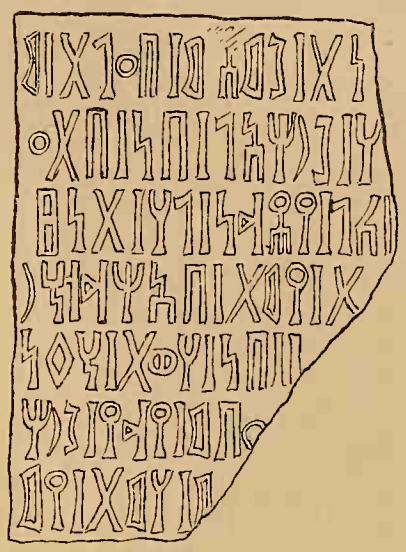


Abb. 193.

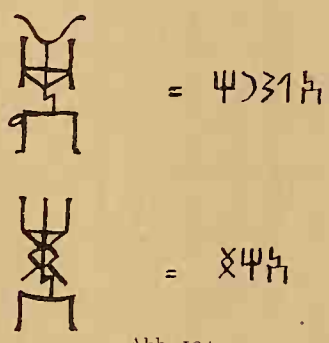


Abb. 194.

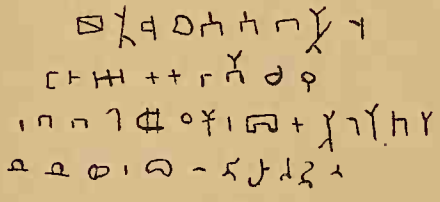


Abb. 195.

Eine besondere Betrachtung erheischt diejenige südsemitische Schrift, die als **äthiopische Schrift** bezeichnet zu werden pflegt. Vermutlich um den Beginn unserer Zeitrechnung wanderten südarabische Semiten aus Habašat an der arabischen Küste nach Afrika hinüber und gründeten dort ein Reich mit der Hauptstadt Aksūm. Dieses abessinische Reich entfaltete sich im 4. Jahrhundert zur höchsten Blüte, während es gleichzeitig christianisiert und griechischem Einflusse zugänglich wurde. Die eingewanderten Semiten nannten sich *Geʿez* d. h. die Ausgewanderten. Sie benutzten eine Schrift, die bis zum heutigen Tage noch für kirchliche Zwecke in Abessinien verwendet und meist die äthiopische Schrift genannt wird. Die alte *Geʿez*-Sprache hingegen ist längst zu einer toten geworden. Seit etwa 1300 wurde sie im mündlichen Gebrauch allmählich mehr und mehr durch das von Schoa in Südabessinien ausgehende, dem *Geʿez* verwandte Amharische verdrängt, während sich in der Gegend der alten Hauptstadt Aksūm selber aus dem *Geʿez* eine neue Sprache, *Tigriña* genannt, entwickelte, ebenso in der heutigen italienischen Kolonie Eritrea das wohl von einem dem *Geʿez* verwandten Dialekte abstammende *Tigrē*.

Seitdem wir aus einer größeren Anzahl von Inschriften, unter denen als die ältesten die 1830 von Rüppell entdeckten großen aksumitischen Inschriften aus dem 4. und 5. Jahrhundert zu erwähnen sind, die alten Formen der äthiopischen Schrift kennen, ist auch die Frage der

1) Gardiner in: Zeitschr. d. deutsch. morg. Ges. N. F. II (1923), S. 97.
2) Lidzbarski, Ephemeris II, S. 118. 3) Ebenda S. 119.
4) Vgl. Tafel I zu Mordtmann, Neue himjar. Inschriften in: Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 39, S. 227—236.

Herkunft dieser Schrift, die vorher meist mit der griechischen in Zusammenhang gebracht zu werden pflegte, endgültig gelöst. Betrachtet man die Abb. 192 aufgeführten altäthiopischen Schriftzeichen[1]) mit den sabäischen, so wird sofort die große Ähnlichkeit auffallen, und von den altäthiopischen Formen aus werden wiederum die späteren klassischen Formen verständlich. Den 28 sabäischen Buchstaben stehen 26 äthiopische gegenüber: einerseits fehlen dem Äthiopischen die Laute ḍ, δ, ẓ und γ, andererseits hat es zwei *p*-Laute, die dem Sabäischen fehlen: ፓ *(pāit)* und ፐ *(pa)*. Das erstere scheint eine Neubildung aus dem Zeichen für *bēt* በ zu sein, während das letztere vielleicht aus dem griechischen Ψ oder Π entlehnt sein mag[2]). Die Namen der äthiopischen Buchstaben (s. die Tabelle Abb. 198) sind im wesentlichen die gleichen wie bei den übrigen Semiten, vgl. *alf*, *bēt*, *geml*, *kāf*, *ʿāin*, *qāf*, *wāwī*, *tawī*, *ṭait* und *ṣadāi; reʿes* oder *reʾes* und *māi* sind die gleichbedeutenden äthiopischen Wörter für *rēš* und *mēm* „Kopf" bzw. „Wasser"; *jōd* „Hand" ist durch *jaman* „rechte Hand", *nūn* „Fisch" durch *nahās* „Schlange"[3]) vertreten; für *ḥēt* wurde das gleichbedeutende „Zaun" *ḥāut*, für den verwandten *ḫ*-Laut das Wort *ḫarm* (ebenfalls = „Zaun") geschaffen; *ẓai*, *dant*, *lāwī*, *hōi* scheinen auf verderbter Aussprache zu beruhen (hebr. *ẓajin*, *dālet*, *lāmed*, *hē*); *šāut* und *sāt* sind wohl Angleichungen an *ḥaut* und *bēt*, mit deren Zeichen die ihrigen Ähnlichkeit haben; *ṣappa* bedeutet wohl „Riegel" (vgl. die altäth. u. sabäische Form); *pāit* ist dem *ṭāit* nachgebildet, neben dem es steht; *pā* stammt aus dem Griechischen.

ፚ = ፘ + ሀ
ፕ = ሸ + ፇ
Abb. 196.

Äthiop.	Lautwert	Amhar. (neu gebildet)	Lautwert
ሰ	sa	ሻ	ša
ተ	ta	ቻ	ča
ነ	na	ኘ	ña
ከ	ka	ኻ	ḫa
ዘ	za	ዠ	ža
ደ	da	ጀ	ǧa
ጠ	ṭa	ጨ	čʼa

Abb. 197.

Wie das nordsemitische Alphabet sich in zwei Reihen von je elf Buchstaben gliedert (s. S. 115), so zerfällt das äthiopische, wenn man von den beiden neuen Zeichen ፓ und ፐ absieht, in zwei Hälften zu je zwölf Buchstaben. Eigenartig und für das Äthiopische charakteristisch ist nun, daß die zweite äthiopische Reihe der ersten nordsemitischen, die erste äthiopische der zweiten nordsemitischen entspricht. Freilich läßt sich nicht verkennen, daß die Buchstabenfolge innerhalb dieser Reihen ziemliche Abweichungen zeigt, die sich aber aus verschiedenen Gründen erklären lassen. So bewirkte Ähnlichkeit der äußeren Form oder des Lautes Zusammenrückung von Buchstaben, die im Nordsemitischen getrennt stehen. Inwieweit dabei das höhere Alter der Reihenfolge auf seiten des Äthiopischen — mit dem die uns leider nicht bekannte Anordnung der übrigen südsemitischen Alphabete übereingestimmt haben mag — oder auf seiten des Nordsemitischen zu suchen ist, ist natürlich nicht mit Sicherheit auszumachen[4]).

Die Schriftrichtung war wie bei allen semitischen Schriften mit Ausnahme der Keilschrift auch beim Äthiopischen ursprünglich von rechts nach links, wie es einige der älteren äthiopischen Inschriften beweisen. Das Beispiel der griechischen Schrift scheint dazu beigetragen zu haben, der auch schon vorher nicht unbekannten Schreibweise von links nach rechts zum alleinigen Gebrauch zu verhelfen, die in der Bücherschrift ausschließlich herrscht. Die Form der Buchstaben wurde durch diese Änderung so gut wie gar nicht betroffen, nur das Zeichen ረ

1) Nach Tafel VI im 4. Bande des von der Generalverwaltung der Kgl. Museen in Berlin herausgegebenen Werkes: Deutsche Aksum-Expedition. Berlin 1913.
2) Dillmann, Gramm. d. äthiop. Sprache. 2. Aufl. (herausg. von Bezold). Leipzig 1899. S. 19.
3) Wie wir oben S. 111 gezeigt haben, ist *nahās* „Schlange" die ursprüngliche Benennung des *n*-Zeichens.
4) Vgl. Dillmann a. a. O. S. 17—19: ferner Nöldeke, Beiträge z. semit. Sprachwissenschaft, S. 131, Anm. 5.

(*re'es*) hatte in der linksläufigen Schrift die entgegengesetzt symmetrische Form. Im weiteren Verlaufe der Entwicklung wurden die Formen der ursprünglich meist eckigen Zeichen gerundeter (vgl. Abb. 192); der ursprüngliche, zur Wortabteilung dienende Strich (|) wurde später durch zwei Punkte (:) ersetzt. Ligaturen kommen nur sehr selten vor (einige Beispiele gibt Abb. 196).

Als die äthiopische Schrift auch für die amharische, eine zwar semitische, aber sehr stark hamitisch beeinflußte Sprache Südabessiniens angewandt wurde, mußten zur Wiedergabe einiger im *Ge'ez* nicht vorhandener Laute sieben neue Zeichen hinzuerfunden werden, die durch kleine Veränderungen aus lautähnlichen bereits vorhandenen gebildet wurden. Abb. 197 zeigt die zugrunde liegenden und die danach neugebildeten Buchstabenformen.

Wir kommen nun endlich zu einem die äthiopische Schrift in ganz besonderer Weise kennzeichnenden und von den übrigen semitischen Alphabeten abhebenden Zuge: das ist die Vokalbezeichnung. Ursprünglich besaß die Schrift wie alle semitischen (die Keilschrift ausgenommen) nur Konsonantenzeichen, und viele altabessinische Inschriften aus der Zeit zwischen 50 und 350 n. Chr. weisen noch keine Vokalbezeichnung auf. Allein daneben finden sich auch bereits vokalisierte Inschriften, und in der Bücherschrift ist die Schreibung mit vokalisierten Konsonantenzeichen völlig durchgedrungen. Die äthiopische Schrift hat dadurch vor den rein konsonantischen übrigen semitischen Schriften einen großen Vorzug der Deutlichkeit, und man kann sie ohne Bedenken als die vollkommenste aller semitischen Schriftarten hinstellen. Die Vokalbezeichnung besteht in Veränderungen des zugrunde liegenden Konsonanten, der — darin an das indische Schriftprinzip erinnernd — in seiner einfachsten Form gleichzeitig ein kurzes *ă* mit ausdrückt. Also ⴱ nicht = *b*, sondern = *bă*. Werden nun mit diesen Zeichen kleine Veränderungen durch Zu-

Name	Lautwert	Kons. + ă	Kons. + ū	Kons. + ī	Kons. + ā	Kons. + ē	Kons. + ĕ oder vokallos	Kons. + ō
Hōi	h	ሀ	ሁ	ሂ	ሃ	ሄ	ህ	ሆ
Lāwī	l	ለ	ሉ	ሊ	ላ	ሌ	ል	ሎ
Ḥāut	ḥ	ሐ	ሑ	ሒ	ሓ	ሔ	ሕ	ሖ
Māi	m	መ	ሙ	ሚ	ማ	ሜ	ም	ሞ
Šāut	š	ሠ	ሡ	ሢ	ሣ	ሤ	ሥ	ሦ
Re'es	r	ረ	ሩ	ሪ	ራ	ሬ	ር	ሮ
Sāt	s	ሰ	ሱ	ሲ	ሳ	ሴ	ስ	ሶ
Qāf	q	ቀ	ቁ	ቂ	ቃ	ቄ	ቅ	ቆ
Bēt	b	በ	ቡ	ቢ	ባ	ቤ	ብ	ቦ
Tāwī	t	ተ	ቱ	ቲ	ታ	ቴ	ት	ቶ
Ḫarm	ḫ	ኀ	ኁ	ኂ	ኃ	ኄ	ኅ	ኆ
Nahās	n	ነ	ኑ	ኒ	ና	ኔ	ን	ኖ
Alf	ʾ	አ	ኡ	ኢ	ኣ	ኤ	እ	ኦ
Kāf	k	ከ	ኩ	ኪ	ካ	ኬ	ክ	ኮ
Wāwī	w	ወ	ዉ	ዊ	ዋ	ዌ	ው	ዎ
ʿĀin	ʿ	ዐ	ዑ	ዒ	ዓ	ዔ	ዕ	ዖ
Zāi, Zai	z	ዘ	ዙ	ዚ	ዛ	ዜ	ዝ	ዞ
Jaman, Jamān	j	የ	ዩ	ዪ	ያ	ዬ	ይ	ዮ
Dant	d	ደ	ዱ	ዲ	ዳ	ዴ	ድ	ዶ
Geml, Gaml	g	ገ	ጉ	ጊ	ጋ	ጌ	ግ	ጎ
Ṭāit, Ṭait	ṭ	ጠ	ጡ	ጢ	ጣ	ጤ	ጥ	ጦ
Ṗāit	ṗ	ጰ	ጱ	ጲ	ጳ	ጴ	ጵ	ጶ
Ṣadāi	ṣ	ጸ	ጹ	ጺ	ጻ	ጼ	ጽ	ጾ
Ṣappā	ḍ	ፀ	ፁ	ፂ	ፃ	ፄ	ፅ	ፆ
Af	f	ፈ	ፉ	ፊ	ፋ	ፌ	ፍ	ፎ
Pa	pˢ	ፐ	ፑ	ፒ	ፓ	ፔ	ፕ	ፖ

Abb. 198.

fügung kleiner Striche oder Ringe, durch Umbiegungen, Strichverlängerungen u. dgl. vorgenommen, so können dadurch sechs weitere Formen von jedem Zeichen gebildet werden, die folgende Silben ausdrücken: Kons. + *ū*, Kons. + *ī*, Kons. + *ā*, Kons. + *ē*, Kons. + *ĕ* (oder Kons. ohne Vokal), Kons. + *ō*. Die einzelnen Formen (7 × 26) zeigt die Tabelle auf Abb. 198. Für vier Buchstaben, nämlich *q*, *ḫ*, *ḳ*, *ǧ* gibt es noch fünf weitere vokalisierte Formen, je nachdem es sich um die Verbindung Kons. + *uă*, Kons. + *ŭ*, Kons. + *ua*, Kons. + *uē* oder Kons. + *uĕ* handelt. — Man könnte auf Grund der festen Vokalbezeichnung die äthiopische Schrift, wie sie uns vorliegt, geradezu als eine Silbenschrift bezeichnen.

Man hat, was die Vokalbezeichnung angeht, an fremde Vorbilder gedacht, griechische und indische[1]); das alles erscheint sehr unwahrscheinlich, da das Prinzip ein ganz anderes ist als im Griechischen und von der Inhärenz des *a* im Konsonanten abgesehen auch im Indischen. So wird es wohl sein Bewenden dabei haben müssen, daß wir die äthiopische Vokalbezeichnung als eine eigene Neuerung des abessinischen Volkes selbst anzusehen haben.

* * *

Schon innerhalb des semitischen Völkerkreises hat das ursemitische Alphabet, wie wir gesehen haben, die verschiedensten Entwicklungen erlebt. Vergleicht man etwa die äthiopischen Schriftzeichen mit den Neshibuchstaben oder der hebräischen Quadratschrift, so erscheint es dem, der ihre Entwicklungsgeschichte nicht kennt, kaum glaublich, daß alle drei Schriftarten genealogisch miteinander zusammenhängen, ja daß ihre Verwandtschaft gar nicht einmal so sehr weitläufig ist. Und doch werden die Diskrepanzen noch weit größer, betrachtet man die große Zahl der Alphabete, die sich herausgebildet haben durch Übertragung der semitischen Schriften auf nichtsemitischen Boden. Ist doch das semitische Uralphabet dadurch, daß seine Ausläufer von den verschiedensten nichtsemitischen Völkern für die schriftliche Fixierung ihrer stammesfremden Sprachen entlehnt wurden, geradezu das Mutteralphabet sämtlicher Buchstabenschriften der Erde und damit der meisten Schriften überhaupt. Die oft überaus große Verschiedenheit der einzelnen aus den semitischen hervorgegangenen Alphabete von diesen und untereinander erklärt sich daraus, daß der Vorgang der Entlehnung sich zu verschiedenen Zeiten vollzogen hat, daß er von verschiedenen Gebieten des semitischen Schriftkreises ausstrahlt und daß die bereits als recht verschieden entlehnten Formen auf dem neuen Boden weitere Umbildungen erfahren und ihrerseits zu Neubildungen Anlaß gegeben haben.

Die Entlehnungen lassen sich in zwei große Klassen einteilen: 1. in solche aus dem phönikischen Alphabet, 2. solche aus dem aramäischen Alphabet. Wir werden in jeder dieser beiden Klassen mehrere verschiedene Entlehnungen feststellen können.

Beginnen wir mit der Betrachtung der **Schriftentlehnungen aus dem phönikischen Alphabet.** Wir haben es hier mit drei besonderen Vorgängen zu tun, nämlich mit einer Entlehnung im Westen — libysche und iberische Schriften —, mit einer Entlehnung nach Südosten hin — indische Schriften — und mit einer Entlehnung nach Norden hin — griechische und lateinische Schriften.

---

1) S. Dillmann a. a. O. S. 23, Anm. [2].

Libysche und iberische Schriften.

Unter **libyschen** Schriften verstehen wir diejenigen Schriften, die wir in zwei Formen in Nordafrika vorfinden, nämlich eine ältere Schriftform, die wir, weil sie uns aus Inschriften aus dem alten Numidien und Mauretanien zur Zeit der Römerherrschaft bekannt ist, altlibysche oder numidische Schrift nennen, und eine jüngere, die eine Weiterentwicklung der numidischen Schrift darzustellen scheint und noch heute bei den nomadischen Tuaregs, einem Berbervolke Nordafrikas, in Gebrauch ist und von ihnen selber als *tefinay* bezeichnet wird. Wir können sie auch berberische Schrift nennen. Die numidische Schrift wurde zuerst bekannt im Jahre 1631, als eine doppelsprachige Inschrift (numidisch und punisch), aus dem 1. oder 2. vorchristlichen Jahrhundert stammend, zu Tugga in Tunesien (dem alten Numidien) gefunden wurde. Die meisten Inschriften sind jüngeren Datums, entweder rein numidisch abgefaßt oder numidisch und lateinisch oder auch numidisch-neupunisch. Leider sind die Inschriften fast durchweg sehr kurz und enthalten zur Hauptsache Eigennamen. Die Entzifferung, 1843 von de Saulcy an der Hand der Bilingue von Tugga begonnen, wurde besonders durch Halévy[1]) gefördert, der 250 Inschriften im wesentlichen richtig umschrieb und übersetzte, in einzelnen Punkten freilich später berichtigt und ergänzt durch Letourneux[2]) und Tissot[3]). Die numidischen Schriftzeichen sind in ihrer Form sehr einfach, zum Einmeißeln in Stein sehr geeignet (vgl. Abb. 199). Merkwürdig ist, daß die Schriftrichtung in den verschiedenen Inschriften nicht die gleiche ist; in den meisten muß man die Zeilen links beginnend von unten nach oben lesen, in andern jedoch von rechts nach links oder von oben nach unten. Eine numidisch-neupunische Inschrift gibt Abb. 200. Die numidische Schrift ist von links anfangend von unten nach oben zu lesen. Die neupunische, leider etwas verstümmelte Inschrift heißt: „Dem Igaukan, dem Sohne des Kanradat, Sohnes des Mesial, hat man diese Steine errichtet." Die numidische Inschrift scheint das Gleiche zu besagen, denn die beiden ersten unteren Zeilen lauten: *i-g-u-k-n-? u* (= Sohn) *k-n-r-d-t* . . . . .[4]).

Die berberische Schrift ist, wie ein Blick auf

Phönik.	Lautwert (phön. und libysch)	Pun Kursive	Libysch Numid.	Libysch Berber.	Iberisch Nördl.	Iberisch Südl	Iber. Lautwert

Abb. 199 zeigt, in vielen Buchstabenformen mit der numidischen identisch, doch hat sie einige weitere Zeichen entwickelt, kann auch Vokale ausdrücken, wenngleich dies auch in der Regel ebensowenig geschieht wie in der numidischen Schrift. Auch einige Ligaturen treten in der berberischen Schrift auf (s. Abb. 201).

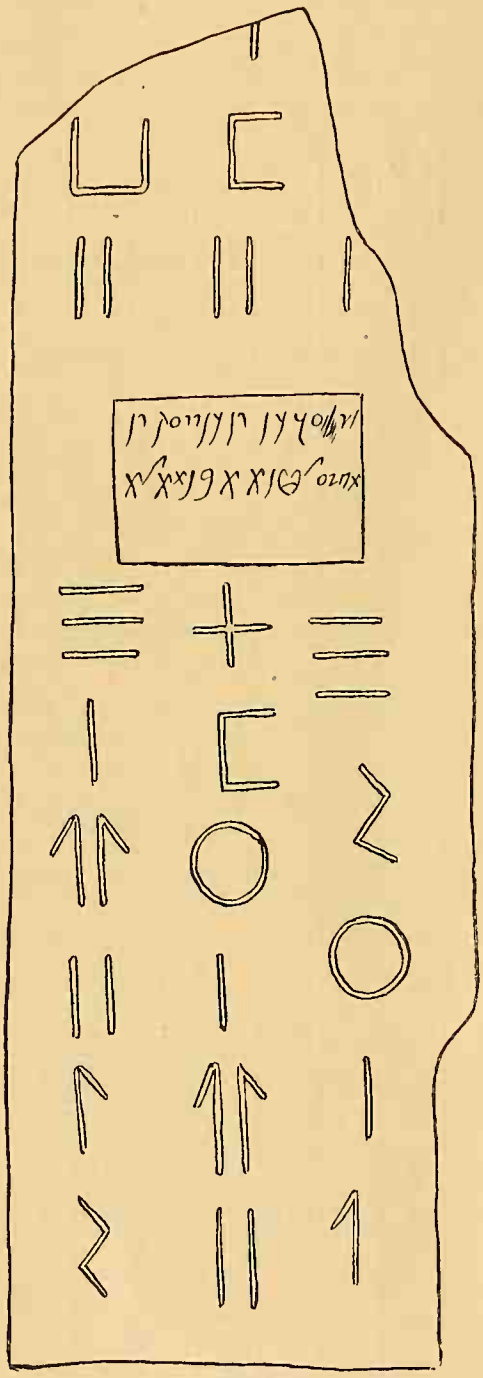


Abb. 200.

Die wichtigste Frage ist nun: woher stammen die libyschen Schriften, genauer gesagt, die numidische Schrift? Es sind auf diese Frage verschiedene Antworten gegeben worden. Blau[1]) vergleicht mehrere Zeichen mit der sabäischen und äthiopischen Schrift, sucht die numidische Schrift also aus der südsemitischen abzuleiten — ein Gedanke der viel später in ähnlicher Form bei Littmann[2]) wiederkehrt, der freilich nicht die südarabische Unterart des südsemitischen Alphabets als die Stammutter der numidischen Schrift ansieht, sondern die altnordarabischen Schriften, die safatenische und thamudenische. Littmann nimmt an, daß im 4. und 3. vorchristlichen Jahrhundert enge Beziehungen zwischen Afrika und Arabien bestanden haben, daß möglicherweise eine arabische Einwanderung zu den Berbervölkern stattgefunden habe. Allein die ganzen Darlegungen Littmanns, vor allem auch die aus dem Schriftcharakter im allgemeinen und gewissen Zeichenformen im besonderen hergenommenen Argumente sind doch sehr wenig beweisend, da sie zu allgemein sind. Wir sind der Überzeugung, daß das Richtigere bereits Halévy[3]) gesehen hat, der die phönikische Schrift als die Mutter der libyschen Schrift ansieht. Er stellt die numidischen Schriftzeichen mit den phönikischen zusammen, und eine große Ähnlichkeit läßt sich nicht verkennen. Und doch irrt auch Halévy noch insofern, als er die alten phönikischen Buchstabenformen seiner Vergleichung zugrunde legt. Wie Lidzbarski[4]) erkennt, ist es die punische Kursive, also eine junge Entwicklungsstufe des phönikischen Alphabets, aus der die numidische Schrift abzuleiten ist. Daß auch dann immer noch manche Zeichen erhebliche Abweichungen in den beiden Schriften aufweisen, sucht Lidzbarski aus der Tendenz zur Symmetrie und der daraus hervorgehenden Neigung zur Abänderung bzw. Erweiterung der Zeichen zu erklären. Die Herkunftsfrage scheint damit gelöst zu sein. Abb. 199 gibt eine Zusammenstellung der numidischen Buchstaben

1) Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. V (1851), S. 330—364.
2) L'origine de l'alphabet libyen in: Journal asiatique 1904, II S. 423—440.
3) Etudes berbères, in: Journal asiatique 1874, I S. 85 ff.
4) Ephemeris II, 365 ff.

einerseits mit den altphönikischen (Halévy), andererseits mit denjenigen der neupunischen Kursivschrift (Lidzbarski).

Als eine zweite Entlehnung des phönikischen Alphabets haben wir die **iberische Schrift** anzusehen, d. h. diejenige Schrift, die uns in einer großen Anzahl von leider meist sehr kurzen Inschriften und auf Münzen auf der iberischen Halbinsel entgegentritt. Die Sprache der Inschriften ist die uns noch sehr unbekannte iberische Sprache, von der ein besonderer Dialekt im heutigen Baskischen fortlebt. Sämtliche bis 1893 bekannte Inschriften und Münzlegenden sind von E. Hübner in einem monumentalen Werke[1]) gesammelt worden; daselbst findet sich auch in den Prolegomena eine ausführliche Darstellung der Geschichte der Iberologie. Die Inschriften und Münzen stammen zur Hauptsache aus Nord-, Nordost- und Südspanien und zeigen zwei nicht erheblich voneinander abweichende Formen des iberischen Alphabets, die sich vor allem aber dadurch unterscheiden, daß die nördlichere Schriftform rechtsläufig — wohl unter griechisch-lateinischem Einfluß — geworden ist, während die südlichere ihre alte linksläufige Schriftrichtung beibehalten hat. Die Buchstaben der beiden Schriftarten zeigt Abb. 199[2]), während Abb. 202 ein Beispiel einer in der nördlichen Schriftform verfaßten, dem Inhalte nach freilich unverständlichen Inschrift gibt.

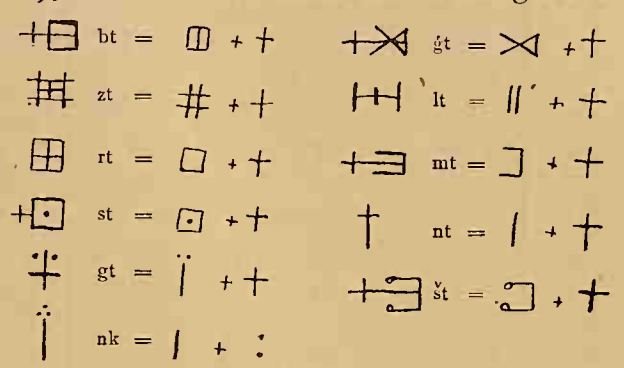


Abb. 201.

Die Abstammung des iberischen Alphabets vom phönikischen wurde schon von Lenormant (1840) behauptet, ebenso später von Delgado (1853ff.), Zobel 1863ff.), Phillips

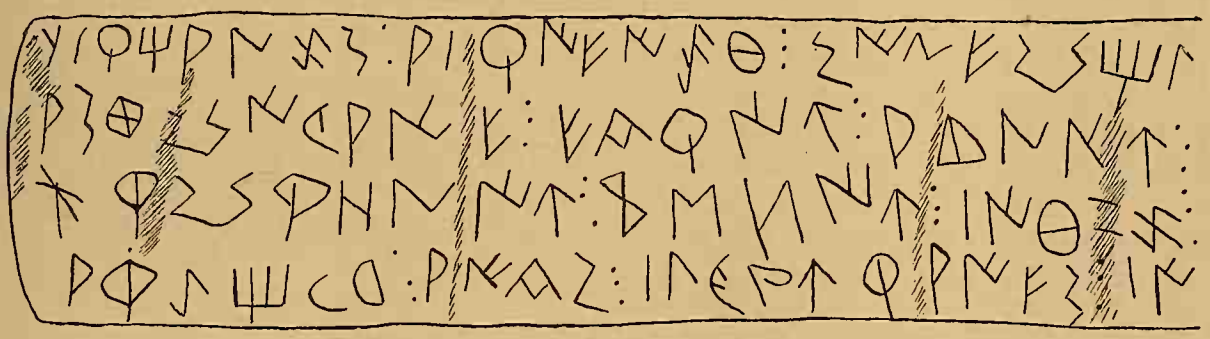


Abb. 202.

(1871), und zur Gewißheit erhoben durch Hübner (1893). Die Hypothese eines Sayce, Faulmann, Taylor u. a. von einer Abstammung der iberischen Schrift aus einem westgriechischen Alphabet ist damit unhaltbar geworden. Nur das muß zugestanden werden, daß eine gewisse Beeinflussung der Buchstabenformen besonders derjenigen der nördlichen Schriftart stattgefunden haben mag, vgl. etwa die Zeichen für *c* und *h*, ferner das letzte für *i* gegebene Zeichen (Abb. 199). Auch die Formen der drei letzten Zeichen für *ca*, *ce*, *du* glaubt Hübner auf ein römisches (griechisches?) Vorbild zurückführen zu können.

In Südspanien, im Gebiete der alten Turdetaner, ist eine Anzahl von Münzen gefunden

1) Monumenta linguae Ibericae. Berlin 1893.
2) Nach Hübner a. O. S. LVI.

worden, deren Legende in einer von der iberischen abweichenden Schrift geschrieben ist. Wir können sie als **turdetanische Schrift** bezeichnen. Da die Münzen neben der Legende in letzterer Schrift meist eine solche in lateinischer aufweisen — es handelt sich um Namen von Städten, z. B. Lascuta, Asido, Iptuci u. a. —, so hat A. Schulten[1]) auf Grund der von Zobel[2]) veröffentlichten Abbildungen den Versuch gemacht, die Aufschriften zu entziffern. Ein vollständiges Alphabet aufzustellen ist ihm wegen der Dürftigkeit des Materials nicht möglich, doch scheint er für 11 Laute die entsprechenden Zeichen, die sich durch eine Fülle von Varianten auszeichnen, mit erheblicher Sicherheit gefunden zu haben. Sie finden sich wiedergegeben auf Abb. 203.

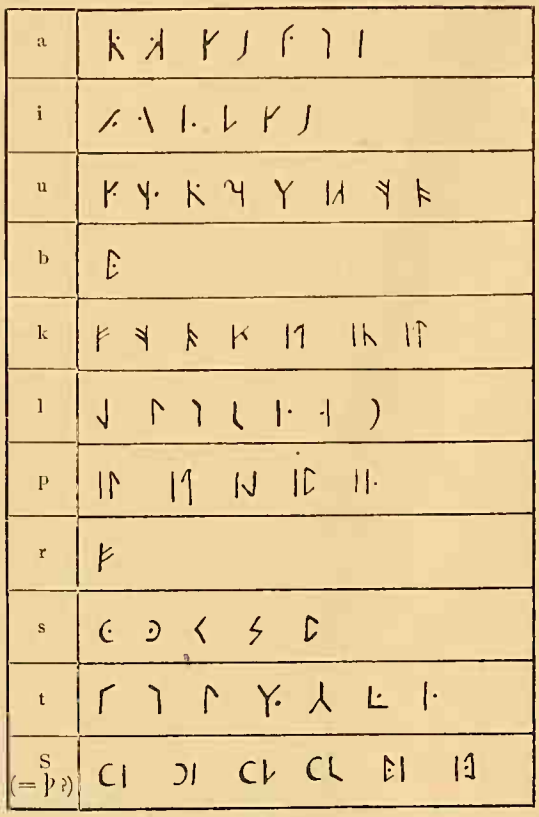


Abb. 203.

Die fraglichen Münzen werden etwa um das Jahr 200 v. Chr. datiert. Daß die turdetanische Schrift, obwohl die Hauptstadt der Turdetaner oder Tartessier Tartessos bereits um 500 v. Chr. zerstört wurde, noch 300 Jahre später auf Münzen erscheint, läßt auf eine weitere Ausdehnung derselben schließen, bis sie allmählich von der iberischen Schrift verdrängt wurde.

Die turdetanische Schrift zeigt gewisse Ähnlichkeiten mit der libyschen, die ohne Zweifel auf eine gemeinsame Herkunft hinweisen. Und so meint denn auch Littmann[3]): „Wir müßten also etwa voraussetzen, daß in tartessischer Zeit eine Form des sog. phönizischen Alphabets, die der altkarthagischen nicht unähnlich gewesen sein mag, nach Spanien kam, sich dort im Laufe der Jahrhunderte weiterentwickelte und in römischer Zeit die Gestalt zeigte, die sie auf den Münzen hat. Dann erklären sich die Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten, und wir brauchen nicht zu dem recht unwahrscheinlichen Notbehelf einer selbständig entstandenen westlichen Schrift zu greifen.“ Daß Tartessos mit den Phöniziern lebhaften Handel trieb, steht bekanntlich fest.

Indische Schriften.

Die Schriften Indiens und die davon abgeleiteten zeigen eine solche Mannigfaltigkeit, daß ihre genaue Behandlung einen unverhältnismäßig großen Raum einnehmen würde. Wir werden uns infolgedessen damit begnügen müssen, das früheste Auftreten der Schrift, ihren Ursprung sowie die wichtigsten Zweige der weiteren Entwicklung zu behandeln; zuvörderst aber soll kurz das eigentümliche Prinzip indischer Schrift klargelegt werden.

Die Eigentümlichkeiten, die — von einer Ausnahme abgesehen — alle einheimischen indischen und auch die davon abgeleiteten Schriften kennzeichnen, lassen sich in folgender Weise

1) Ein unbekanntes Alphabet aus Spanien, in: Zeitschr. d. deutsch. morg. Ges. 78 (N. F. III), 1924, S. 1—18.
2) Spanische Münzen mit bisher unerklärten Aufschriften, ebenda XVII (1863), S. 336—357.
3) Bei Schulten a. a. O. S. 17.

kurz aufzählen: 1. silbenanlautende Vokale werden durch besondere Zeichen geschrieben; 2. im übrigen inhäriert einem Konsonantenzeichen ein *ă*, während die übrigen Vokale nach einem Konsonanten durch ein besonderes Hilfszeichen angedeutet werden; 3. Konsonanten, die keinen Vokal nach sich haben, werden, wenn irgend möglich, miteinander zu einer Ligatur verschmolzen. Zur Illustrierung des Gesagten nehmen wir als Beispiel die heute gebräuchlichste indische Schrift, in der die Sanskrit-Sprache geschrieben zu werden pflegt: das *Nāgarī*-Alphabet. अ = *a*, उ = *u*, ए = *e* usw. als Anlautzeichen, aber क = *ka*, का = *kā*, कि = *ki*, की = *kī*, कु = *ku*, कू = *kū*, के = *ke*, कै = *kai*, को = *ko*, कौ = *kau*, कृ = *kṛ*, कॄ = *kṝ*, कॢ = *kḷ*, कॣ = *kḹ*. Einige Ligaturen sind: त्म = *tma* aus त *ta* + म *ma*; त्स्न = *tsna* aus त *ta* + स *sa* + न *na*; ष्ट्र = *ṣṭrya* aus ष *ṣa* + ट *ṭa* + र *ra* + य *ya* u. a. m. Die Zahl der einfachen Zeichen dieses Alphabets beträgt 48, davon 14 für anlautende Vokale bzw. Diphthonge, 34 für Konsonanten. Die Anordnung der Schriftzeichen findet in allen indischen Alphabeten nach rein lautlichen Gesichtspunkten statt und erweist sich dadurch als das Werk der Grammatiker. Zunächst werden die Vokalzeichen (Kürzen und Längen) aufgeführt, nämlich diejenigen für *a*, *ā*, *i*, *ī*, *u*, *ū*, *ṛ*, *ṝ*, *ḷ*, *ḹ*, dann folgen die Diphthonge (nach indischer Auffassung) *e*, *ai*, *o*, *au*. Die Konsonantenzeichen zerfallen in 7 Gruppen (*varga*), deren erste die 5 Gutturalen umfaßt: *ka*, *kha*, *ga*, *gha*, *ña*, die zweite die 5 Palatalen *ca*, *cha*, *ja*, *jha*, *ña*, die dritte die 5 Cerebralen *ṭa*, *ṭha*, *ḍa*, *ḍha*, *ṇa*, die vierte die 5 Dentalen *ta*, *tha*, *da*, *dha*, *na*, die fünfte die 5 Labialen *pa*, *pha*, *ba*, *bha*, *ma*, die sechste die 5 Halbvokale *ya*, *ra*, *la*, *ḷa*, *va*, die siebente die 3 Sibilanten *śa*, *ṣa*, *sa* und den Hauchlaut *ha*. Enthalten Sprachen mit einer nach diesem Prinzip angeordneten Schrift noch weitere Laute, so werden die Zeichen dafür in der Regel an den ihrer lautlichen Natur entsprechenden Stellen des Systems untergebracht.

Wann die Schrift zuerst in Indien auftritt, ist nicht ganz sicher zu sagen. Während die einheimische Tradition Indiens die Erfindung der Schrift oder wenigstens ihrer Hauptart, der Brāhmī-Schrift, dem Schöpfer Brahma selber zuschreibt, d. h. sie in unvordenkliche Zeiten zurückverlegt, weisen die literarischen Zeugnisse den allgemein verbreiteten Gebrauch der Schrift im 5. Jahrhundert v. Chr. nach. Inschriftlich treten uns ihre ersten Spuren erst im 3. vorchristl. Jahrhundert entgegen und zwar in den berühmten Edikten des Königs Asoka oder, wie er sich selbst zu bezeichnen liebte, Piyadasi. Der Inhalt der Edikte, die in fast gleichem Wortlaut sich an den verschiedensten Orten Hindustans gefunden haben, auf Steinpfeilern oder Felsen eingeritzt, besteht in Ermahnungen und Belehrungen in buddhistischem Geiste; ist es doch die Epoche der Maurya- oder Magadha-Dynastie, der Asoka angehörte, unter der der Buddhismus seine höchste Blüte in Indien erlangt hat. Trotz der in Indien so überaus unsicheren Chronologie geben uns die in den Inschriften vorkommenden Namen von Diadochenherrschern (Ptolemäus II. von Ägypten, Antigonus von Makedonien u. a.) die Möglichkeit, die Edikte mit ziemlicher Genauigkeit zu datieren, nämlich um etwa 253—250 v. Chr. Die Inschriften sind aufgezeichnet in drei verschiedenen Prakrit-Dialekten und zwei total verschiedenen Alphabeten. Das eine der beiden findet sich in den Inschriften des nordwestlichen Indiens und wird als indo-baktrische oder *Kharoṣṭhī*-Schrift bezeichnet. Diese Schrift geht uns hier noch nichts an; da sie eine andere Entlehnung darstellt als die hier zu besprechenden Schriftarten, so bleibt ihre Behandlung einem späteren Abschnitt vorbehalten. Das zweite der verwendeten Alphabete ist von außerordentlicher Bedeutung: es stellt die älteste uns bekannte Form derjenigen Schrift dar, aus der sich sämtliche späteren und noch heute existierenden indischen Schriftarten ableiten lassen. Wir nennen sie mit dem altüberlieferten Namen die Brāhmī-Schrift.

Um die Entzifferung der Asoka-Inschriften hat sich in erster Linie James Prinsep[1]) ver-

1) Journal of the Royal Asiatic Society of Bengal VI (1837), S. 451 ff. 566 ff. 790 ff. 963 ff. 1042 ff.

dient gemacht. Seine bahnbrechenden Arbeiten wurden fortgesetzt vor allem durch Senart[1]), und heute ist das Verständnis der Inschriften bis in alle Einzelheiten erschlossen.

Das in den Asoka-Inschriften verwendete Brāhmī-Alphabet zeigt keine ganz einheitliche Form; im Gegenteil, es sind eine ganze Anzahl kleiner lokaler Varianten vorhanden. Die Existenz solcher läßt den Schluß ziehen, daß die Schrift der Edikte schon eine längere Geschichte hinter sich haben muß. Eine ältere Vorstufe von 6 Zeichen lernen wir aus der Legende einer aus der 2. Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr. stammenden Münze[2]) kennen (s. Abb. 204); sie zeigt außerdem linksläufige Schriftrichtung, während die Richtung der Brāhmī-Schrift von den Asoka-Inschriften an nur noch rechtsläufig ist. Abb. 206 zeigt die Normalformen des Brāhmī-Alphabets der Asoka-Inschriften.

Der Ursprung der Brāhmī-Schrift ist der Gegenstand der lebhaftesten Kontroversen gewesen. Schon vor Entzifferung der Asoka-Inschriften war die Frage der Herkunft der indischen Schrift diskutiert worden, doch können wir die ohne Kenntnis der ältesten Stufe derselben geäußerten Vermutungen auf sich beruhen lassen. Nach Bekanntwerden der Asoka-Schrift wurde das Problem gründlicher in Angriff genommen. Es lassen sich vier verschiedene Hypothesen unterscheiden. 1. Die Engländer Cunningham[3]) und Dowson[4]) behaupteten den einheimischen Ursprung der indischen Schrift, deren Vorstufe eine primitive Bilderschrift gewesen sei. 2. Deecke[5]) und Taylor[6]) nahmen Abstammung aus einem alten südsemitischen Alphabet an, dem hypothetischen Vorläufer des südarabischen. 3. Halévy[7]) nahm eine Mischung an aus aramäischen Buchstaben des 4. Jahrh. v. Chr., aus *Kharosthī*-Zeichen und griechischen Buchstaben. 4. Weber[8]) und Bühler[9]) endlich leiteten das Brāhmī-Alphabet aus dem ältesten nordsemitischen (phönikischen) Alphabet ab.

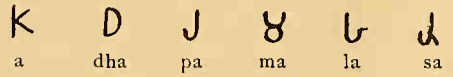


Abb. 204.

Gegen die erste Hypothese läßt sich einwenden, daß von einer der alphabetischen Schrift vorangehenden Bilderschrift in Indien keine Spur zu finden ist, weder in erhaltenen Inschriften noch in der Tradition; auch andere Gründe sprechen gegen eine derartige Annahme, u. a. auch, daß eine Anzahl von Buchstaben deutlich durch Differenzierung anderer Zeichen gebildet worden ist, das ursprüngliche Alphabet also für die Laute des Indischen nicht ausgereicht hat. Das deutet ohne Zweifel auf Entlehnung. Auch gegen die zweite Hypothese kann man einiges sagen. Schon daß nicht immer die ältesten indischen Formen zur Vergleichung gewählt sind ist unmethodisch, auch sind die Buchstabengleichungen keineswegs überzeugend, zumal da auch die Lautwerte mehrfach stark voneinander abweichen. Ganz unannehmbar erscheint Halévys Hypothese; dagegen sprechen vor allem geographische und chronologische Gründe.

Die zweite und dritte Hypothese haben das mit der vierten gemeinsam, daß sie die indische Schrift auf semitische Alphabete zurückführen. Auf semitische Herkunft weist ja auch die ursprünglich linksläufige Schriftrichtung (Münze von Eran) hin. Weber und Bühler entscheiden sich aber im Gegensatz zu den andern für nordsemitischen Ursprung. Und es scheint

---

1) Les inscriptions de Piyadasi. 2 Bde. Paris 1881. — Notes d'épigraphie indienne, in: Journal asiat. 1888.
2) Cunningham, Coins of Ancient India. Pl. 11, 18.
3) Corpus inscriptionum Indicarum I, 52 f.
4) The Invention of the Indian Alphabet, in: Journal of the Roy. As. Soc. N. S. XIII (1881) p. 119.
5) Über das indische Alphabet im Zusammenhange mit den übrigen südsemitischen Alphabeten, in: Zeitschr. d. deutsch. morg. Ges. 31 (1877), S. 598 ff.
6) The Alphabet II, S. 314 ff.
7) Journal asiatique 1885 S. 268 ff.
8) Über den semit. Ursprung des ind. Alphabets, in: Zeitschr. d. deutsch. morg. Ges. X (1856) S. 389 ff.
9) Indische Palaeographie (= Grundriß der indo-arischen Philol. u. Altertumskunde I, H. 11) 1896.

in der Tat, daß bei dieser Annahme die geringsten Schwierigkeiten zu überwinden sind, zumal wenn man die Grundsätze im Auge behält, nach denen die Inder die semitischen Buchstaben umgestaltet haben: Gerade Stellung und gleiche Größe der Zeichen; Differenzierung fast ausschließlich am Fuß des Buchstabens; Änderung der Schriftrichtung und damit verknüpfte Umkehrungen. Natürlich mußte eine nicht geringe Anzahl von Zeichen neu aus übernommenen gebildet werden, da das Indische mehr Laute zu bezeichnen hatte als das Altsemitische; die indischen Initialvokale wurden ähnlich wie es die Griechen gemacht haben aus semitischen Konsonantenzeichen geschaffen. Zum Zwecke des Vergleichs sind auf Abb. 205 [1]) die altnordsemitischen (phönikischen) Buchstaben mit den daraus entstandenen Brāhmī-Buchstaben zusammengestellt worden; in einer besonderen Kolumne finden sich die aus letzteren neugebildeten Zeichen.

Altsemitisch		Älteste indische Schrift		
Lautwert	Zeichen	Zeichen	Lautwert	Neugebildete Zeichen
a			*a*	ā
b			*ba*	*bha*
g			*ga*	*gha*
d			*dha*	da ḍa ḍha ḍ̣ha
h			*ha*	
w			*va*	ū ō
z			*ǧa*	*ǧha*
ḥ			*gha*	
ṭ			*tha*	*tha* *ṭa*
j			*ja*	
k			*ka*	
l			*la*	*ḷa*
m			*ma*	*ṃ*
n			*na*	*ña* *ṇa* *na*
s			*sa* *śa*	*sa* *ṣa* *śa*
ʿ			*e*	*ai* *i* *ī* *u* *ū*
p			*pa*	*pha*
ṣ			*ča*	*cha*
q			*kha*	
r			*ra*	
š			*śa*	
t			*ta*	

Abb. 205.

Nehmen wir die Entlehnung des Brāhmī-Alphabets aus der nordsemitischen Schrift an, so bleibt noch die Frage zu beantworten: Wann und auf welchem Wege hat diese Entlehnung stattgefunden? Bühler [2]) sieht als die Zeit der Übernahme des nordsemitischen Alphabets die Zeit um 800 v. Chr. an, und zwar meint er, daß sie von Mesopotamien aus erfolgt sei. Daß indische Kaufleute schon in sehr alter Zeit Handelsreisen nach Babylon zu unternehmen pflegten, wird uns von den Indern selber bezeugt; auch sind auf anderen Gebieten (Sintflutsage; Kunst des Ziegelbrennens) alte Beziehungen zwischen beiden Ländern festgestellt worden. So werden wir uns denn die indischen Kaufleute als die eigentlichen Importeure der semitischen Schrift zu denken haben, während die älteste uns bekannte Form des Brāhmī-Alphabets, wie oben erwähnt, die Bearbeitung seitens sprachgelehrter Brahmanen nicht verkennen läßt.

Wollen wir nun die Entwicklung der Brāhmī-Schrift weiter verfolgen, dann müssen wir zunächst beachten, daß sich um den Beginn unserer Zeitrechnung zwei Arten von Alphabeten aus dem ursprünglich einheitlichen herauszubilden anfangen, eine nördliche und eine südliche

1) Nach Bühler, Ind. Palaeogr. S. 12.
2) Ind. Stud. III, 79—87.

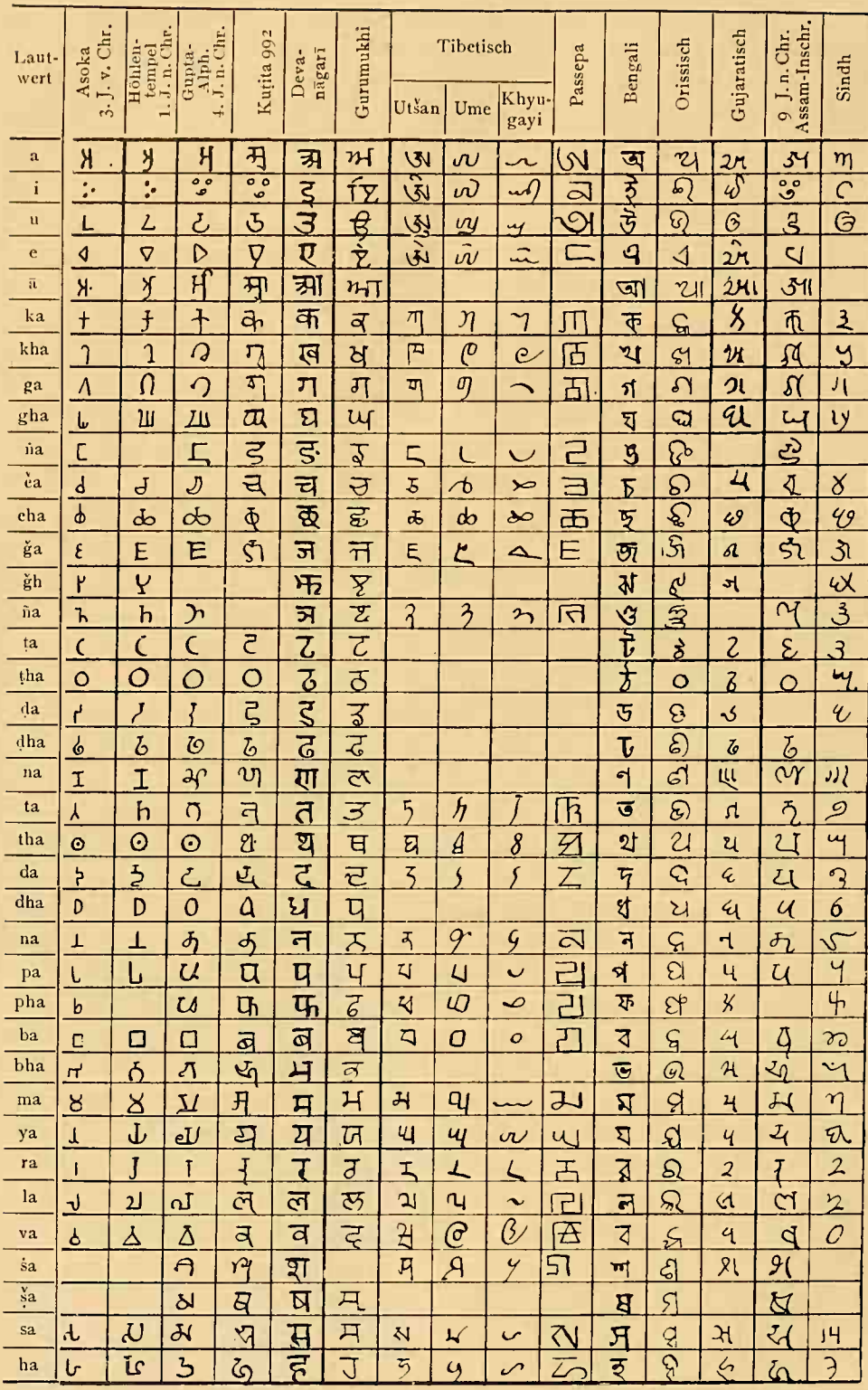


Abb. 206.

Art. Beide sind die Vorläufer je einer großen Gruppe von Schriften geworden, die wir als nördliche und südliche Alphabete zu bezeichnen pflegen.

Betrachten wir als erste die **nördliche Gruppe.** Das uns aus den Asoka-Inschriften bekannte Alphabet zeigt bereits einige Veränderungen in den Inschriften aus den Ruinen buddhistischer Tempel zu Mathura sowie aus buddhistischen Höhlentempeln an verschiedenen Orten Nordindiens. Sie stammen aus dem 1. Jahrh. n. Chr. (s. Abb. 206). Eine weitere Entwicklungsstufe wird repräsentiert durch die Inschriften aus der Zeit der Gupta-Dynastie in Magadha, aus dem 4. Jahrh. n. Chr. stammend. Das wichtigste Denkmal dieser sog. Gupta-Schrift ist eine in Allahabad erhaltene Säule, auf der sich außerdem auch 6 kürzere Asoka-Inschriften befinden (das Alphabet s. Abbild. 206). Zwei Ab-

arten des Gupta-Alphabets sind es, in denen die in Ostturkestan zutage getretenen tocharischen und nordarischen Handschriftenfragmente geschrieben sind, freilich durch einige neue Zeichen bereichert, während andere fehlen[1]). Hoernle[2]) bezeichnet die beiden Arten als Central Asian Cursive Gupta (Abb. 207) und Central Asian Slanting (Abb. 208)[3]). Letztere ist die eigentliche „tocharische" Schrift, die im nördlichen Turkestan etwa im 4. nachchristl. Jahrhundert angewandt wurde; in der ersteren finden sich die in sog. „nordarischer" Sprache im südwestl. Turkestan verfaßten Urkunden aus dem 6.—7. Jahrh. aufgezeichnet. Außer dem Gupta-Typus kennen wir noch mehrere ihm verwandte Typen, die sich nach verschiedenen Richtungen weiterentwickeln. Bühler[4]) unterscheidet sechs solcher Arten: 1. den spitzwinkligen oder *Siddhamātṛkā*-Typus, 2. den *Nāgarī*-Typus, dessen erste Spuren sich im 7. Jahrh. finden, 3. den *Śāradā*-Typus, 4. den Typus des Proto-*Bengālī*, 5. den nepalesischen Hakentypus, 6. den Pfeilspitzentypus. Wir können hier die einzelnen Typen nicht eingehender behandeln, verweisen vielmehr ein für allemal auf die vortreffliche mehrfach zitierte Bühlersche Indische Palaeographie. Nur dem *Nāgarī*-Typus seien noch einige Bemerkungen gewidmet, da seine moderne Ausprägung, das sog. *Deva-nāgarī*-Alphabet, die bereits oben S. 145 behandelte wichtigste Schriftart Indiens geworden ist, in der vor allem die ungeheuer reiche Sanskrit-Literatur in der Regel aufgezeichnet worden ist und wird. Einen kurzen zusammenhängenden Text — einen *Śloka* aus dem *Hitopadeśa* — gibt Abb. 209. Schon in der sog. *Kuṭila*-Inschrift (992 n. Chr.) ist der *Deva-nāgarī*-Typus deutlich ausgeprägt, während sie andrerseits auch noch den Zusammenhang mit den Asoka- und Gupta-Alphabeten erkennen läßt. (Abb. 206). Aus dem *Deva-nāgarī* stammen die modernen Alphabete des *Gurumukhi* (Abb. 206) — die Schrift der Sikhs — und des *Mārāṭhī*, die Schrift der auf dem Hochlande von Dekhan ansässigen Marathen.

Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert
	a		kh		ṇḍ		bh
	ā		g		ḍh		m
	i		gh		ṇ		y
	ī		ṅ		nt		r
	u		ċ		th		l
	ū		ċh		d		v
	e		ǧ		dh		ś
	ai		ǧh		n		ṣ
	o		ñ		p		s
	au		ṭ		ph		h
	k		ṭh		b		kṣ

Abb. 207.

Aus einer sehr frühen Gestalt des *Nāgarī*-Typus ist die tibetische Schrift[5]) entlehnt wor-

1) Vgl. Sieg und Siegling, Tocharisch, die Sprache der Indoskythen, in: Sitzungsber. d. Berl. Akad. 1908, XXXIX, S. 915 ff.
2) Journal of the Asiatic Soc. of Bengal 70 (1901), Part 2, Extra-Nr. 1, p. 11 f.; Journ. of the Roy. As. Soc. 1911, S. 447 f. sowie Manuscript Remains of Buddhist Literature found in Eastern Turkestan I (Oxf. 1916).
3) Die bisher noch nicht in tabellarischer Form veröffentlichten Zeichen der Central Asian Slanting sind mir in liebenswürdiger Weise von Herrn Prof. Siegling zur Verfügung gestellt worden.
4) Ind. Palaeogr. S. 45 ff.
5) Vgl. B. Laufer, Origin of Tibetan Writing, in: Journal of the American Oriental Society Vol. 38 (1918), ferner Waddell, Journ. of the Roy. As. Soc. 1909, S. 946 f. Eine kurze Darstellung der einheimischen Tradition, nach der der vom König Srong-btsan nach Indien entsandte T'ong-mi Sambot'a die tibet. Schriftzeichen nach indischem Vorbild geschaffen haben soll, gibt Terrien de Lacouperie im Journ. of the the Roy. As. Soc. 1885, S. 473 f.

den, vielleicht im 7. Jahrh. n. Chr. Der ältere, aber noch heutigentags als Druckschrift verwendete Ductus, *Utšan* (*Dbu-tšan* = „mit Köpfen") genannt, zeigt deutlich die Verwandtschaft mit dem *Deva-nāgarī*, während zwei kursive Schriftarten, *Ume* (*Dbu-med* = „ohne Köpfe") und

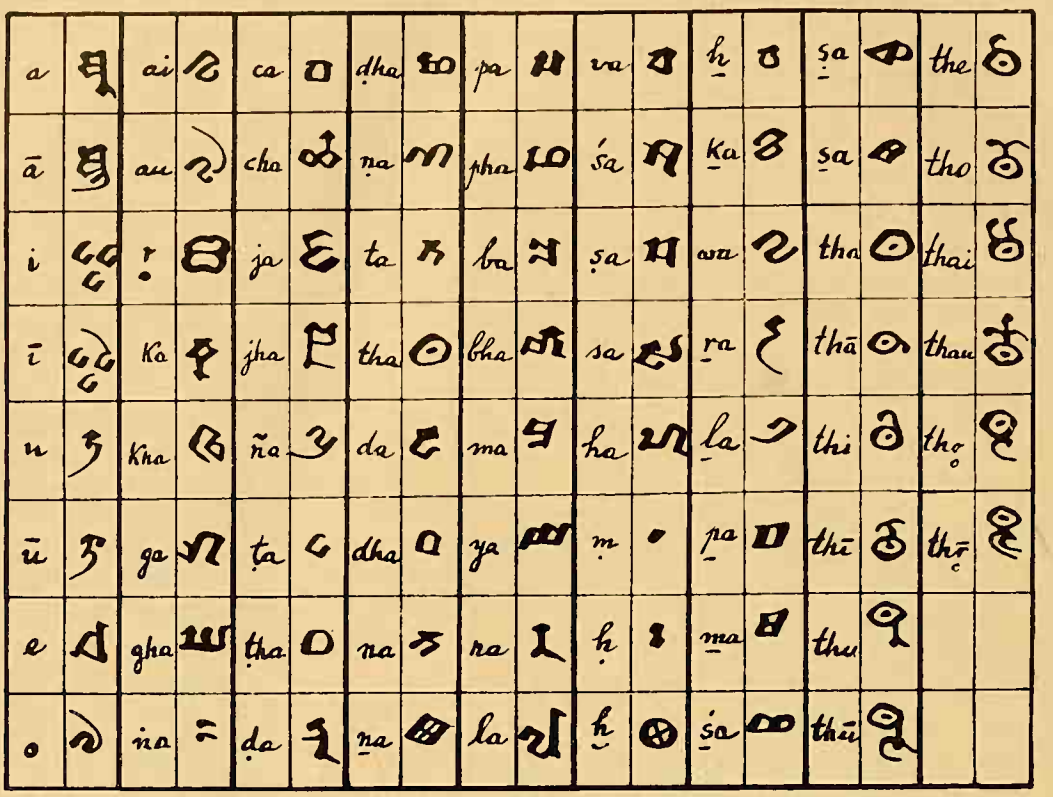


Abb. 208.

Khyugayi (*'k'yug-yig* = current writing) genannt, erhebliche Vereinfachungen und darum geringere Ähnlichkeit mit jenem aufweisen (Abb. 206). Nahe verwandt mit dem *Nāgarī*-Typus ist das Proto-*Bengālī*, aus dem das heutige *Bengālī*-Alphabet sich entwickelt hat (Abb. 206), das seinerseits wieder die Mutter mehrerer anderer Alphabete geworden ist, wie des orissischen und gujaratischen (Abb. 206).

Als besonders eigentümlich sind noch zu nennen die *Sindh*- und die *Multan*-Schrift. Beide sind im Nordwesten Indiens heimisch und zeigen auch gewisse Ähnlichkeiten einerseits mit der benachbarten *Gujarati*-, andrerseits mit der *Gurumukhi*-Schrift. Daneben aber gibt es eine Reihe von Buchstaben, die Überbleibsel einer alten kursiven Schrift Nordindiens darzustellen scheinen, wie sie etwa auf einer vermutlich aus dem 9. Jahrhundert stammenden, in Assam aufgefundenen Inschrift erscheint (Abb. 206). Bemerkenswert ist, daß sowohl die *Sindh*- wie die *Multan*-Schrift im Inlaute die Vokale nicht bezeichnen außer *a*, das dem Konsonantenzeichen inhäriert. Es kann also ein *ta-ha-ja* geschriebenes Wort auch *tu-hi-jo* gelesen werden. Das Alphabet der *Sindh*-Schrift s. Abb. 206.

पठ पुत्र सदा नित्यमक्षरं हृदये कुरु ।
स्वदेशे पूज्यते राजा विद्या सर्वत्रपूज्यते ॥

Lies, Sohn, beständig, nimm stets den Buchstaben dir zu Herzen;
in seinem Lande wird ein Fürst geehrt, überall wird das Wissen geehrt.

Abb. 209.

Es sei endlich noch erwähnt, daß das tibetische Alphabet im Jahre 1259 durch den Großlama Bašbah (chines. *p'a-sse-p'a*) auf Befehl des Mongolenkaisers Khubilai-Khan für die schriftliche Wiedergabe der mongolischen und chinesischen Sprache umgearbeitet wurde. Die eigentümlich quadratische Schrift wird nach dem Erfinder die Passepa-Schrift genannt. Bemerkenswert ist, daß die Zeichen nach chinesischem Muster von oben nach unten aufeinander folgen mit dem Unterschiede freilich, daß die Zeilen von links nach rechts aneinander gereiht werden statt umgekehrt wie im Chinesischen. Das Passepa-Alphabet s. Abb. 206.

Zu der nördlichen Gruppe ist weiter eine Gruppe von Schriften zu rechnen, die wir als Pali-Schriften zusammenfassen können. Die Pali-Sprache ist einer der dem Sanskrit als Kunstsprache gegenüberstehenden indischen Volksdialekte des Mittelalters; in ihr sind die buddhistischen Schriften überliefert worden, und zwar in einem Alphabet, das sich aus dem alten Brāhmī-Alphabet entwickelt hat. Als in der Zeit von 700 bis 1200 n. Chr. der Buddhismus allmählich aus ganz Indien verschwand, dafür aber in Ländern mit nichtindischer Bevölkerung — Ceylon, Birma, Siam, Tibet u. a. — eine immer größere Verbreitung gewann, da wurde das alte Pali-Alphabet auf neuen Boden verpflanzt und zur Wiedergabe der einheimischen Sprachen verwendet. So kommt es, daß wir die Pali-Schrift sowohl in ihrer ältesten Gestalt wie in den modernen Ausläufern nur in ihrer Anwendung für nichtindische Sprachen kennen.

Die älteste uns bekannte Form der Pali-Schrift tritt uns in Steininschrif-

Lautwert	Pali		Barmanische tša-lonh	Boromat Ms.	Siames.	Ahom	Javan.	Battak	Redžang	Lampong	Singales.
	Kyok-tša	gemalt									
a											
i											
u											
e											
ā											
ka											
kha											
ga											
gha											
ña											
ča											
čha											
ǧa											
ǧha											
ña											
ṭa											
ṭha											
ḍa											
ḍha											
ṇa											
ta											
tha											
da											
dha											
na											
pa											
pha											
ba											
bha											
ma											
ya											
ra											
la											
va											
śa											
ṣa											
sa											
ha											

Abb. 210.

ten in Barma entgegen. Sie wird als *Kyok-tša* „Steinschrift" bezeichnet (Abb. 210) und steht damit im Gegensatz zu der mit dem Pinsel gemalten Bücherschrift (Abb. 210) und der gewöhnlichen, auf Palmblätter eingeritzten barmanischen „Rundschrift" *tša-loṇḥ* (Abb. 210).

Aus der *Kyok-tša*, der Pali-Quadratschrift, wie sie auch genannt wird, ist auch die in den heiligen Schriften der Siamesen gebräuchliche Schrift entstanden, die uns in zwei Typen vorliegt, die durch das Boromat-Manuskript einerseits, durch das Phātimokkha-Manuskript andrerseits repräsentiert werden. Die gewöhnliche siamesische Schrift ist eine daraus entwickelte elegante Kursive (s. Abb. 210)[1]). Der Schrift des Boromat-Manuskripts nahe steht die Schrift der Lao im nördlichen Siam sowie die beiden kambodschanischen Alphabete. Aus einer älteren Vorstufe der barmanischen Schrift scheint das peguanische Alphabet, das zur Wiedergabe des Mon, der Sprache von Pegu, dient, sowie das daraus stammende Ahom-Alphabet (in Assam) abgeleitet werden zu müssen (s. Abb. 210), während die altbarmanische *Kyok-tša* über die Kawi-Schrift die wesentlichsten Elemente zur Bildung der modernen javanischen Schrift hergegeben hat (Abb. 210). Mit der javanischen, genauer mit ihrer älteren Vorstufe, der Kawi-Schrift, sind einige Alphabete verwandt, die auf Sumatra heimisch sind: die Battak-Schrift in Zentral-Sumatra, die Redžang- und die Lampong-Schrift in Südost-Sumatra (die Alphabete s. Abb. 210). — Zu den Pali-Schriften gehört schließlich auch noch das singalesische Alphabet (Abb. 210) auf der Insel Ceylon, das jedoch starke Einflüsse von seiten südindischer Schriften (Grantha-Alphabet) erlitten hat, und die koreanische Schrift (Abb. 211). Letztere hat trotz der Nähe Chinas nichts mehr mit der chinesischen Schrift gemein, als daß die Zeilen von oben nach unten laufen und daß die moderne Schrift gern mehrere Buchstaben zu einem komplexen Zeichen von meist quadratischer Form verschmilzt, das auf den ersten Blick an chinesische Charaktere erinnert. Es scheint, daß die 9 Buchstaben, die besondere Namen tragen, die ältesten sind, aus denen die anderen (die Vokale aus dem Zeichen *yi*, *ts* und *dz* aus *sios* usw.) durch mehr oder minder starke Modifikationen gebildet worden sind[2]).

Name	Altes Zeichen	Neues Zeichen	Lautwert	Altes Zeichen	Neues Zeichen	Lautwert	Altes Zeichen	Neues Zeichen	Lautwert
Kiok	ㄱ	ㄱ	k	ㅋ	ㅋ	kh	ㅏ	ㅏ	a
Niun	ㄴ	ㄴ	n	ㅌ	ㅌ	th	ㅑ	ㅑ	ia
Tikut	ㄷ	ㄷ	t	ㅍ	ㅍ	ph	ㅓ	ㅓ	ŏ ŏ
Liul	ㄹ	ㄹ	l	ㅅ	ㅈ	dz	ㅕ	ㅕ	iŏ iẹ
Miom	ㅁ	ㅁ	m	ㅊ	ㅊ	ts	ㅗ	ㅗ	o
Piup	ㅂ	ㅂ	p	ㅎ	ㅎ	h	ㅛ	ㅛ	io
Sios	ㅅ	ㅅ	s	ㅇ	ㅇ	h	ㅜ	ㅜ	ū
Yi	ㅣ	ㅣ	y, i	ㅇ	ㅇ	n	ㅠ	ㅠ	iū
Heiṅ	○△	▷△	h	ㅇ	ㅿ	ṅ	ㅡ	ㅡ	u

Abb. 211.

Der Typus der **südlichen Schriftengruppe** erscheint bereits hinreichend ausgeprägt in der *Kistna-* oder *Calukya*-Schrift (s. Abb. 212) der Inschriften von Amarāvatī westlich von Nagpur aus der Mitte des 10. Jahrhunderts, obwohl schon in Inschriften der vorhergehenden Jahrhunderte charakteristische Unterschiede gegenüber den nördlichen Schriften sich herauszubilden beginnen, so in den *Kadamba*-Inschriften des 5. Jahrhunderts (Abb. 212). Der hier sich ent-

1) Natürlich können nicht von allen (rund 200) verschiedenen indischen Alphabeten Proben gegeben werden; wir müssen uns auf die wichtigsten beschränken, die Taylor, Faulmann, Bühler, Burnell u. a. entnommen sind. Eine Sammlung von 198 indischen Alphabeten enthält Holle, Tabel van oud en nieuw Indische Alphabetten, Batavia 1882.

2) S. Aston und Courant in: Transactions of the Asiat. Soc. Jap. XXIII. S. 2 bzw. 13.

wickelnde Schrifttypus führt nach einer langen Entwicklung zu den beiden modernen, einander überaus ähnlichen Schriften, die im Süden der Präsidentschaft Bombay, im südlichen Haiderabad, in Maisur (Mysore) und im Nordosten der Präsidentschaft Madras heimisch sind: der Telugu-Schrift und der kanaresischen oder karnatischen Schrift (s. Abb. 212). Die Telugu-Schrift ist die östlichere, die kanaresische die westlichere, in gewissem Grade durch die Grantha-Schrift beeinflußte der beiden fast identischen Schriften. Von einer anderen Vorstufe aus, die in den *Cera-* und *Pallava*-Inschriften erscheint, hat sich das Grantha-Alphabet entwickelt, das von den tamulischen Brahmanen für ihre heiligen Schriften benutzt wurde und das heute in dem ebenfalls oft Grantha genannten Malayālam-Alphabet (an der Westküste, südlich vom 12. Breitegrad) fortlebt (s. Abb. 212). Nicht ganz klar ist die Herkunft des Tamil-Alphabets (s. Abb. 212; einen zusammenhängenden Text — Joh. 3, 16 — zeigt Abb. 213). Das Tamil ist die wichtigste dravidische Literatursprache und wird in Südindien südlich von Madras sowie in Nord-Ceylon gesprochen. Das Alphabet dieser Sprache geht wahrscheinlich auf ein im 4. oder 5. Jahrhundert importiertes nördliches Alphabet zurück, das aber stark durch das Grantha beeinflußt ist. Es unterscheidet sich von den übrigen indischen Alphabeten durch die geringe Buchstabenzahl, insofern es keine Zeichen für die Aspiraten, Medien (die durch die Tenues mitausgedrückt werden), Zischlaute und den Hauchlaut kennt, Laute, die der Sprache z. T. fehlen. Ebensowenig gibt es Ligaturen, die beispielsweise im Malayālam-Alphabet reichlich vertreten sind. Bemerkenswert ist, daß die Tamil-Schrift eine kursive Abart zeigt, das sog. *Vaṭṭeluttu* (= Rundschrift), das wir aus Inschriften wohl des 8. Jahrh. zuerst kennen lernen, in denen es sich meist um Schenkungsurkunden an Juden und (manichäische?) Syrer handelt (s. Abb. 212). Während Bühler[1]) diese Schrift lediglich als eine bereits alte kursive Nebenform zu der Tamil-Schrift ansieht, glaubt Burnell[2]) in ihr eine besondere Schriftform zu erkennen, deren Urform das Mutteralphabet für die Brāhmī-Schrift geworden sei und die ihrerseits einer

Lautwert	Kadamba 5. J. n. Chr.	Kistna ca. 950	Telugu	Kanares.	Malayālam	Tamil	Vaṭṭeluttu
a							
i							
u							
e							
ā							
ka							
kha							
ga							
gha							
ṅa							
ča							
čha							
ǧa							
ǧha							
ña							
ṭa							
ṭha							
ḍa							
ḍha							
ṇa							
ta							
tha							
da							
dha							
na							
pa							
pha							
ba							
bha							
ma							
ya							
ra							
la							
va							
śa							
ṣa							
sa							
ha							

Abb. 212.

1) Ind. Palaeogr. S. 72.

2) Elements of South Indian Palaeography[2] 1878, S. 44 ff ; Indian Antiquary I (1872) S. 229 f.; vgl. auch Caldwell, A comparative grammar of the Dravidian or South Indian family of languages. 1875. S. 8 ff.

von Phönizien her über das Rote Meer erfolgten Importation ihr Dasein verdanke. Mitbestimmend für diese Ansicht ist anscheinend die geringeZahl der Zeichen des Vatteluttu, dem gegenüber das Asoka-Alphabet ‚nothing more than an extension' sei. Das Tamil-Alphabet sei nur eine brahmanische Adaptation der Grantha-Buchstaben an das phonetische System des Vatteluttu. Taylor[1]) läßt die Möglichkeit offen, daß letzteres ein unabhängiger Zweig des semitischen Alphabets sei, durch phönizische Kaufleute früh nach Südindien gebracht; zutreffender scheint uns freilich seine zweite Vermutung zu sein, daß nämlich das Vatteluttu eine jüngere Form eines sehr alten, bereits vor den Asoka-Inschriften von dem gemeinsamen urindischen Alphabet abgezweigten kursiven Schrifttypus sei, der von Anfang an neben dem literarischen einhergehe und beispielsweise in der Assam-Inschrift (s. oben), in der kursiven siamesischen Schrift, der kambodschanischen, der Ahom-Schrift, der peguanischen, der Tagala-Schrift mit ihren Ausläufern erscheine.

தேவன, தம்முடைய ஒரேபேருன குமாரனை விசுவாசிக்
கிறவன் எவனேஅவன் கெட்டுப் போகாமல் நித்தியஜீவனை
அடையும்படிக்கு, அவனைத் தந்தருளி, இவ்வளவாய் உலகத்தில்
அன்புகூர்ந்தார்.

Abb. 213.

Laut-wert	Assam-Inschr. 9. J. n. Chr.	Tagala	Makass.	Bugines.
a				
i				
u				
ka				
ga				
ña				
ča				
ǧa				
ña				
ta				
da				
na				
pa				
ba				
ma				
ya				
ra				
la				
va				
sa				
ha				

Abb. 214.

Die auf den Philippinen heimische Tagala-Schrift, der die Bisaya-Schrift sehr ähnlich ist, müssen wir noch mit wenigen Worten behandeln. Ihre Verwandtschaft mit dem kursiven Schrifttypus der Assam-Inschrift geht aus Abb. 214 hervor; sie scheint bereits vor dem 8. Jahrhundert durch Schiffer von der bengalischen Küste mitgebracht worden zu sein. Das Tagala-Alphabet ist seinerseits der Ausgangspunkt geworden für die Entwicklung zweier weiterer malaiischer Alphabete, nämlich der makassarischen und der buginesischen Schrift, beide auf Celebes (s. Abb. 214).

Anhangsweise sollen noch drei Schriften erwähnt werden, die das bunte Bild indischer Schriftgestaltung noch um einige seltsame Züge bereichern. Da ist zunächst das Alphabet der *Lepčha* oder *Roñ* (Abb. 215), eines Volksstammes im Lande Sikim im Himalayagebirge. Es scheint, nach der Form einiger Zeichen zu urteilen, mit dem Ahom-Alphabet (s. Abb. 210) verwandt zu sein, steht aber einzig darin da, daß es besondere meist übergeschriebene Finalbuchstaben für 9 Konsonanten hat (s. Abb. 216).

Noch eigenartiger ist eines der auf den Malediven heimischen Alphabete. Das ältere derselben, *dewehi hakura* genannt, ist rechtsläufig und gehört zweifellos zur Gruppe der südindischen (dravidischen) Alphabete: man vergleiche die Zeichen für *r*, *b*, *n*, *a*, *ph*, *l* (Abb. 217) mit den entsprechenden kanaresischen, diejenigen für *h*, *ñ*, *l*, *k*, *t*, *g* mit den entsprechenden des Malayālam. Während dies ältere Alphabet noch auf den südlichen Inseln im Gebrauche ist, benutzt man auf den nördlichen Inseln ein von jenem völlig verschiedenes, *gabali tana* genannt, das mit der Eroberung der Malediven durch die Mohammedaner aufgekommen sein soll. Die ersten 9 Zeichen des 18 Buchstaben umfassenden linksläufigen Alphabets (s. Abb. 217) sind

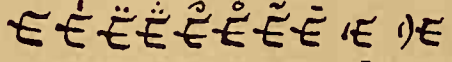
1) The Alphabet II, S. 356 ff.

von Prinsep[1]) als die arabischen Ziffern 1—9 erkannt worden, die folgenden 9 scheinen die alten telugu-kanaresischen Ziffern 1—9 zu sein. Taylor[2]) gibt hierfür eine mögliche Erklärung, indem er vermutet, daß die mohammedanischen Eroberer die alten einheimischen Buchstaben, die ihnen unbequem waren, einfach numerierten und nun die Nummern statt der Buchstaben gebrauchten.

Als im 7. Jahrhundert nestorianische Glaubensboten nach Indien kamen und den an der malabarischen Küste bereits ein paar Jahrhunderte früher gegründeten christlichen Gemeinden zu neuem Aufschwung verhalfen, brachten sie ihre heimische syrische Schrift mit. Als nun diese zur Wiedergabe dravidischer Sprachen benutzt werden sollte, zeigte sich, daß das aus 22 Zeichen bestehende syrische Alphabet dazu nicht ausreichte; so entlehnte man dem alten Malayālam-Alphabete 8 Zeichen für speziell indische Laute und schuf somit ein eigentümliches Bastardalphabet, Syro-Malabarisch oder *Karšūnī* genannt, dessen Buchstaben Abb. 218 zeigt. Es soll noch heute von den Nachkommen der damaligen Bekehrten, den sog. Thomaschristen, gebraucht werden.

Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert
	ka		pa		va
	kha		pha		sa
	ga		fa		ša
	ña		ba		wa
	ča		ma		kla
	čha		tsa		gla
	ža		tsha		pla
	ña		za		fla
	ta		ya		bla
	tha		ra		mla
	da		la		hla
	na		ha		

Abb. 215.



ka kak kam kal kan kap kar kat kañ kañ

Abb. 216.

Griechische und davon abgeleitete Schriften.

Die dritte große Entlehnung des phönikischen Alphabets hat seitens der **Griechen** stattgefunden. Schon die griechische Tradition war sich über diese Tatsache klar, wenn sie die Einführung des Alphabets dem Phöniker Kadmos von Tyros zuschrieb. Kadmos ist ohne Zweifel nur ein Eponymon; der Name bedeutet „Mann vom Osten“[3]) und personifiziert gewissermaßen den Einfluß des Orients auf Griechenland. Kadmos soll 16 Buchstaben aus seiner Heimat mitgebracht haben, zunächst nach der Insel Thera, wo er eine phönikische Kolonie gründete, die sich dort bis zur Ankunft der Dorer erhielt, dann nach Böotien. Durch Palamedes sollen weitere 4 Buchstaben (ϑ, φ, χ, ξ) hinzugefügt worden sein und schließlich noch einmal 4 (ζ, η, ψ, ω) durch Epicharm und Simonides von Keos. Diese letzteren Erweiterungen des ursprünglichen Alphabets sind freilich ohne weiteres als mit den Tatsachen nicht im Einklang stehend zu bezeichnen, da die Paläographie uns etwas ganz anderes darüber lehrt. Andrerseits steht die Herkunft der griechischen Buchstaben aus dem altsemitischen Alphabet

Lautwert	Altes Zeichen	Neues Zeichen	Lautwert	Altes Zeichen	Neues Zeichen	Lautwert	Altes Zeichen	Neues Zeichen
h			k			t		
th			a			l		
ṅ			w			g		
r			m			n		
b			ph			s		
l			dh			ḍ		

Abb. 217.

1) Im Journal of the Asiatic Society of Bengal, Bd. V.
2) The Alphabet II, S. 358.
3) Vgl. das hebr. קֶדֶם qèdèm „Osten“.

völlig fest[1]). Herodot (V, 58) nennt darum die griechischen Urbuchstaben, aus denen ihre klassische Schrift hervorgegangen sei, γράμματα φοινικήια; man vergleiche ferner die bereits früher (S. 100) zitierte Tacitusstelle (ann. XI, 14). Die Beweise der Herkunft aus dem Semitischen lassen sich kurz in folgende Punkte zusammenfassen: 1. die Buchstabenformen der ältesten griechischen Inschriften sind mit den altsemitischen fast identisch; 2. die Buchstabennamen sind nur aus dem Semitischen zu erklären; 3. die Reihenfolge der Buchstaben und die damit zusammenhängende Verwendung derselben als Zahlzeichen entspricht dem altsemitischen Brauche; 4. die Richtung der Schrift ist in den ältesten griechischen Inschriften linksläufig wie im Semitischen oder *būstrophēdon* (βουστροφηδόν), d. h. so, daß rechts- und linksläufige Zeilen miteinander wechseln.

Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert
𐤀	a	𐤕	t	𐤐	p	𐤓	ṅ
𐤁	b	𐤉	y	𐤑	ṣ	𐤔	ṭ
𐤂	g	𐤊	k	𐤒	q	𐤋	l
𐤃	d	𐤋	l	𐤓	r	𐤌	ṛ
𐤄	h	𐤌	m	𐤔	š	𐤍	ṣ
𐤅	w	𐤍	n	𐤕	t	𐤎	ṙ
𐤆	z	𐤎	s	𐤏	ṇ		
𐤇	ḫ	𐤏	ʿ	𐤐	ñ		

Abb. 218.

Betrachten wir an dieser Stelle kurz die Namen der griechischen Buchstaben im Vergleich mit den semitischen. Semitisches *āleph* wird zu *alpha*, *bēt* zu *bēta*, *gimel* zu *gamma*, *dālet* zu *delta*, *hē* zu εἶ (*ē*; der Name epsilon [ἒ ψιλόν] entstand erst, als aus dem Zeichen für *h* — Ⓗ — ein neues *ē* geworden war), *wāw* zu *vau* (Ϝαῦ), *zajin* unter Angleichung an die folgenden Namen zu *zēta*, *hēt* zu *hēta* oder *ēta*, *ṭēt* zu *thēta*, *jōd* zu *iōta*, *kaph* zu *kappa*, *lāmed* zu *lambda*, *mēm* durch Angleichung an den folgenden Namen zu *mȳ* (älter noch μ.ω̃), *nūn* zu *nȳ*, *samekh* zu *sigma*, *ʿajin* nicht erhalten, *pē* zu *pē*, *pī*, *ṣādē* nicht erhalten, *qōph* zu *qoppa* (Ϙόππα), *rēš* zu *rhō*, *šīn* zu *san* (*šan*?), *tāw* zu *tau*. Verschiedene Hypothesen knüpfen sich an das auslautende *-a* einiger griechischer Buchstabennamen. Während einige Forscher es für rein euphonisch halten[2]), sind andere[3]) der Ansicht, daß wir in den betr. Wörtern Formen des aramäischen Status emphaticus auf *-ā* zu sehen haben, was weiter zu der Annahme führen würde, daß die Griechen ihr Alphabet auf dem Landwege von den Aramäern Nordsyriens und Südkleinasiens erhalten hätten. Taylor nimmt sogar zwei Wege der Entlehnung an; nach ihm würden die sog. westlichen griechischen Alphabete (s. weiter unten) ihre Herkunft phönikischen Kaufleuten aus Tyrus und Sidon verdanken, die sog. östlichen, in erster Linie das ionische, würden dagegen von den Aramäern entlehnt worden sein und nach der allgemeinen Annahme des ionischen Alphabets in Griechenland (403 v. Chr.) ihre aramäischen Buchstabennamen die herrschenden geworden sein. Für noch wahrscheinlicher hält Taylor eine Hypothese, die sich auf die griechischen Münzgewichtsverhältnisse gründet. Da sich nämlich nachweisen läßt, daß das sog. leichte oder euböische Normalgewicht, ursprünglich aus Babylonien herstammend, durch die Aramäer über Lydien nach Euböa und Athen gelangte, das sog. schwere oder phocäische, aus Assyrien stammend, durch phönikische Kaufleute nach den ionischen Städten und den ägäischen Inseln

1) Der Versuch Wartenbergs (Die Herkunft der Buchstabenschrift, in: Korrespondenzbl. d. stenogr. Inst. 55. Dresden 1910, 276), die semitische Herkunft zu leugnen und die Buchstaben als „Urerbteil der indogermanischen Völker zu erweisen" ist völlig mißglückt, ebenso wie die ähnlichen Versuche Wilsers (Mannus IV, 1—2 (1912) und des Freiherrn von Lichtenberg (Ägäisch-Minoisch. Im amtl. Führer durch die Halle der Kultur der „Bugra". Leipz. 1914).

2) So Larfeld (Handb. d. gr. Epigr. I, 331), Ed. Meyer (Gesch. d. Altert. II, 382 Anm.) u. a.

3) Z. B. Wellhausen (in Bleeks Einl. in d. Alte Test.[4] [1878] S. 630), Taylor (The Alph. II, 24) u. a.

importiert wurde — Bereiche, die den Verbreitungsgebieten eben der westlichen und östlichen Dialekte entsprechen —, so meint Taylor, es könne sich der Import der Schrift auf den gleichen Wegen vollzogen haben. Als nun 403 das alte, auf aramäische Quelle zurückgehende athenische Alphabet zugunsten des ionischen aufgegeben wurde, seien die einheimischen aramäischen Namenformen, deren Kenntnis wir ja nur athenischen Grammatikern verdanken, beibehalten worden. Wichtig sei dabei auch die Tatsache, daß der uns von Herodot (I, 139) als dorisch überlieferte Name eines *s*-Lautes *san* jener Hypothese entsprechend nicht aramäische (**sana*), sondern phönikische Form aufweise. Als einen semitischen Akkusativ endlich, der in babylonischen Listen von Zeichennamen oft angetroffen werde, sieht Eisler[1]) das auslautende *-a* an — wobei er natürlich von der babylonischen Herkunft der Namen ausgeht.

So geistreich jene Hypothesen sind, so scheint uns doch Ed. Meyer[2]) mit Recht einige Gegengründe geltend zu machen. Er weist zunächst darauf hin, daß einige griechische Buchstabennamen wie z. B. *rhō* unzweifelhaft phönikisch seien (phönik. *rōš* ‚Kopf', aram. *rēš*); ferner darauf, daß die Aramäer für ihre Buchstabennamen gar nicht den Status emphaticus, sondern den endungslosen Status absolutus verwandt hätten. Somit glauben wir an der phönikischen Herkunft der griechischen Schrift festzuhalten berechtigt zu sein; das auslautende *-a* würde sich wohl am besten erklären aus der Abneigung der griechischen Sprache gegen konsonantischen Wortauslaut (außer *n*, *r*, *s*).

Fragen wir nun, wann diese Entlehnung erfolgt sein kann, so sind wir auf mehr oder minder unsichere Kombinationen angewiesen. Statt einer eingehenden Erörterung des schwierigen Problems begnügen wir uns damit, die Untersuchungsergebnisse Larfelds[3]) mit seinen eigenen Worten hier wiederzugeben: „(Da) die griechischen Kolonisten des westlichen Kleinasiens ihr Alphabet bereits aus den Heimatländern dorthin übernahmen, während die vordorische Bevölkerung des Peloponnes noch nicht im Besitz der Buchstabenschrift war, so muß die Aneignung des phönikischen Alphabets durch die Bewohner des östlichen hellenischen Festlandes und des Archipels während der anscheinend kurzen Zeitspanne, die zwischen dem Einbruch der Dorer in den Peloponnes und der Kolonisierung Kleinasiens liegt, mithin .... ungefähr im 11. vorchristlichen Jahrhundert stattgefunden haben." Bei dieser Ansetzung würde es sich auch verstehen lassen, daß das Alphabet der ältesten, etwa um die Mitte des 7. Jahrhunderts zu datierenden Inschriften bereits in hohem Grade entwickelt erscheint.

Das auf griechischen Boden verpflanzte semitische Alphabet war nicht ohne weiteres zur Wiedergabe der griechischen Sprachlaute verwendbar; vor allem machte sich der Mangel an Zeichen für Vokale bemerkbar, die in der griechischen Sprache im Gegensatz zu den semitischen eine den Konsonanten gleichwertige Stellung einnahmen. So wurden denn einige phönikische Konsonantenzeichen, für die die griechische Sprache keine entsprechenden Laute hatte, als Vokalzeichen verwendet, nämlich *āleph* für *a*, *hē* für *e* (für das *h*, den Spiritus asper, benutzte man das phönikische *ḥēt*), *'ajin* für *o*, *jōd* für *i*; für *u* wurde zwar das phönikische Zeichen für *wāw* benutzt, jedoch ans Ende des Alphabets (hinter *t*) gesetzt, weil auch ein konsonantisches *w* vorhanden war, für welches ein etwas differenziertes Zeichen geschaffen wurde, das die Stelle des alten *wāw* einnahm (s. Abb. 219, Spalte 8). Späterhin traten noch weitere Veränderungen ein, nämlich 1. die Bezeichnung der aspirierten Verschlußlaute (abgesehen von *th*, für das das phö-

1) The Introduction of the Cadmean Alphabet into the Aegean World etc. in: Journ. of the Roy. As. Soc. 1923, S. 70.
2) Gesch. des Altertums II, 382 Anm.
3) Handb. d. griech. Epigr. I, S. 341.

nikische *tēt* benutzt wurde) und einiger konsonantischen Doppellaute durch eigene Zeichen, 2. die noch jüngere Spaltung der *e*- und *o*-Vokale in die beiden Kürzen und Längen. Die beiden letztgenannten Modifikationen des alten Alphabets finden sich noch nicht in den ältesten Inschriften.

Phönik.		Archaisch. Griechisch		Östliches Griechisch			Westliches Griechisch		Klassisch. Alphabet	
Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert	Ionisch	Attisch	Lautwert	Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert
𐤀	'	Α Α	a	Α Α	Α Α	a	Α Α	a	Α	a
𐤁	b	𐌁 𐌂	b	Β	Β Β	b	Β Β	b	Β	b
𐤂	g	Γ Λ	g	Γ	Λ Λ	g	Λ C	g	Γ	g
𐤃	d	Δ Ρ	d	Δ	Δ	d	Δ D	d	Δ	d
𐤄	h	Ǝ Ε	e	Ε Ε	Ε Ε	ĕ	Ε Ε	ĕ	Ε	ĕ
𐤅	w	Υ Ϝ Ϝ	u	Υ V	Υ	u	Υ V F	u v	Υ	u, y
𐤆	z	Ι	z	Ι	Ι	z	Ι	z	Ι Ζ	z
𐤇	ḥ	Β Η	h	Η	Β Η	ē	Β Η	h	Η	ē
𐤈	ṭ	⊕ ⊙	th	⊕ ⊙	⊕ ⊙	th	⊗ ⊙	th	Θ	th
𐤉	j	ζ ζ	i	Ι	Ι	i	Ι	i	Ι	i
𐤊	k	Ϟ Κ	k	Κ Κ	Κ	k	Κ	k	Κ	k
𐤋	l	Ι Λ	l	Λ	Ι	l	Ι	l	Λ	l
𐤌	m	ᴍ 𐌌	m	Μ	Μ	m	ᴍ Μ	m	Μ	m
𐤍	n	𐌍 Ν	n	Ν Ν	Ν	n	Ν Ν	n	Ν	n
𐤎	s			Ξ		x			Ξ	x
𐤏	'	Ο	ŏ	Ο	Ο	ŏ	Ο	o	Ο	ŏ
𐤐	p	𐌐 Γ	p	Γ Π	Γ	p	Γ Π	p	Π	p
𐤑	ṣ	Μ Ϻ	s							
𐤒	q	Ϙ φ	q		Ϙ	q	Ϙ	q		
𐤓	r	Ϥ Ρ	r	Ρ	Ρ Ρ	r	Ρ Ρ	r	Ρ	r
𐤔	š	ϟ	s	ξ	ϟ	s	ϟ ξ	s	Σ	s
𐤕 ×	t	Τ	t	Τ	Τ	t	Τ	t	Τ	t
				Θ ϕ	Θ ϕ	ph	Θ ϕ	ph	Φ	ph
				Χ	Χ	kh	Χ +	x	Χ	kh
				Ψ Ψ		ps	Ψ Ψ	kh	Ψ	ps
		Ο	ō	Ω		ō			Ω	ō

Abb. 219.

Als solche haben wir die Inschriften anzusehen, die auf den Inseln Thera und Melos (Milo) gefunden worden sind[1]), ferner ein paar aus Athen und Kreta stammende. Die Zeit, der die Inschriften zuzuschreiben sind, wird die erste Hälfte des 7. vorchristl. Jahrh. sein. Das in ihnen angewandte Alphabet ist das sogenannte „archaische"; die Zeichen desselben — es kommen einige Varianten vor — sind Abb. 219, 3. Spalte wiedergegeben.

Die Geschichte des griechischen Alphabets wird nun dadurch etwas kompliziert, daß wir es nicht mit einer geradlinigen Weiterentwicklung dieses in den genannten Inschriften vorliegenden „archaischen" Schrifttypus zu tun haben, sondern daß sich bereits in den wenig jüngeren Inschriften verschiedene Lokalalphabete unterscheiden lassen. Die Verschiedenheit derselben wird vor allem dadurch begründet, wieweit sie die sog. Zusatzbuchstaben φ, χ, ψ und ξ (d. h. die Zeichen für die beiden Aspiraten *ph*, *kh* und die Konsonantengruppen *ps*, *ks*) aufweisen oder nicht und wie sich Form und Lautwert derselben zueinander verhalten. Auf Grund dieser Kriterien hat Kirchhoff[2]) die griechischen Alpabete in drei große Gruppen eingeteilt, nämlich 1. die Alphabete der dorischen Inseln des südlichen Archipels, 2. die östlichen Alphabete, 3. die westlichen Alphabete.

Die erste Gruppe enthält also die Alphabete der dorischen Inseln des südlichen Archipels, d. h. die Alphabete der Inschriften von Thera,

1) S. Böckh, Über die . . . in Thera entdeckten Inschriften (Sitzungsber. d. Berl. Ak. 1836, 41 ff.); Le Bas, Inscriptions des Iles de la Grèce; Tafel V.

2) Studien zur Geschichte des griechischen Alphabets.[4] 1887.

Melos, Kreta. Diese „archaischen“ Alphabete (s. Abb. 219) bewahren noch die urgriechische, mit Υ schließende Buchstabenfolge, ebenso die alten Buchstaben *san*, *qoppa*, das eckige *iōta* und das geschlossene *hēta*; die 4 Zusatzbuchstaben fehlen noch, statt ihrer schreibt man *ph*, *kh*, *ps*, *ks* bzw. *qs*. Ein aus dem Ο = *ŏ* differenziertes Zeichen für *ō* (*ōmega*), nämlich Ω, ist bereits vorhanden.

Die zweite Gruppe, die östlichen Alphabete umfassend, gliedert sich in zwei Untergruppen, zu deren erster die Alphabete der Westküste Kleinasiens (ionisches Alphabet, Abb. 219), der östlichen Hälfte der ägäischen Inseln und des nordöstlichen Peloponnes (Argos, Korinth, Megara u. a.) gehören, ferner aber auch die Schriften der ionischen Kolonien im ionischen Meer und auf Sizilien; zur zweiten Untergruppe gehören die Alphabete der nordwestlichen Kykladen sowie diejenigen von Attika (Abb. 219) mit Salamis und Ägina. In sämtlichen östlichen Alphabeten finden wir die beiden Zusatzzeichen Φ und Χ für *ph* und *kh*; für *ps* verwendet die erste Untergruppe das Zeichen Ψ (oder Ψ), während die zweite dafür ΦΣ (Σ = *s*) schreibt. Die erste Untergruppe kennt auch noch das pkönikische *sāmekh*, das sie in der Form Ξ für *ks* gebraucht, wogegen die zweite Untergruppe dafür die Zusammensetzung ΧΣ verwendet. Die dritte Gruppe enthält die westlichen Alphabete, nämlich diejenigen, welche auf dem Peloponnes (Abb. 219), in Böotien, Euböa und den nichtionischen Kolonien Siziliens und Süditaliens heimisch sind. Sie kennen wie die östlichen Alphabete das Zeichen Φ für *ph*, verwenden jedoch das Zeichen Ξ nicht und legen den Zeichen Χ (oder ⊹) und Ψ (oder Ψ) die Lautwerte *ks* bzw. *kh* bei, während *ps* entweder durch ein auf Arkadien und Lokris beschränktes eigenes Zeichen ⋇ oder durch *ps*, *φs* ersetzt wird.

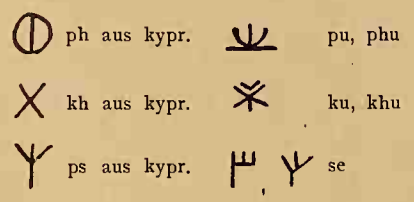
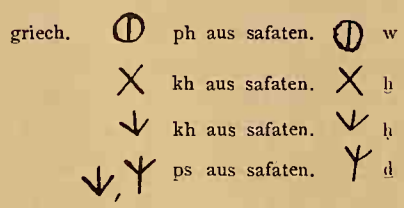


Abb. 220.



(Ψ ḍ konnte als dz aufgefaßt werden, dafür existierte bereits Ξ, also wurde es für einen anderen Doppelkonsonanten, nämlich ps benutzt.)

Abb. 221.

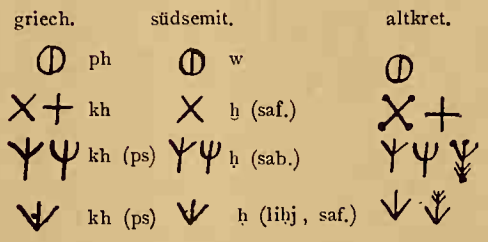


Abb. 222.

Auch die Vertretung der 4 semitischen Sibilanten im Griechischen zeigt lokale Verschiedenheiten. Während das phönikische *ʒajin* unterschiedslos durch Ι *ʒēta* wiedergegeben wird, wird das Zeichen für *sāmekh* in einem Teil der östlichen Dialekte, wie wir sahen, für den Doppellaut *ks* verwendet, erhält freilich nun auch einen andern Namen, nämlich *ksī*, der nach *pī* analogisch gebildet ist; das phönikische *ṣādē* lebt in den ältesten Inschriften von Thera, Kreta, Korinth, Argos fort als Μ, das auf die noch ursprünglichere, in dem sog. Caere-Alphabet[1]) erhaltene Form Μ zurückgeht. Der Name dieses Zeichens *san* (*šan*?) ist vielleicht aus dem phönikischen Namen *šin* für den 4. semitischen Zischlaut entstanden, wogegen dieser, der in der Form Σ, später Ϲ besonders in den ionischen Alphabeten, aber auch anderswo erhalten ist, den Namen des semitischen *sāmekh* als *sigma* bekommen hat. Die Gründe für einen derartigen Namentausch sind uns vorläufig noch unbekannt; vielleicht haben wir es

1) Dies westgriechische, eine Vorstufe der italischen Schriften darstellende Alphabet befindet sich auf einer in Cervetri bei Rom (dem alten Caere) gefundenen Vase. Es mag aus dem 7. oder 6. vorchristlichen Jahrhundert stammen. Vgl. die ital. Schriften.

mit gegenseitigen Einwirkungen und Ausgleichsprozessen der lokalen Alphabete zu tun. Es sei hier gleich erwähnt, daß das Zeichen für *san* auch nach der allgemeinen Annahme des ionischen Alphabets als Zahlzeichen für 900 fortgelebt hat. Zunächst finden wir es auf thrakischen Münzen vom 5.—2. Jahrhundert v. Chr. in der Form Ϻ = *s*, dann als Ϡ = 900 in einem Papyrus des 2. vorchristl. Jahrhunderts, woraus die Minuskelform ϡ und endlich ϡ entstand; der alte Name *san* wurde im Mittelalter zu *sampi* (aus *san* + *pi*).

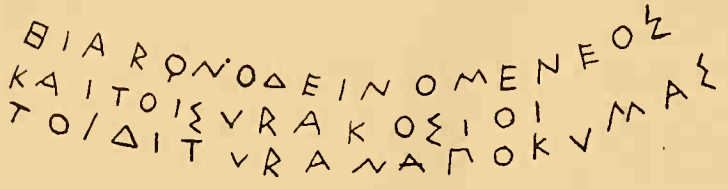
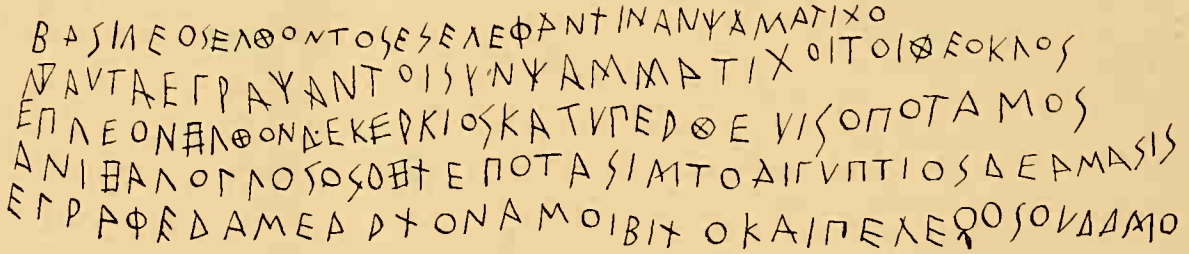


Abb. 223.

Wie oben gezeigt, unterscheiden sich die einzelnen Alphabetgruppen in erster Linie in der Verwendung der sog. Zusatzbuchstaben φ, χ, ψ. Es ergibt sich nun die Frage: Woher stammen diese Buchstaben?

Die Literatur über diese Frage ist ziemlich umfangreich. Die verschiedenen Lösungsversuche lassen sich in zwei Gruppen ordnen, solche, die eine Entstehung der drei Zeichen durch Differenzierung aus bereits vorhandenen griechischen Buchstaben behaupten und solche, die eine Entlehnung derselben aus nichtgriechischen Alphabeten annehmen. Nach der Ansicht der Gelehrten, die die Zusatzbuchstaben als aus einheimischen Zeichen differenziert ansehen, ist das Zeichen Φ = *ph* entweder aus ⊗ = *th* differenziert worden (so Lenormant, Taylor, Wilamowitz, Gardthausen, Kalinka, Earle) oder als eine Variante des Ϙ (oder ϙ) = *q* mit neu beigelegtem Lautwert anzusehen (Schlottmann, Clermont-



[βασιλεος ελθοντος ες Ελεφαντιναν Ψαματιχο
ταυτα εγραψαν τοι συν Ψαμματιχοι τοι Θεοκλ(ε)ος
επλεον ηλθον δε Κερκιος κατυπερθε υις ο ποταμος
ανιη αλογλοσος δ ηχε Ποτασιμτο Αιγυπτιος δε Αμασις
εγραφε δ αμε Αρχον Αμοιβιχο και Πελεφος ο Ϝδαμο]

Abb. 224.

Ganneau, Hinrichs, Larfeld); Χ = *kh* wird entweder als Differenzierung von Κ = *k* angesehen (Lenormant, Taylor, Hinrichs, Kalinka) oder als solche von ⊗ = *th* (Wilamowitz, Earle); Χ = *ks* als entstanden aus Ξ = *s*, *ks* (Taylor, Gardthausen, Kalinka) oder als vereinfacht aus der Schreibung ΧΞ für ξ (*ks*) (Clermont-Ganneau, Szanto); Ψ (oder Ψ) = *kh* als hervorgegangen aus Ϙ = *q* (Taylor) oder aus altsemitischem Ψ = *kaph* (Hinrichs) oder als vereinfacht aus ΦΒ für χ (*kh*) (Kalinka), Ψ (oder Ψ) = *ps* als differenziert aus Φ = *ph* (Taylor, Gardthausen, Kalinka) oder aus Υ = *u* (< semit. *wāw*) (Schlottmann, Clermont-Ganneau, Wilamowitz, Hinrichs, Larfeld). Larfeld sieht die beiden Zeichen für *kh* und *ps* als Veränderungen der beiden letzten Buchstaben des

griechischen Alphabets T = *t* und Y = *u* an, die sich für die Schaffung von Zusatzbuchstaben zunächst darböten[1]).

All diesen Hypothesen, unter denen die Entscheidung nicht leicht ist, stehen andere gegenüber, die die Zusatzbuchstaben aus verschiedenen außergriechischen Quellen herzuleiten suchen; so will Deecke[2]) das kyprische Syllabar als solche Quelle ansehen (vgl. Abb. 220), Praetorius[3]) die safatenischen Buchstaben, also ein südsemitisches Alphabet (s. Abb. 221), Evans[4]) endlich legt Zeichen verschiedener südsemitischer Alphabete zugrunde, für die er ihrerseits wieder die Urformen in der altkretischen Schrift sieht (Abb. 222). Uns scheint immer noch die Ableitung der neuen Zeichen aus eigenem Material das Wahrscheinlichste zu sein; die Art der Ableitung im einzelnen bedürfte freilich noch in verschiedenen Punkten der Klärung.

Die Unterschiede der oben charakterisierten drei Alphabetgruppen lassen sich bereits auf den ältesten Inschriften deutlich erkennen; als Beispiel einer solchen der westlichen Gruppe diene die auf Abb. 223 wiedergegebene, von Hiero I. von Syracus nach der Schlacht bei Cumae 474 v. Chr. auf einem etruskischen Bronzehelm angebrachte Weihinschrift für Zeus („Hiero, [Sohn] des Deinomenes, und die Syrakusaner [weihen] dem Zeus [diesen] etruskischen [Helm] nach [der Schlacht bei] Cumae"). Als älteste Inschriften in einem östlichen (ionischen) Alphabet gelten die Aufzeichnungen ionischer Griechen, die als Söldner im Heere Psammetichs I. oder II. (ca. 660—590 v. Chr.) von Ägypten in Abu Simbel (Ipsambul) an den Kolossalstatuen eines Felsen-

Capitalschr.		Unziale		Kursive		Minuskel		Mod. kleine Druckbuchst.	Moderne Kurrentschr.	
Lautwert	Zeichen	4. J. n. Chr.	9. J. n. Chr.	2. J. n. Chr.	7. J. n. Chr.	9. J. n. Chr.	12.-15. J. n. Chr.		Große Buchst.	Kleine Buchst.
a	A	λ	λ	λλ	∂œ	a	aa	α	A A	a a
b	B	B	B	β U	β u	u	uβe	β b	B	b β
g	Γ	Γ	Γ	ſ ſ	γ γ	γ	ɾſγ	γ ſ	G	g
d	Δ	Δ	Δ	δ δ	δ δ	δ	δ δ	δ	D	d
ĕ	E	E	E	E	ε ε 6	6	6 ε ε	ε	E E	ε
z	Z	Z	Z	Z	Z 33	Z 3	Z Z 3	ζ ζ	Z	J J
ē	H	H	H	H	h h	h	H h n η	η	H	n y
th	Θ	Θ	Θ	θ	θ ϑ ϑ	θ	θ ϑ ℓ	ϑ θ	ϑ	ϑ
i	I	I	Ï	I	ï ï ı	I ı	ï ı	ι	J J	ι
k	K	K	K	ϰ	h h	h	K ı K	κ	K	u κ
l	Λ	λ	Λ	λ	μ ℓ	ſ	λ λ	λ	L	λ λ
m	M	M	M	H μ	ϰ μ	μ	μ ш	μ	M	μ
n	N	N	N	N	∩ ν	μ μ	N γ γ	ν	N	ν
x	Ξ	Σ	Ξ	Ξ	33	3	ξ 3 ξ	ξ	Z	ȝ ȝ
ŏ	O	O	O	o	o	o	o	o	O	o
p	Π	π	Π	H	π ω	ϖ	π ϖ	π ϖ	Π	ϖ
r	P	P	P	P	ℓ	P	ϱ ρ ɾ	ρ	P	ρ
s	Σ	C	C	C	c c 6	σ C	σ ɾ ς	σ ς	L L	σ s
t	T	T	T	γ γ	τ τ	τ	τ T 7	τ ɾ	T	τ l
y	Y	Y	Y	Y Y	Y U	υ	υ ν	υ	U	υ
ph	Φ	Φ	Φ	ϕ	ϕ	ϕ	ϕ ϕ	φ	P	φ ψ
kh	X	X	X	χ	χ	λ	χ	χ	X	x z
ps	Ψ	ϯ	ϯ	ϯ	ϯ	ϯ	ϯ ψ	ψ	Y Ψ	y
ō	Ω	ω	W	ω	ω	ϖ	ω	ω	W	ω

Abb. 225.

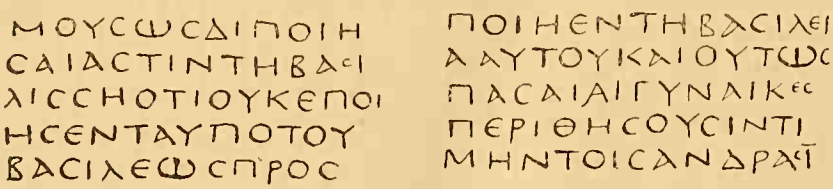
1) Über die bisher genannten Auffassungen vgl. Larfeld, Handb. d. griech. Epigraphik I, S. 368 ff.

2) Baumeister, Denkmäler des klass. Altertums I (1895), S. 51 ff.

3) Zur Geschichte des griech. Alphabets, in: Zeitschr. d. deutsch. morg. Gesellsch. 56 (1902) S. 676 ff.

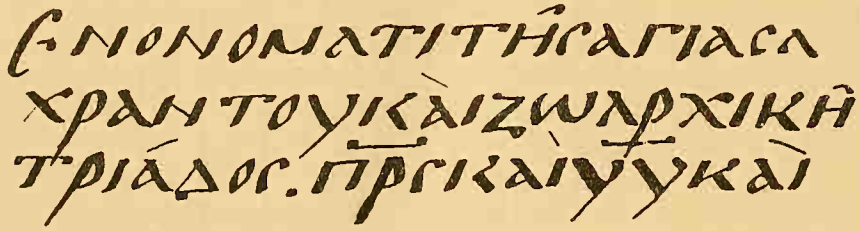
4) Scripta Minoa I (1909) S. 91—92; vgl. auch Dussaud, Les Arabes en Syrie avant l'Islam. 1907. S. 57—90.

tempels rohe Inschriften anbrachten, von denen 6 in phönikischer, 19 in griechischer und 3 in karischer Schrift geschrieben sind[1]). Die bedeutendste der griechischen, ein ionisches Alphabet aufweisenden Inschriften ist die auf Abb. 224 dargestellte; sie lautet in deutscher Übersetzung: „Als König Psammetich nach Elephantine kam, schrieben die Leute des Psammetich, des Sohnes des Theokles, dieses. Sie segelten und gelangten bis oberhalb Kerkis, soweit der Fluß es gestattete. Die Fremden führte Potasimto, die Ägypter Amasis. Der Schreiber war Archon, der Sohn des Amoibichos, und Peleqos, der Sohn des Eudamos." Zu beachten ist, daß in diesen ältesten ionischen Inschriften die Zusatzbuchstaben Φ Χ Ψ bereits vorhanden sind; das Zeichen für *qoppa* Ϙ ist noch im Gebrauch, Η kann noch *h*, aber auch bereits *ē* bezeichnen. Die ionische Schrift entwickelt sich ziemlich schnell weiter. In Inschriften des 6. Jahrhunderts aus Milet ist das *qoppa* gänzlich verschwunden, das lange *ō* wird als Ω von dem kurzen Ο unterschieden, und das anfangs noch Η, später Η geschriebene Zeichen drückt kein *h*, sondern nur noch *ē* aus. Das in Abu Simbel als Ϟ erscheinende *s* hat die Form Ϛ angenommen. Eine weitere Entwicklungsstufe zeigen Inschriften aus dem 5. Jahrhundert; mit Ausnahme der Zeichen für *k*, *m*, *n*, *s* haben die Buchstaben bereits die Formen, wie sie dem klassischen Alphabet eigen sind.



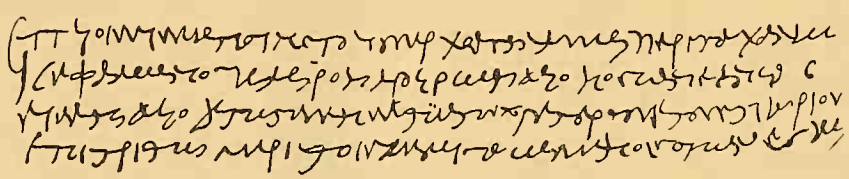
(Esther 1, 15).

Abb. 226.



[εν ονοματι της αγιας α-
χραντου και ζωαρχικ̃(ς)
τριαδος· π(ατ)ρ(ο)ς και υ(ιο)υ και]

Abb. 227.



[ἐγγυοις εἰς ἐκτισιν τον ὑπαρχοντα αὐτῃ περι τα χαλκω(ρυχεια
προτερον) | Κεφαλωνος κληρον ἀρουρων δυο ἢ ὁσων ἐαν ἢ . . . (. . . . .) |
εἰς ἐτη δυο ἀπο του ἐνεστωτος τεταρτου ἐτους Τιβεριου (Καισαρος) |
ἐπι τριτωι μερι τοις μεμισθωμενοις των ἐγβη(σομενων) |]

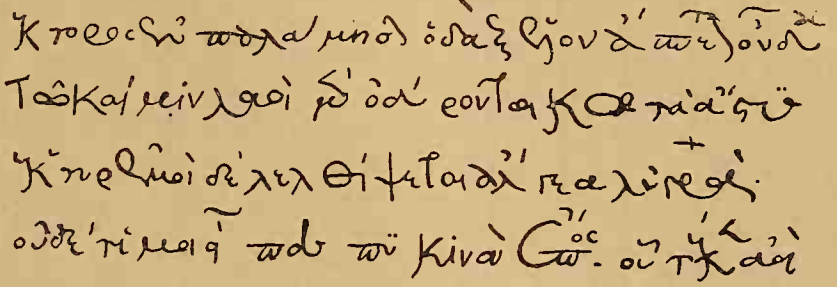
Abb. 228.

Im Jahre 403 v. Chr. wurden auf Antrag des Archinos unter dem Archontat des Eukleides in Athen die alten Gesetze in ionischer Schrift neu herausgegeben[2]). Das bedeutete die offizielle Annahme des ionischen Alphabets, von dessen Einfluß wir Spuren bereits seit der Mitte des 5. Jahrhundert in attischen Urkunden beobachten können, gleichzeitig aber auch das Ende der einheimischen Schriftform. Bald folgten auch die übrigen griechischen Staaten dem Beispiel Athens, so Böotien schon um 370, je weiter nach Westen, desto später freilich. Immerhin sind wir berechtigt, vom 4. Jahrh. ab von dem gemeingriechischen (klassischen) Alphabet

1) Abbildungen sämtlicher Inschriften bei Lepsius, Denkmäler aus Ägypten Bd. XII, Tafel 98 u. 99, No. 515—536. — Vgl. übrigens oben S. 117.

2) S. Larfeld, Handb. d. griech. Epigraphik II, 451.

zu reden, dessen Formen Abb. 219 zeigt. Seit dieser Zeit hat das Alphabet keine durchgreifenden Veränderungen, sondern nur noch paläographische Umgestaltungen erfahren, abgesehen davon, daß in der Kaiserzeit ein neues Zeichen ⊦ für den Hauchlaut *h* aufkommt, da das ursprüngliche Zeichen H bekanntlich zu *ē* geworden war. Schon während der 2. Hälfte des 4. vorchristlichen Jahrhunderts taucht in der ionischen Kolonie Heraclea in Lucanien die Schreibung ⊦HPAKΛHIΩN (Ἡρακλήιων) auf mit dem neuen, aus H durch Halbierung gebildeten „Spiritus asper", ohne daß letzterer zunächst allgemeine Verbreitung fand. Die Form ⊦ entwickelte sich im Mittelalter über L zu dem über den Vokal gesetzten Zeichen ᶜ. Ob der „Spiritus lenis" ⊣ ⌋ ↄ ebenfalls aus H gebildet wurde, ist nicht sicher.



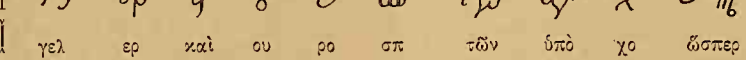
[Ἕκτορος ἐν παλαμῃσιν ἕδαξ ἕλυν ἀσπετον οὐδας — —
Τῷ και μιν λαοι μεν οδυρονται κατα αστυ — —
Ἕκτορ. Ἔμοι δε (μαλιστα) λελειψεται ἀλγεα λυγρα — —
οὐδε τι μοι εἰπες πυκινον ἐπος, οὑ τε κεν ἀει — —]

Ilias XXIV, 738. 740. 742. 744.

Abb. 229.

Wenn wir nun versuchen, im Folgenden die schwierige und weitläufige Geschichte der Weiterentwicklung des griechischen Alphabets bis ins Mittelalter und in die Neuzeit kurz zu skizzieren, so schließen wir uns im wesentlichen an Larfeld[1]), Wattenbach[2]), Taylor[3]) und Gardthausen[4]) an[5]).

Nach der Einführung des ionischen Alphabets in Athen (403) traten dort Tendenzen auf, die Schriftzeichen möglichst zu vereinfachen, oft in dem Grade, daß die Deutlichkeit der Schrift auf das schwerste leiden mußte. So konnte beispielsweise das Zeichen Λ als α, δ oder λ gelesen werden, Γ als γ, ε, π, ι sogar als γ, ε, η, π, ρ, τ, φ. Um 275 wurden diese Auswüchse durch eine kräftige Reaktion wieder beseitigt, dafür aber zeigte sich nunmehr ein Streben nach gesuchter Eleganz. Die Buchstaben wurden mit Zierstrichen versehen (Ĥ statt H) oder wiesen statt gerader gebrochene Linien auf (Λ statt A) usw.



γελ ερ και ου ρο σπ τῶν ὑπὸ χο ὥσπερ

Abb. 230.

Auch sonstige kleine Veränderungen kamen zum Vorschein, so Z statt Ξ, Θ statt Θ, später Π und ΠΙ statt Γ und Π, Σ statt Ϲ. In der römischen Kaiserzeit begannen einzelne Zeichen der uncialen und kursiven Schrift (Є statt E, C statt Σ) einzudringen, bis um etwa 120 v. Chr. eine neue Reaktion einsetzte, durch die eine archaisierende Tendenz herrschend wurde. Alte Buchstabenformen kamen wieder auf, die Formen wurden eckiger (◊ statt O, ϕ statt Φ), daneben aber ließ sich trotzdem das weitere Eindringen kursiver Formen, wie Є statt E, ω statt Ω u. a. nicht verhindern. Seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. sind die Formen der alten Monumentalschrift eigentlich nur noch eine Nachahmung der Kursive.

Die bisher in ihrer Entwicklung betrachtete Schrift ist eine Monumentalschrift, auch

1) Handbuch ff. I, 406 ff. II, 450 ff.
2) Anleitung zur griech. Palaeographie[2] (1877).
3) The Alphabet II, 145 ff.
4) Griechische Palaeographie[2] 1913.
5) Eine leicht zugängliche, vorzüglich ausgeführte Sammlung von Proben aus griechischen Handschriften vom 4. bis 16. Jahrh. ist de' Cavalieri u. Lietzmann, Specimina Codicum Graecorum. 1910.

Lapidarschrift oder, wenn sie in Handschriften verwendet wird, Capitalschrift genannt. Die Formen dieser Schrift sind in ihrer einfachen Geradlinigkeit sehr geeignet, in Steine eingemeißelt zu werden. Es ist daher leicht verständlich, daß zum Schreiben mit einem Schreibrohr oder Pinsel eine mehr gerundete, flüssigere Form der Zeichen bevorzugt wurde, wie wir sie zuerst in Papyri aus Ägypten und Herculanum oder in Inschriften auf Bleitafeln oder Tonscherben finden. Eine solche Schriftform wird Uncialschrift[1]) genannt. Die wichtigsten Denkmäler dieser Schrift (s. Abb. 225) sind die eben genannten Papyri aus Ägypten (Homerfragmente), Herculanum (Epikurfragmente u. a.) sowie die berühmten Bibelcodices: Codex Vaticanus (4. Jahrh.), Codex Sinaiticus (4. Jahrh.), Codex Alexandrinus (5. Jahrh.), Codex Ephraemiticus (5. Jahrh.). Im 9. Jahrhundert wird die Uncialschrift außer in kirchlichem Gebrauche verdrängt durch die Minuskelschrift (s. u.). — Einen frühen Typ der Uncialschrift gibt Abb. 226 (Cod. Sinait.), einen späten Abb. 227 (Psalterium Uspenskij aus dem Jahre 862).

Lautwert	Phryg.	Altwestgriech.	Lautwert	Phryg.	Altwestgriech.
a	4A	A	m	ᛖᛖ	ᛖ
b	B	B	n	ᚿ	ᚿ
g	ᚿ	ᚿᚴ	o	O	O
d	Δ	Δ	p	ᚴᚴ	ᚴ
e	ᛝE	ᛝE	r	ᚹP	ᚹP
v	ᚹF	F	s	ᛊᛊᛊ	ᛊᛊ
z	ᚴᛊᛊ	I	t	T	T
i	I	I	u	ᚠ	ᚠYV
k	ᚴK	ᚴ	ph	Φ	Φ
l	Λ	ᚳΛ			

Abb. 231.

Neben der Uncialschrift erscheint bereits in früher Zeit eine kursive Schrift, besonders häufig in Papyrusdokumenten sowie auf Topfscherben in Ägypten. Die frühesten uns bekannten Formen stammen aus dem 2. Jahrh. v. Chr. (Abb. 225). Die im allgemeinen wenig sorgfältige Schrift tritt uns in gepflegterer Form in dem Duktus der byzantinischen Kanzlei entgegen, den wir aus dem (echten?) Briefe Konstantins V. an den fränkischen König Pippin (8. Jahrh.) kennen. Auch von der Kursiven geben wir eine zusammenhängende Schriftprobe Abb. 228 (17 n. Chr.).

Seit dem 9. Jahrhundert machen sowohl die Uncial- wie die Kursivschrift einer neuen Form Platz, der sog. Minuskelschrift (s. Abb. 225), die zwar aus Elementen jener beiden besteht, aber doch einen besonderen Duktus darstellt. Den Übergang zur Minuskelschrift zeigt schon ein in Wien aufbewahrter Papyrus, der die Unterschriften der Bischöfe unter die Acta des Konzils zu Konstantinopel 680 enthält[2]). Als Buchschrift scheint die Minuskelschrift jedoch erst nach weiterer Ausbildung im 9. Jahrh. in Anwendung gekommen zu sein. In ihrer späteren Entwicklung (s. Abb. 229; die Handschrift stammt aus dem Jahre 1309) nähern sich die Formen mehr und mehr den noch heute gebräuchlichen „kleinen" Buchstaben (s. Abb. 225).

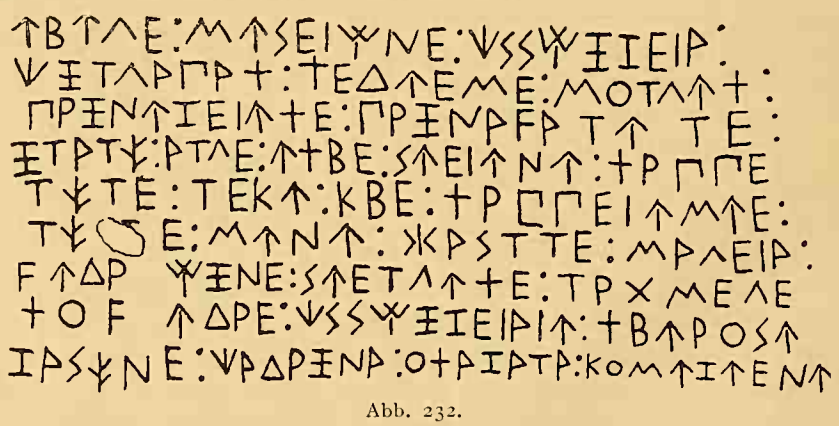


Abb. 232.

1) Von lat *uncia* = $^1/_{12}$ Fuß = 1 Zoll. Die Schrift soll so genannt worden sein nach einer tadelnden Bemerkung, die der heil. Hieronymus über die *litterae unciales* (zollhohe Buchstaben) der Prachthandschriften machte.

2) S. die Abbildung bei Wattenbach, Schrifttafeln. 1876/7. Tafel 9.

Daß in einigen Fällen Doppelformen vorliegen, erklärt sich aus der zweifachen Herkunft der Minuskelschrift; noch heute finden wir in einigen Drucken die Formen θ, ϖ, ϛ, wo andere ϑ, π, ζ haben. Im Falle des *Sigma* hat sich die Form ς als Finalform eingebürgert, wogegen σ als Anfangs- und Mittelform verwendet wird. Die in der Minuskelschrift sehr häufigen Abkürzungen und Ligaturen (einige Beispiele s. Abb. 230) sind seit dem 18. Jahrhundert in den Drucken meist wieder aufgegeben worden (bisweilen noch ϛ = στ, ϑ = ου). Das Neugriechische besitzt auch eine Kurrentschrift, d. h. eine der Druckschrift gegenüberstehende Schreibschrift, die zum Teil sich aus der Minuskelschrift entwickelt, teils sich in den Zeichenformen an diejenigen der entsprechenden lateinischen Laute angelehnt hat (s. Abb. 225).

Was die griechischen Akzente angeht (´ Acutus; `, seltener ¨ Gravis, ^ ⌒ ~ Zirkumflex), so sind diese in den Inschriften nicht vorhanden; sie sind überhaupt erst eine Erfindung des alexandrinischen Grammatikers Aristophanes Byzantius (ca. 200 v. Chr.) und seines Schülers Aristarch. Auch in den ältesten Handschriften wurden die Akzentzeichen noch wenig verwendet, sie fehlen in den meisten Papyrusurkunden.

No.	Lautwert	Lykisch	Altwestgriech.	No.	Lautwert	Lykisch	Altwestgriech.
1	a	𐊀	Α	16	n	𐊐	Ν
2	e	𐊁		17	r̃	Χ	(Χ)
3	b	Β b	ᛒ Β	18	ñ	𐊎	(Ξ)
4	β	𐊂		19	u	Ο	Ο
5	g	𐊃𐊄	ΓΛ	20	p	𐊑	Π
6	d	Δ	Δ	21	ʒ	◊	
7	i	Ε	ᛂ Ε	22	r	Ρ	ᚹ Ρ
8	w	F	F	23	s	𐊔	ᛊ
9	z	Ι	Ι	24	t	Τ	Τ
10	ϑ	Χ		25	τ	𐊕	
11	j	Ι	Ι	26	ã	𐊖𐊗𐊘	
12	c	𐊉	𐊉	27	ẽ	𐊙𐊚𐊛	
13	q	✱		28	h	+	(+)
14	l	Λ	ᛚ Λ	29	k	𐊜𐊝𐊞	𐊜𐊞
15	m	Μ	ᛗ Μ				

Abb. 233.

Abb. 234.

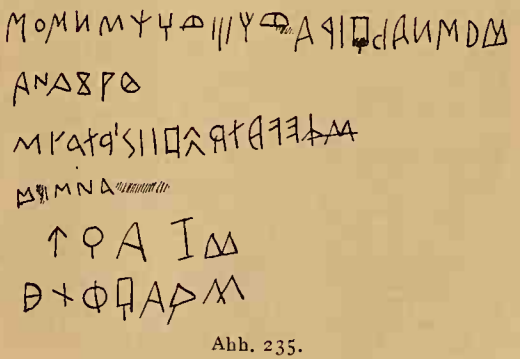


Abb. 235.

Aus dem griechischen Alphabet entlehnte Schriften.

Das griechische Alphabet ist seinerseits wieder der Ausgangspunkt einer Reihe von Schriften geworden, die sich über ganz Europa, ja sogar nach Vorderasien und Nordafrika verbreitet haben. Wir werden diese „sekundären" Entlehnungen weiterhin im einzelnen zu verfolgen haben.

Schon sehr früh gelangte die griechische Schrift zu den nichtgriechischen Völkern Kleinasiens, so zu den indogermanischen **Phrygern.** Von phrygischen Inschriften besitzen wir eine große Anzahl[1]), aus denen wir die phrygische, mit der thrakischen verwandte Sprache in zwei Entwicklungsstadien kennen lernen; die sog. altphrygischen Inschriften stammen etwa aus dem 6. vorchristl. Jahrhundert, die neuphrygischen erst aus römischer Zeit. Die altphrygischen Inschriften sind in einem besonderen Alphabet ge-

1) Die altphryg. Inschriften sind veröffentlicht worden von Ramsay in: Journ. of the Roy. Asiat. Soc. 1883, S. 100—135; vgl. dazu Ramsay in: Bezz. Beitr. 14, 308 ff., sowie Kretschmer in: Wiener Ztschr. f. d. Kunde d. Morgenl. 15, S. 116 ff. Über neuphryg. Inschriften s. Ramsay in: Kuhns Zeitschr. 28, S. 383 f.

schrieben, das jedoch außerordentliche Ähnlichkeit mit dem griechischen aufweist (Abb. 231). Aber auch nichtindogermanische Völker übernahmen die griechische Schrift, obwohl sie freilich damit zur Wiedergabe der Laute ihrer ganz anders gearteten Sprache nicht ausreichten, sondern eine mehr oder weniger große Zahl neuer Zeichen hinzuerfinden mußten. So ist es besonders der Fall bei dem Alphabet der **Lyker**, das wir aus sehr viel Inschriften[1]), die nunmehr vollständig lesbar, obwohl erst in ganz geringem Umfange deutbar sind, kennen (eine lykische Inschrift s. Abb. 232). Von dem Abb. 233 dargestellten Alphabet[2]) erweist sich ein großer Teil der Zeichen (nämlich Nr. 1, 3, 5—9, 11—12, 14—20, 22—24, 28—29) als identisch

Karisch		Altwestgriech.		Karisch		Altwestgriech.	
Lautwert	Zeichen	Zeichen	Lautwert	Lautwert	Zeichen	Zeichen	Lautwert
a			a	dh			
e				k			k
ĕ			e	l			l
ä			q	m, mi, me			m
ê			h, ē	n, ņ			n
â (ô)				ss			(ks)
ai				p			p
i?				r			r
o			o	s			s
u			u	t			t
ü w			ph	h			(kh)
f?				v, vu			
b			b	kh			kh
g			g	re			
d			d	?			
v			v	i			i
z			z	s			s
th			th				

Abb. 236.

mit den griechischen (Nr. 5 mit geringer Modifikation). Was die übrigen Zeichen betrifft, so sind sie wohl kaum als Entlehnungen aus dem kyprischen Silbenalphabet anzusehen, wie Taylor[3]) und Sayce[4]) annehmen, sondern als durch Differenzierung griechischer Buchstaben neu gebildete Zeichen; man vgl. die Zusammenstellung auf Abb. 234[5]). Übrigens ist beachtenswert, daß, wie das Zeichen Ψ = *k* (westgriech. = *kh*) beweist, die griechischen Buchstaben den Lykern nicht von Ionien aus übermittelt worden sind, sondern von den

1) Vollständigste Sammlung in Tituli Asiae minoris. Vol. I, von Kalinka. 1901.
2) Die Lautwerte sind nach Kalinka (s. vor. Anm.) S. 6—7 gegeben.
3) The Alphabet II, S. 112ff. — Noch weniger plausibel erscheint die von Evans, Scripta Minoa I, S. 66 vorgenommene Zusammenstellung lykischer Zeichen mit altkretischen; abgesehen davon, daß wir den lautlichen Wert der letzteren nicht kennen, macht auch die Vergleichung der Zeichenformen einen gezwungenen Eindruck.
4) Appendix III zu Schliemann, Ilios. 1880.
5) Nach Kalinka, Tituli .... S. 5.

Dorern, die ja die westgriechischen Formen benutzten. Es kommt hier nur die dorische Kolonie Rhodos als die gebende in Frage. Die Zeit der Übernahme dürfte, nach den Buchstabenformen der ältesten Inschriften (5. u. 4. Jahrh. v. Chr.) zu schließen, eher nach als vor 600 anzusetzen sein.

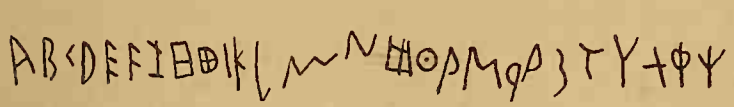
Ein zweites nichtindogermanisches Volk Kleinasiens, das wir im Besitze einer der griechischen ähnelnden Schrift antreffen, sind die **Karer**. Karische Inschriften aus bereits sehr früher Zeit (2. Hälfte des 7. Jahrh. v. Chr.) finden sich an den Kolossalstatuen zu Abu Simbel in Ägypten, die von karischen, in ägyptischen Diensten stehenden Söldnern angebracht worden sind (s. oben S. 117 und 161). Einige dieser Kritzeleien (*graffiti*) zeigt Abb. 235[1]). Andere Inschriften stammen aus Memphis und Abydos, aus Karien selber merkwürdigerweise nur eine einzige. Die griechischen Buchstaben des reichlich 30 Zeichen enthaltenden karischen Alphabets weisen ebenso wie diejenigen der lykischen Schrift auf Herkunft aus einem westgriechischen (dorischen) Alphabet (Ψ = *kh*), doch haben viele Buchstaben — vorausgesetzt, daß ihre Umschreibung richtig ist — den griechischen Lautwert durch einen anderen ersetzt (s. Abb. 236[2]). Auch die Erklärung der fremden Zeichen als durch Differenzierung griechischer entstanden stößt bei der karischen Schrift auf viel größere Schwierigkeiten als bei der lykischen. Sayce[3]) vermutet auch hier einen Zusammenhang mit der kyprischen Silbenschrift; die Karer wie die Lyker u. a. hätten vor der Adoption der griechischen Schriftzeichen eine mit der kyprischen verwandte Silbenschrift besessen und aus dieser einige Zeichen bewahrt. Auch die Formenähnlichkeit karischer Zeichen mit altkretischen ist nicht abzuweisen (s. Abb. 237)[4]). Und doch könnten auch diese Vergleiche trügerisch sein, zumal da die Lautwerte der karischen Zeichen noch nicht völlig sicher feststehen. So bergen denn nicht nur die Sprachen, sondern auch die Schriften des nichtgriechischen Kleinasiens und seiner Inseln noch manches ungelöste Rätsel.

Karisch		Alt-kretisch
Laut-wert	Zeichen	
e		
â		
ai		
m		
ss		
ü oder w		
i?		
?		

Abb. 237.

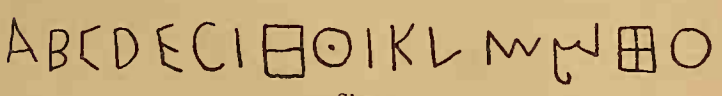
Abb. 238.

Noch viel mehr im Dunkeln tappen wir in bezug auf die Schriften (und Sprachen) der **Lyder, Myser, Kappadoker, Kiliker.** Die überaus geringen Reste ihrer Schriften gestatten uns nicht, uns ein klares Bild derselben zu verschaffen. Während die mysischen und kilikischen Schriftzeichen ganz von den griechischen abweichende Formen haben, weisen die lydischen und kappadokischen wenigstens in einigen Fällen auf griechische Herkunft. Wir können uns nicht weiter auf dieses problematische Gebiet einlassen, sondern begnügen uns damit, auf Ab-



Formello

Cervetri



Siena

Abb. 239.

1) Sayce, The Karian Language and Inscriptions in: Transactions of the Society of Bibl. Archaeology IX (1893), p. 112 ff. Plate I.

2) Nach Sayce a. a. O. S. 138.

3) A. a. O. S. 129 ff.; vgl. auch Sayce, The Karian and Lydian Inscriptions in: Proceedings of the Soc. of Bibl. Arch. XVII (1895), p. 39—43.

4) Evans, Scripta Minoa I, S. 66.

bild. 238 die einzige längere lydische Inschrift wiederzugeben, die von Sayce[1]) als *Alus Mrsbtl zul* gelesen und mit „Alys, Sohn des Myrsos“ übersetzt wird.

Abb. 240.

Während die aus dem Griechischen entlehnten Alphabete in Kleinasien nur ein räumlich und zeitlich beschränktes Dasein gehabt haben — sie wurden seit der Zeit Alexanders des Großen durch das rein griechische ersetzt — steht es ganz anders mit einer Gruppe von Alphabeten, die im Westen entlehnt wurden, und die wir zusammenfassen als

Italische Schriften.

Der in Rom schreibende Grieche Dionysius von Halikarnass (um Christi Geburt) berichtet, daß die Zeitgenossen des Servius Tullius dieselben Buchstaben benutzt hätten, wie die alten Griechen (οἷς τὸ παλαιὸν ἡ Ἑλλὰς ἐχρᾶτο)[2]). Man war sich also damals darüber klar, daß das altitalische und altgriechische Alphabet ein und dasselbe seien. Und diesen Tatbestand hat auch die moderne Forschung als unzweifelhaft festgestellt. Es sind uns nämlich glücklicherweise an mehreren Stellen Südetruriens Alphabete überliefert worden, die aus einer sehr frühen Zeit, vielleicht aus dem 8.—7. Jahrhundert stammen[3]) und die uns eine Urform der italischen Schrift erkennen lassen, aus der sich alle bekannten späteren Alphabete ableiten lassen. Es handelt sich 1. um zwei auf einer in Formello gefundenen Vase angebrachte fast identische Alphabete, 2. um das Alphabet, das den Boden der in Cervetri (dem alten Caere) gefundenen Flasche (die Vase Regolini-Galassi) bedeckt und als Caere-Alphabet bezeichnet worden ist, 3. um das auf einer Felswand eines etruskischen Grabes in der Nähe von Siena befindliche Alphabet, das leider nur bis O reicht. Abb. 239 stellt die verschiedenen Alphabete dar; sie stimmen, wie man sieht, untereinander im großen und ganzen überein. Mommsen[4]) hat zuerst darauf hingewiesen, daß die Form dieser

1) Proc. of the Soc. of Bibl. Arch. XVII, p. 42.
2) Arch. 4, 26.
3) Helbig, Ann. d. Inst. 1876, 227. Müller-Deecke, Die Etrusker II, 560.
4) Bull. d. inst. arch. 1882, S. 91.

Alphabete derjenigen des ältesten griechischen Alphabets fast genau entspricht und zwar — wie Kirchhoff in seinen oft zitierten „Studien" endgültig bewiesen hat — genauer dem alten westgriechischen Alphabet, wie es sich in den dorisch-chalkidischen Inschriften darstellt. Das wichtigste Kriterium dafür ist der Umstand, daß in den italischen Alphabeten das Zeichen X wie in dem westgriechischen stets den Lautwert *x* (*ks*) hat, nicht *kh* wie im ostgriechischen Alphabet. Auch andere Kennzeichen wie die Form D (ostgr. Δ), ⊢ (ostgr. Λ) u. a. weisen auf den gleichen Ursprung hin. Eigentümlich freilich ist, daß neben dem X an 24. Stelle des Alphabets an der 15. Stelle, dem ostgriechischen Ξ und phönik. Ξ entsprechend, das Zeichen ⊞ erscheint. Diese Doppeltheit läßt sich wohl nur so erklären, daß man annimmt, „das 15. Zeichen des phönikisch-griechischen Uralphabets hatte damals seinen Buchstabenwert bereits verloren und wurde nur noch als toter Buchstabe beibehalten, bis er dann später an richtiger Stelle (15.) als Zahlenbuchstabe für 60 wieder Verwendung fand"[1]).

Wann ist das griechische Alphabet nach Italien gekommen?

Da die Herkunft aus dem westgriechischen und speziell dem chalkidischen (euböischen) Alphabet seit Kirchhoff feststeht, so können nur chalkidische Kolonien in Italien die Vermittler gewesen sein. Die chalkidischen Kolonien in Graecia Magna und auf Sizilien sind freilich nicht vor dem Ende des 8. Jahrh., vielleicht noch später, gegründet worden, können also nicht in Betracht kommen. In frühere Zeit jedoch (9.—8. Jahrh.) geht die Gründung der Kolonie Cumae (Κύμη) zurück, aus der wiederum Neapolis erwachsen ist. Und von Cumae aus scheinen die Italiker ihr Alphabet erhalten zu haben, das wir in den ältesten Inschriften (ca. 600) bereits in verschiedenen Formen differenziert wieder antreffen; in einem Zeitraume von etwa zwei Jahrhunderten konnte eine solche Differenzierung sehr wohl stattfinden.

Zur Zeit, aus der die ältesten italischen Inschriften stammen, hatten sich wie gesagt bereits verschiedene Alphabete aus dem ursprünglich übernommenen, von Taylor pelasgisch, von Gardthausen **proto-tyrrhenisch** genannten Alphabet (s. Abb. 240) herausgebildet. Wir können zunächst zwei große Gruppen von Alphabeten unterscheiden; zu der ersteren gehört die etruskische und die umbrische, zu der zweiten die faliskische und die lateinische Schrift, während die oskische eine Art Mittelstellung zwischen beiden einnimmt, jedoch der ersteren näher steht. Außer diesen Alphabeten sind freilich noch verschiedene andere auf italischem Boden verwendet worden, deren Verwandtschaftsverhältnisse untereinander und zu den übrigen italischen Schriften freilich noch nicht endgültig geklärt sind. Pauli[2]) hält das venetische Alphabet (Besonderheiten: ⋔ = Z, ||| = H, ⊙ = O, D = R, X = T, Λ = V), das sog. Alphabet von Sondrio (Λ = L, ⅂ = P, ⋔ = Z, W = M, ⅄ oder ⅄ = V) und das sabellische Alphabet (⊔⊓ = B, ⊓ und ||| = H, W = M, ⊠ oder ⋈ oder ⋉ = ś, ◇ oder ◇ oder □ = O u. a.) für untereinander und mit den übrigen italischen Alphabeten völlig unverwandt. Er bringt sie vielmehr in direkten Zusammenhang mit griechischen Alphabeten, und zwar das erstere mit dem eleischen, das zweite mit dem von Thera und Melos. Neuerdings hat Sommer[3]) jedoch nachgewiesen, daß das venetische Alphabet und dasjenige von Sondrio beide aus dem etruskischen Alphabet abzuleiten sind, das seinerseits aus dem kontinentalen Mittelgriechenland (Phokis) stammen soll, dem Ausgangspunkte ebenfalls des griechischen Alphabets von Elis. Die der griechischen in ganz besonderem Grade ähnliche messapische Schrift in Kalabrien soll nach Pauli aus dem Alphabet der Lokrer stammen. Doch sind das alles nur sehr wenig gesicherte Behauptungen, die um so problematischer bleiben, als noch nicht einmal von allen Zeichen der genaue Lautwert feststeht.

1) Gardthausen, Ursprung u. Entw. d. griech.-lat. Schrift, in: Germ.-Rom. Monatsschr. I, (1909), S. 338.
2) Altital. Forschungen III.
3) Zur venetischen Schrift u. Sprache, in: Idg. Forsch. 42 (1924), 90f.

Wir tun also gut, uns auf die obengenannten fünf Alphabete zu beschränken (Abb. 240). Obwohl alle aus einer Quelle stammend, haben sich doch im Laufe der Entwicklung nicht unwesentliche Verschiedenheiten herausgebildet[1]). Der Hauptunterschied der beiden Alphabetgruppen besteht darin, daß die erstere (Etruskisch, Umbrisch und dazu Oskisch) ein neues Zeichen für *f* gebildet hat, nämlich ⋄, da das alte griechische Ϝ seinen *v*-Laut beibehielt, während es in der zweiten Gruppe *f* bezeichnete und für *v* und *u* das gleiche Zeichen Ⅴ diente. Ursprünglich war ja dem Griechischen der Laut *f* fremd. Um ihn darzustellen benutzten die Italiker die Buchstabenverbindung ⊟ (*vh*), woraus durch Weglassung des zweiten Buchstabens das lateinische ꟻ = *f*, durch Weglassung des ersten und Umformung des zweiten das etruskische ⋄ entstanden ist. Ferner fehlen der ersteren Gruppe die Zeichen O, Χ (= *x*) und Ϙ (= *q*), und die Form des *h* ist stets geschlossen ⊟. Während das Etruskische die Zeichen für die stimmhaften Verschlußlaute *b*, *d*, *g* aufgegeben hat, das Umbrische wenigstens für *d* und *g*, hat die zweite Gruppe dieselben bewahrt (dem Faliskischen fehlt *b*), dafür aber die Zeichen für die Aspiraten *kh*, *ph*, *th* aufgegeben, die wiederum im Etruskischen erhalten sind (↓ *kh*, Φ oder φ *ph*, ⊗ oder Θ *th*). Sowohl im Etruskischen wie im Umbrischen sind beide *s*-Laute (*san* und *sigma*) erhalten, in den übrigen Schriften nur *sigma*. Aus dieser kurzen Charakteristik geht klar hervor, daß das etruskische Alphabet und das lateinische am weitesten voneinander abweichen. Die Spaltung des proto-tyrrhenischen Alphabets in die beiden Hauptzweige muß sich also wohl schon früh vollzogen haben. Ausgeschlossen ist jedenfalls die Ansicht Bréals[2]), daß die Latiner ihr Alphabet erst von den Etruskern sekundär entlehnt hätten.

Die Entlehnung des chalkidischen Alphabets muß erfolgt sein, als die Schriftrichtung desselben noch linksläufig war. Diese Richtung ist von den Etruskern, Oskern, Umbrern und Faliskern beibehalten worden. Im Lateinischen ist es so, daß die ältesten Inschriften die Richtung von rechts nach links zeigen, ein paar allerdings *būstrophēdon* geschrieben sind. Später — seit Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. etwa — herrscht allein die rechtsläufige Schriftrichtung.

Das **etruskische Alphabet** ist uns aus einer Fülle von meist freilich nur kurzen Inschriften bekannt, auch die Reihenfolge der einzelnen Buchstaben, da das Alphabet sich mehrfach auf Vasen eingeritzt findet. Abb. 241 zeigt das Alphabet, wie es sich auf der in Grosseto aufbewahrten „Chigi-Vase" vorfindet.

Das Verständnis der Inschriften ist freilich noch immer äußerst unbefriedigend zu nennen trotz des auf sie verwandten Scharfsinns. Das liegt daran, daß die etruskische Sprache bis jetzt noch isoliert dasteht; alle Versuche, sie mit andern bekannten Sprachen in Zusammenhang zu bringen, sind bisher noch ohne Erfolg geblieben, so daß die Inschriften im wesentlichen aus sich selbst heraus entziffert werden müssen[3]).

Daß die Etrusker mit der vorgriechischen Bevölkerung der Küsten und Inseln des östlichen Mittelmeeres verwandt sind, dürfte mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit anzunehmen sein. Dafür würde auch sprechen, daß sich auf der kleinasiatischen Insel Lemnos eine aus der 2. Hälfte des 7. vorchristlichen Jahrhunderts stammende Inschrift gefunden hat (s. Abb. 242), im ionischen Alphabet geschrieben, deren im einzelnen noch rätselhafte Sprache doch ganz merkwürdige Anklänge an das Etruskische zeigt[4]). Genaueres jedoch über die Sprach- und

1) Eine knappe, aber reich mit bibliographischen Angaben versehene Skizze sämtlicher italischen Alphabete gibt Johs. Schmidt in Pauly-Wissowas Realencyclopädie d. klass. Altertumswiss. Bd. I, Sp. 1616 ff.

2) Mém. de la Soc. de Lingu. VII, S. 129 ff. u. 149 ff.

3) Vgl. die ausgezeichnete Darstellung der ganzen etruskologischen Probleme von Skutsch in Pauly-Wissowas Real-Encyclopädie der klass. Altertumswiss. Bd. VI, Sp. 730 ff.

4) Vgl. Pauli, Altital. Forschungen Bd. II, 1—2 (1886. 1894).

Rassenverwandtschaft der Etrusker mit jener „pelasgischen“ Urbevölkerung weiß die Wissenschaft freilich bislang noch nicht zu sagen.

Das mit dem etruskischen nahe verwandte **umbrische Alphabet** kennen wir, von kleineren Inschriften abgesehen, aus den sieben Erztafeln von Iguvium, die einen umfangreichen Ritualtext enthalten, von dem reichlich die Hälfte in umbrischer Schrift, der übrige Teil in lateinischer aufgezeichnet ist. Als besondere Eigentümlichkeiten des Alphabets wären zu erwähnen 1. die aus D neugebildete Form ꟼ für einen im lateinisch geschriebenen Text der genannten Tafeln mit *rs* bezeichneten Laut und 2. die Form ɗ für ein stark palatales *k* (*č*); 3. die Form D = *r*; 4. ⅁ = *z*, während *f* durch ⊐ bezeichnet wurde (wie etruskisch und oskisch). Unsere Kenntnis des **oskischen Alphabets** beruht abgesehen von kleineren Denkmälern auf der Weihinschrift von Agnone und dem *cippus Abellanus* (einen Tempelvertrag zwischen Nola und Abella enthaltend). An besonderen Zeichenformen wäre die Neubildung Ꭱ für *d* zu erwähnen, wogegen D den Lautwert *r* hat.

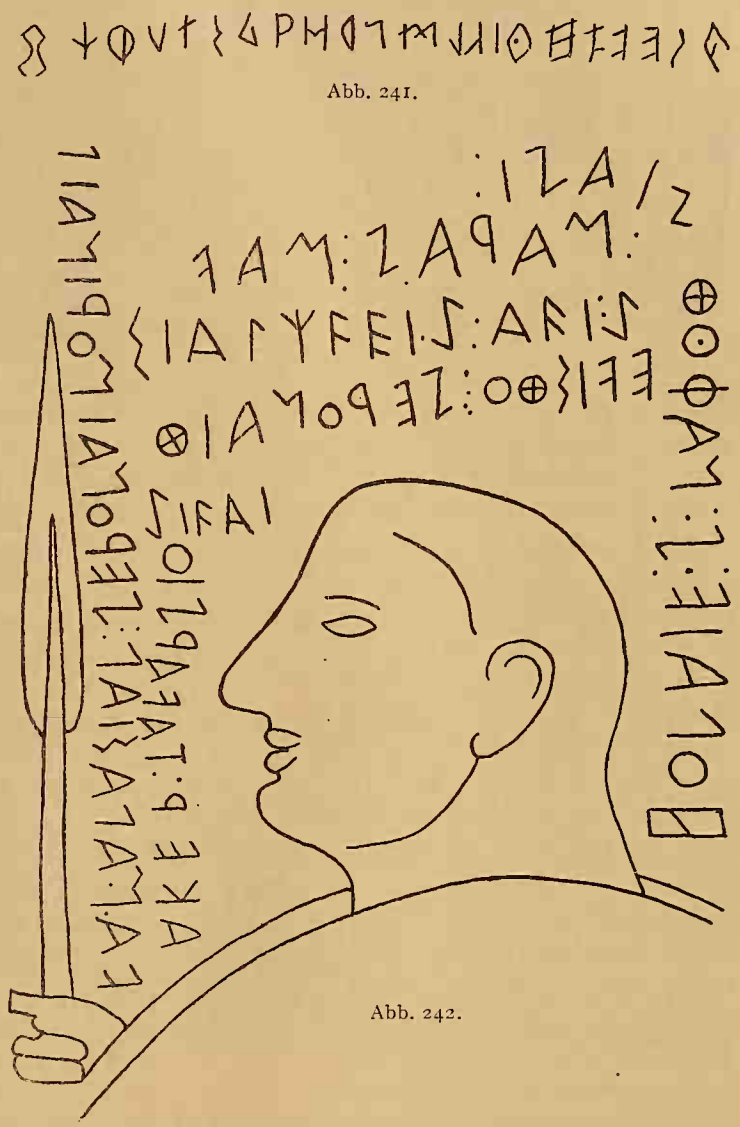


Abb. 241.

Abb. 242.

Eingekeilt zwischen das Oskische — in Samnium, Campanien, Lucanien — und das Etruskische — nördlich vom Tiber — lag das Sprachgebiet des Lateinischen und Faliskischen. Daß das **faliskische Alphabet** mit dem lateinischen nahe verwandt ist, wurde bereits betont. An abweichenden Buchstabenformen wären zu erwähnen die eigentümlichen Zeichen für *a*, *f*, *z* und *t*. Auch die faliskische Sprache war mit der lateinischen so eng verschwistert, daß man sie wohl als bloße Mundart dieser ansehen kann; man vgl. den faliskischen Satz: *foied uino pipafo, cra carefo* mit der entsprechenden lateinischen Form: *hodie uinum bibam, cras carebo.*

Wir kommen endlich zu dem letzten der fünf Hauptalphabete, dem **lateinischen.** Das lateinische Alphabet hat eine geradezu unermeßliche Bedeutung gewonnen; nachdem es allmählich sämtliche übrigen italischen Schriften verdrängt hatte, wurde es die Schrift der westlichen Hälfte des großen römischen Weltreiches, und durch Vermittlung des römischen Christentums ist es schließlich zur alleinigen Schrift fast ganz Europas mit Ausnahme des öst-

lichen und südöstlichen Teiles geworden, ja darüber hinaus die Schrift eines erheblichen Gebietes anderer Erdteile, vor allem Amerikas. Und das Seltsame dabei ist, daß, wie wir sehen werden, die altlateinischen Buchstabenformen nahezu unverändert geblieben sind während des gewaltigen Zeitraumes der Entwicklung, den wir übersehen können. Nicht ein zweites Mal finden wir eine solche Starrheit der Form in der Schriftentwicklung auf der ganzen Erde, selbst nicht in China. Das schließt freilich nicht aus, daß sich neben den so unverändert erhaltenen Kapitalformen eine Menge von kursiven Abarten der Schrift herausgebildet hat, wie wir noch sehen werden.

Abb. 243.

Das lateinische Alphabet (s. Abb. 240) enthielt in seiner ältesten Form 21 Buchstaben. Da die lateinische Sprache keine aspirierten Tenues *th*, *ph*, *kh* besaß, so wurden diese Zeichen als überflüssig aus dem ursprünglichen Alphabet getilgt, wurden jedoch als Zahlzeichen weiter benutzt. So wurde Θ über Ɔ zu C = 100 (zufällig übereinstimmend mit dem Anlaut von *centum* „hundert"), Φ bedeutete 1000 und wurde unter dem Einfluß des Wortes *mille* „tausend" zu M umgeformt, außerdem wurde es halbiert zu D = 500. Aus dem Zeichen Ψ für *kh* wurde ↓, ⊥ und schließlich L = 50. Wenn die Römer nun griechische Wörter schreiben wollten, die eine Aspirata enthielten, so nahmen sie ursprünglich statt dieser die entsprechende Tenuis, also PILEMO = Φιλήμων; später als die Kenntnis des Griechischen in Rom heimisch wurde, erfand man die Schreibungen CH, PH, TH. Daß im Lateinischen das alte Zeichen für *v*, das Digamma F, zur Wiedergabe von *f* benutzt wurde und *v* das gleiche Zeichen hatte wie *u* V aus Y wurde schon früher gesagt. Daß F nur eine Abkürzung aus der früheren Schreibung FH ist, geht daraus hervor, daß in einer der ältesten Inschriften, derjenigen der sog. Manios-Spange, statt *f* tatsächlich FH geschrieben ist in FHEFHAKED = *fecit*.

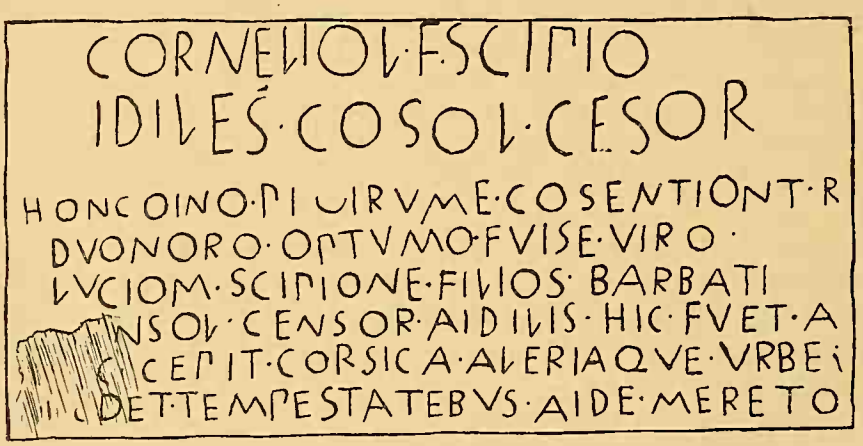


Abb. 244.

Das in unserer Tabelle (Abb. 240) in Klammern aufgeführte Ⱶ kommt zwar in den alten Inschriften nicht vor, seine Existenz wird aber durch die Überlieferung der römischen Grammatiker sichergestellt. Nachdem jedoch der Laut des ʒ (stimmhaftes *s*) in der lateinischen Sprache zu *r* geworden war — ein Prozeß, der wohl um die Mitte des 4. vorchristl. Jahrh. abgeschlossen gewesen sein mag[1]) — wurde der Buchstabe Ⱶ beseitigt, nach der Überlieferung durch den Zensor Appius Claudius Caecus (312 v. Chr.). In griechischen Wörtern wurde das ζ zunächst

1) Sommer, Handb. d. lat. Laut- u. Formenlehre (1902) S. 119.

durch *s* wiedergegeben, bis im letzten Jahrhundert v. Chr. Z in dieser Form wieder aus der griechischen Schrift eingeführt wurde, gleichzeitig übrigens mit Y (= *ü*). — Die wichtigste Neuerung betraf die Zeichen für die *k*-Laute. Das ererbte Zeichen für den stimmhaften velaren Verschlußlaut *g* war < bezw. C. Merkwürdigerweise — vielleicht nach etruskischem Muster, wo man die stimmhaften und stimmlosen Verschlußlaute nicht unterschied — wurde das gleiche Zeichen von den Römern auch zur Wiedergabe des stimmlosen *k* benutzt. Nun gab es aber dafür schon zwei Zeichen, nämlich K und Q (*q*). Wie nun letzteres Zeichen schon im Griechischen in der Regel vor labialen Vokalen (*u*, *o*) gebraucht wurde, so geschah es auch im Lateinischen (vgl. MARQVS), und nun scheint eine weitere Differenzierung eingeführt worden zu sein, indem man K vor Konsonanten und *a*, C vor den palatalen Vokalen *e*, *i* schrieb (LOCI aber LOKA). Allein schon von Anfang an nicht konsequent durchgeführt, wurde diese Regelung bald wieder aufgegeben zugunsten einer einfacheren Schreibweise: C wurde das allgemeine Zeichen für den *k*-Laut, Q auf die Verbindung mit V beschränkt und K nur noch in wenigen Wörtern vor A geschrieben. Die doppelte Verwendung des Buchstabens C für *k* und *g* muß auf die Dauer als störend empfunden worden sein; daher wurde aus C durch Hinzufügung eines Striches eine neue Form G geschaffen für das stimmhafte *g*. Wann dies geschah, läßt sich nicht genau feststellen, jedenfalls vor 298 v. Chr., da das Zeichen G bereits in der aus diesem Jahre stammenden Scipionen-Inschrift erscheint. Nur in den beiden Abkürzungen C. = *Gaius* und CN. = *Gneius* blieb C in der Geltung *g* erhalten. — Schließlich sei noch erwähnt, daß das älteste Zeichen für *m* die Form ⋮ hatte, die sich in der Abkürzung M' = *Manius* erhalten hat.

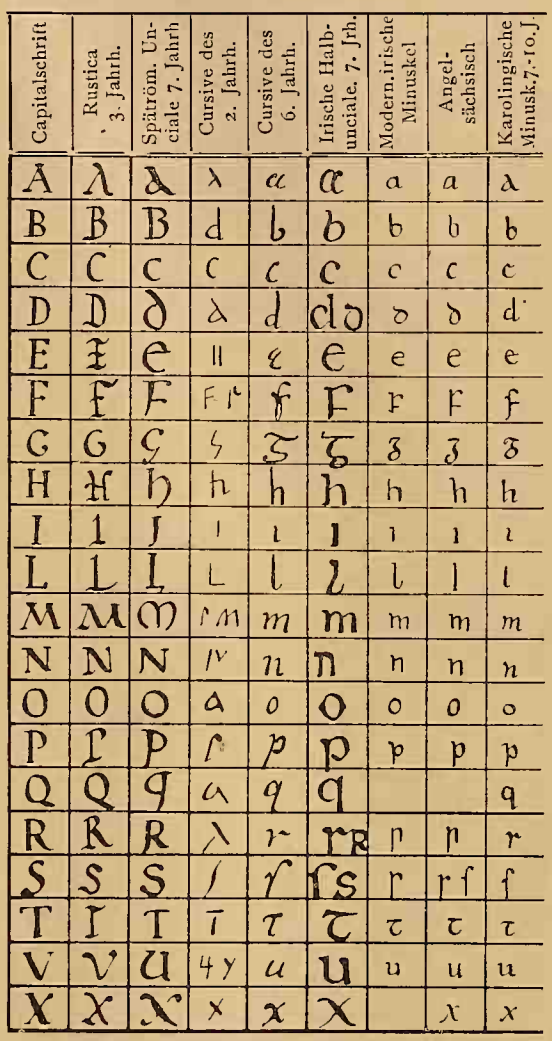


Abb. 245.

Auch in späterer Zeit wurden noch ein paarmal Versuche gemacht, neue Schriftzeichen zu schaffen. So wünschte der unter dem Kaiser Augustus lebende Grammatiker Verrius Flaccus, daß das verklingende auslautende *m* vor vokalischem Anlaut mit M geschrieben werden solle. Ja der für grammatische Dinge sehr interessierte Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) versuchte gleich drei neue Buchstaben einzuführen, nämlich Ⅎ für das konsonantische V (*v*) im Gegensatz zum vokalischen V (*u*), des weiteren ⊦ für den Mittellaut zwischen *u* und *i* in Wörtern wie *lacruma* neben *lacrima*, *lubet* neben *libet* u. a., endlich ↄ für die Konsonantengruppe *ps*. Die beiden ersteren claudianischen Neuerungen finden sich auf Inschriften seiner Zeit, dauernden Erfolg haben weder seine Bestrebungen noch die des Verrius Flaccus gehabt.

Was die Namen der lateinischen Buchstaben angeht, so leben die griechischen Bezeichnungen

in ihnen nicht fort mit Ausnahme von *zet* (*zed*), in dem das griechische ζῆτα zu erkennen ist, und *jod* aus ἰῶτα. Im übrigen wurden die Vokalbuchstaben mit ihrem bloßen Laut benannt, während die Konsonantenbuchstaben aus der Verbindung des betr. Konsonanten mit einem vorhergehenden (z. B. *ef*) oder folgenden (z. B. *be*) Vokal (meist *e*, doch *ha*, *ka*, *qu*) bestanden. Der Name *ix* scheint eine Verdrehung des griechischen *xi* zu sein; *ypsilon* ist natürlich der unveränderte griechische Name.

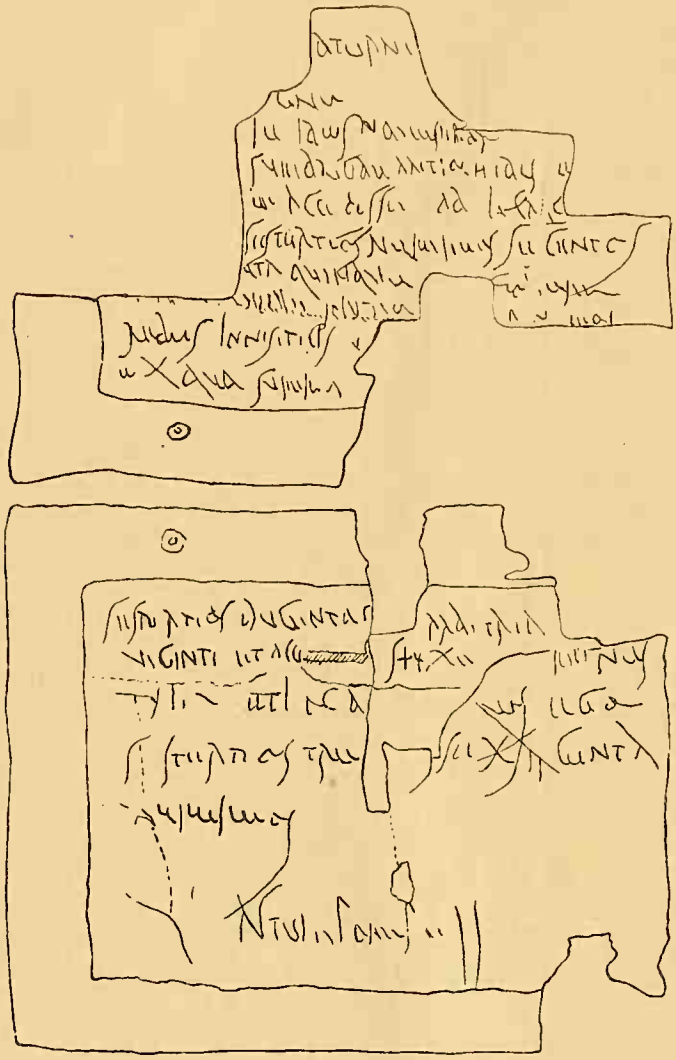


Abb. 246.

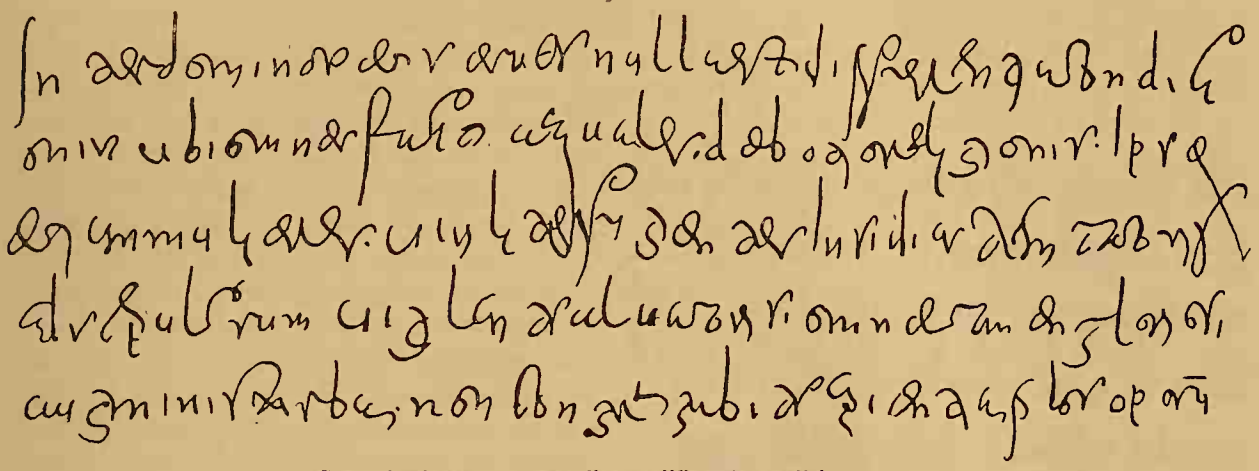
Das lateinische Alphabet ist uns etwa seit 600 v. Chr. bekannt. Das älteste Denkmal ist das sog. Grab des Romulus oder der schwarze Stein, der an der Stelle des alten römischen Forums gefunden wurde und eine *būstrophēdon* geschriebene, leider stark verstümmelte und darum noch nicht mit Sicherheit verstandene Inschrift enthält (s. Abb. 243). Die Inschrift wird um das Jahr 600, also noch in die römische Königszeit, datiert. Als zweitälteste Inschrift folgt die sog. Duenos-Inschrift der Dresselschen Vase. Letztere besteht aus drei miteinander verbundenen Näpfen, um deren Außenseite eine linksläufige Schrift sich hinzieht. Auch diese, wohl aus dem 4. vorchristl. Jahrhundert stammende Inschrift ist schwer verständlich. Weitere alte Inschriften enthalten die sog. Manios-Spange von Praeneste (linksläufig geschrieben) und die Bronze vom Fuciner See (*būstrophēdon*). Bereits jünger, aber aus ihrer Zeit doch noch vereinzelt dastehend sind die Grabinschriften der Scipionen (s. Abb. 244, Epitaph des L. Cornelius Scipio, Konsul im Jahre 259 v. Chr.) und das *Senatusconsultum de Bacchanalibus* (186 v. Chr.).

Die Form der lateinischen Schrift[1]), wie sie uns in den Inschriften auf Stein, Ton, Metall usw. entgegentritt, ist die sog. Capitalschrift, wie wir sie auch bei der griechischen Schrift kennen gelernt haben. Auch in den ältesten Codices finden wir diesen Duktus angewandt, freilich außer der alten Monumentalschrift bereits eine Abart derselben, die Rustica (s. Abb. 245). Während die Capitalschrift für Überschriften, Initialen u. dgl. noch immer weiter gebraucht wurde, ein Brauch, der sich bis zum heutigen Tage erhalten hat, bildete sich schon früh für den fort-

1) Über die Entwickelung der lat. Schrift im Mittelalter bis in die Neuzeit unterrichtet wohl immer noch am besten Wattenbach, Anleitung zur lat. Palaeographie. Handschriftenproben bieten in großer Fülle die Veröffentlichungen der Palaeographical Society, ferner Arndt-Tangl, Schrifttafeln zur Erlernung der lat. Palaeographie 1904—6 u. a.

laufenden Text eine zweite Schriftform heraus, die Uncialschrift, die vom 3. bis 9. Jahrhundert die gewöhnliche Buchschrift ist. Das Alphabet derselben aus ihrer Blütezeit (7. Jahrh.) ist auf Abb. 245 dargestellt.

Daß außer der sorgfältigen Buchschrift auch schon früh eine flüchtigere Cursive existierte, wissen wir, seitdem im Jahr 1875 der berühmte Fund von 132 Wachstafeln in Pompeji gemacht wurde, welche die Geschäftsbücher eines *argentarius* (Bankier) L. Caecilius Jucundus aus den Jahren 55 u. 56 n. Chr. enthalten. Eine Wiedergabe einer in dieser Schrift (auch Capitalcursive genannt) geschriebenen Quittung des genannten Bankiers bietet Abb. 246. Daß die Cursive schon Vorläufer in älterer Zeit hatte, läßt sich nicht feststellen, doch mit ziemlicher Sicherheit vermuten. Sie wurde allmählich die Diplomatenschrift Italiens und später Frankreichs bis ins 9. Jahrhundert, wo sie von der Minuskelschrift verdrängt wurde, mit Ausnahme der kaiser-



[Inter dominos et servos nulla est differentia condici
onis. ubi omnes facit aequales. debotio religionis. ipse
etiam mulieres. viriliter fugientes insidias temtatoris
ad sepulcrum vigilant salvatoris. omne tamen gloriosi
augminis turba. non congregabit sapientia filosoporu(m)]

Abb. 247.

lichen Kanzlei; dort fristete sie noch ihr Dasein bis ins 13. Jahrhundert. — Alphabete der Cursive des 2. und 6. nachchristl. Jahrhunderts finden sich auf der Tabelle Abb. 245.

Aus einer Verschmelzung der Cursive mit gewissen Elementen der Uncialschrift entstanden verschiedene Schriften auf dem Boden der während der Völkerwanderung entstandenen Reiche, so die merowingische in Frankreich, die westgotische in Spanien, die longobardische in Italien, die aber mit Ausnahme der letzteren keine lange Lebensdauer hatten. Eine Probe der westgotischen Schrift des 6.—7. Jahrh. zeigt Abb. 247.

Eine besondere Entwicklung weist die irische Schrift auf. Trotz ihres uncialen Charakters lassen sich ihre meisten Buchstabenformen nicht aus der oben behandelten Uncialschrift ableiten. Diese mit dem Namen Halbunciale bezeichnete Schrift ist vielmehr zur Hauptsache auf eine kursive Schriftform zurückzuführen, die in Italien bereits unciale Züge angenommen hatte und von dort durch irische Mönche[1]) nach Britannien und Irland eingeführt wurde. Außer diesen uncial gewordenen Kursivformen (daher Halbunciale) enthält die irische Schrift

1) Im Jahre 612 gründete der Ire Columbanus das italienische Kloster Bobbio, wo er 615 starb.

aber auch eine Beimischung echter Uncialformen. Die Bedeutung der irischen Schrift (ein Alphabet aus dem 7. Jahrh. enthält Abb. 245) ist so besonders groß gewesen, weil sie infolge der durch die irischen Mönche vorgenommenen Klostergründungen in Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien sich in sämtlichen genannten Ländern verbreitete und ihren Einfluß auch auf die weitere Schriftgestaltung geltend machte. — Das in modernen gedruckten irischen Büchern angewandte Alphabet ist übrigens nicht mehr das alte, sondern eine daraus entwickelte kursive Minuskel (s. Abb. 245).

Mit der irischen nahe verwandt ist die angelsächsische Schrift, die allerdings neben den rein irischen Formen auch solche der italienischen Schrift aufweist, außerdem drei neue Zeichen aufgenommen hat, von denen zwei (für *w* und *th*) dem Runenalphabet (s. später) entnommen sind, eins, nämlich ð, aus ð neu gebildet worden ist (s. Abb. 245).

Wie auf dem Gebiete der griechischen Schriftentwicklung so bedeutet auch in der Entwicklung der lateinischen Schrift das 9. Jahrh. eine entscheidende Wendung: in beiden Fällen mußten die bisherigen Schriftformen der Unciale und Kursive der neuen Form der Minuskel Platz machen.

Seit etwa 820 tritt zum ersten Male in den Handschriften der Schule von Tours die neue Schrift, die sog. karolingische Minuskel auf. Ihr Ursprung geht auf den Gründer jener Schule, Alkuin von York, zurück. Seine Erziehung in Northumberland, sein Aufenthalt in Italien und an dem Hofe Karls des Großen hatten ihn zum Vermittler der verschiedenen Schrifttraditionen gleichsam prädestiniert. So verschmolz er denn die irische Halbunciale mit der lombardischen Schrift, der römischen Unciale und der merowingischen Kursive zu einer schnell schreibbaren und doch leicht lesbaren Minuskelschrift, die, durch Alkuins Schüler in alle Länder getragen, bis ins 15. Jahrh. hinein die herrschende Schrift blieb. Ein Alphabet derselben (9.—10. Jahrh.) zeigt die Tabelle Abb. 245, während Abb. 248 eine Probe eines zusammenhängenden Textes aus dem 11. Jahrh. gibt. Um diese Zeit erreichte die Minuskel ihre Blüte; von der Zeit an wurde sie immer eckiger, verschnörkelter und infolgedessen unleserlicher, da sie unter den Einfluß des gotischen Stils geriet. „Ihm entnahm die Schrift den ornamentalen Charakter. Die Vergeistigung, die jede Kunstübung in der Gotik ergriff, erhob die Schrift zu einem Ornament. Das Emporstreben spricht sich in den schlanken Formen aus, in dem Zusatz von Zierfüßen und -köpfen. Die Rundungen treten zurück, leise Haarstriche stellen die Verbindung zwischen den Teilen des einzelnen Schriftzeichens her. Die Schrift wird dadurch unklar.“[1])

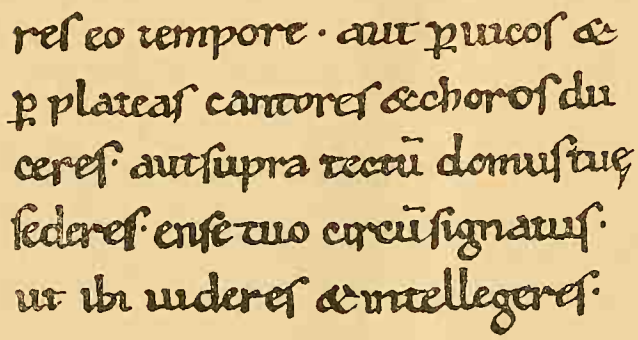


Abb. 248.

So geht denn aus der Minuskel schließlich die gotische Schrift (auch Mönchsschrift genannt) hervor. Diese ist es, die auch beim Aufkommen der Buchdruckerkunst in der Mitte des 15. Jahrhunderts im Letterndruck benutzt wurde (s. Abb. 249). Sie hat sich nach mancherlei Änderungen von geringerer Bedeutung in Deutschland und in geringerem Maße in den nordischen Ländern als sog. Deutsche Druckschrift, besser Frakturschrift genannt, bis auf den heutigen Tag erhalten. Was die „großen Buchstaben“ (Initialen) angeht, so waren sie ursprünglich weiter nichts als die größer geschriebenen gewöhnlichen Buchstaben. Erst etwa vom

1) Stübe, Der Ursprung des Alphabets und seine Entwickelung. 1921. S. 27.

12. Jahrh. wurden gerade bei ihnen besonders gern Schnörkel und sonstige Verzierungen angebracht, was schließlich zu der Herausbildung eines besonderen Alphabets führte; dazu kam, daß in einigen Fällen auch die Capitalbuchstaben von jeher als Initialen verwendet und so allmählich in die Entwicklung der Minuskelformen mit hineingezogen wurden. So erklärt es sich, daß in der Abb. 249 dargestellten Gutenbergschen Druckschrift die großen und kleinen Buchstaben bereits so erhebliche Unterschiede aufweisen.

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts, vielleicht in der Reichskanzlei seit der Kaiserzeit Friedrichs II. (1215—1250) zweigte sich von der Minuskel als Geschäfts- und Briefschrift die sog. jüngere Kursive ab. Sie kennzeichnet sich in der Vereinfachung und Verbindung der Buchstaben und in der Umgestaltung einzelner Buchstaben zum ebengenannten Zwecke. Scharfe Ecken werden vermieden, dafür die nach oben und unten auslaufenden Schäfte gern zu einer Schleife ausgebogen. Im 14. und 15. Jahrhundert fast unverändert geblieben, hat diese Schrift sich vor allem in Deutschland erhalten und ist hier, nachdem sie die Stileinflüsse des Barock und Rokoko über sich hat ergehen lassen, zu der modernen deutschen Schreibschrift geworden.

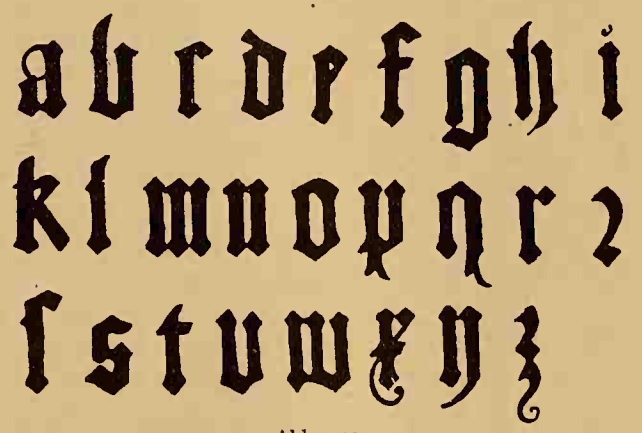


Abb. 249.

In den außerdeutschen Ländern hat die Entwicklung der Schrift seit dem Beginn des Buchdrucks eine andere Richtung eingeschlagen. Damals verwendeten die italienischen Buchdrucker nicht die schwerfällige Mönchsschrift, sondern gingen wieder auf die klaren, eleganten Formen der karolingischen Minuskel zurück. Allmählich verbreitete sich diese sog. Antiquadruckschrift auch in die übrigen Länder romanischer Zunge, mit Beginn des 16. Jahrhunderts auch nach England, wo vorher Caxton († 1491) seine Bücher noch in gotischer Schrift gedruckt hatte, und schließlich auch — neben der Frakturschrift — in die germanischen Länder. Es ist die Schrift, die wir heute meist als lateinische Druckschrift zu bezeichnen pflegen. Aus einer in der Renaissancezeit aus dieser entstandenen Kurrentform ist die moderne lateinische Schreibschrift hervorgegangen.

Über zwei Buchstabenpaare, nämlich *v* und *u* sowie *j* und *i*, mögen noch ein paar Bemerkungen folgen. Während ursprünglich *v* und *u* in der Form noch nicht geschieden waren — in der Capitalschrift galt für beide Lautwerte **V**, in der Uncialschrift und Kursive **U** — bildete sich in der Minuskelschrift des 10. Jahrhunderts der Brauch heraus, die Form **V** vor allem als Intitiale, die Form **u** als „kleinen Buchstaben" zu benutzen. Erst ganz allmählich wurde **v**, da die lateinischen Wörter öfter mit *v* als mit *u* beginnen, zum Zeichen für den Konsonanten und dementsprechend **u** für den Vokal. Die Scheidung von *j* für den Konsonanten und *i* für den Vokal kommt im 15. Jahrhundert auf, während vorher **J** nur als Initiale verwandt wurde. Der Punkt über dem *i* ist im 14. Jahrhundert aus einem Akzent entstanden, mit dem das *i* in der Nachbarschaft eines zweiten *i* oder eines *u* zur Verdeutlichung seit etwa dem 12. Jahrhundert versehen zu werden pflegte (*íi*, *uí*, *íu*).

* * *

Schon ehe die lateinische Schrift vor allem mit dem Eindringen des Christentums in den germanischen Ländern heimisch wurde, gab es dort bereits eine Schrift, die zwar zur Hauptsache aus der griechischen entlehnt, aber doch in selbständiger Weise um- und weitergebildet worden ist, daß man sie mit Recht als die eigentliche Schrift der Germanen bezeichnen kann: es ist

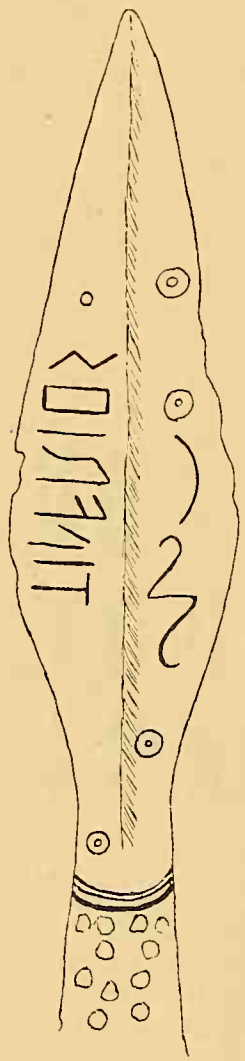


Abb. 250.

die Runenschrift.

Seitdem um die Mitte des 17. Jahrhunderts Burens und Wormius zum ersten Male Sammlungen von Runeninschriften veröffentlichten, ist das Material gewaltig angewachsen, und große Sammelwerke wie die von Liljegren und Dybeck (für Schweden), Thorsen und Wimmer (für Dänemark), Henning (für Deutschland) und Stephens ermöglichen das Studium der Inschriften auf breitester Basis. Die eigentliche wissenschaftliche „Runologie" beginnt erst etwa mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Während die Grundlagen derselben hauptsächlich durch W. Grimm[1]), Brynjúlfsson und Liljegren gelegt wurden, auf denen Bredsdorff, Munch und Kirchhoff weiterbauten, wurde die ganze Runenkunde völlig neu gestaltet und allseitig wissenschaftlich fundiert durch die bahnbrechenden Forschungen des Norwegers Bugge[2]) und des Dänen Wimmer[3]).

Obgleich die Runenschrift ganz besonders im skandinavischen Norden verbreitet gewesen ist, haben sich auch in allen anderen germanischen Ländern, ja sogar außerhalb derselben Runeninschriften gefunden, so besonders auf den dänischen und britischen Inseln, ferner in Jütland, Schleswig-Holstein, im Rhein-, Donau- und Saône-Gebiet, in Ungarn und am Rande der Rokitno-Sümpfe. So wird man die Runenschrift als ursprünglichen Gemeinbesitz aller germanischen Stämme ansehen dürfen. In welche Zeit nun die Ausbildung derselben zu verlegen ist, ist eine schwer zu beantwortende Frage, weil gerade die ältesten Denkmäler am unsichersten zu datieren sind. Auch hängt damit die Frage zusammen, aus welcher Form der griechischen Schrift — oder nach anderer Ansicht der lateinischen — die Runenschrift entlehnt ist. Diese Frage wird uns weiterhin beschäftigen. Da die berühmten Stellen bei Tacitus, der einmal den Germanen die *secreta litterarum* abzusprechen scheint[4]), das andere Mal aber die Kenntnis von gewissen

(ek Hlewagastiz Holtingaz horna tawiðō = ich Hlewagast der Holting machte das Horn)

Abb. 251.

notae beim Losen bei den Germanen betont[5]), verschiedene Interpretationen gefunden haben, können sie nicht als entscheidende Zeugnisse verwertet werden. Wichtiger ist der Umstand, daß

1) Über deutsche Runen. 1821. — Zur Literatur der Runen. 1828.
2) Runeskriftens Oprindelse. Kristiania 1905 u. viele Einzelaufsätze.
3) Runeskriftens Oprindelse og Udvikling i Norden 1874 (deutsch von Holthausen unter dem Titel: Die Runenschrift, Berl. 1887). — De danske Runemindesmærker. 1895—1908 u. v. a.
4) Germ. c. 19: litterarum secreta viri pariter ac feminae ignorant.
5) Germ. c. 10: Virgam frugiferae arbori decisam in surculos amputant eosque notis quibusdam discretos super candidam

Wulfila, als er um die Mitte des 4. Jahrhunderts das gotische Alphabet schuf, dafür zwei Zeichen aus der Runenschrift entlehnte, die also damals bereits gebräuchlich war; aus der gleichen Zeit etwa stammen übrigens auch die ältesten nordischen Inschriften. Auch die Angelsachsen haben ihr Runenalphabet zweifellos bereits aus der Heimat mit nach Britannien hinübergenommen. „Sind aber die Runen diesergestalt im 4. Jahrhundert, oder doch um 400, bereits über das Gesamtgebiet der Germanen verbreitet, so wird man nicht irre gehen, wenn man mit Wimmer den Ursprung des Alphabets mindestens bis in das Ende des 2. oder den Anfang des 3. Jahrhunderts zurückverlegt. Eine noch frühere Entstehung ist aber keineswegs ausgeschlossen“[1]).

Der Name Runenschrift (altnord. und angelsächs. *rūn*, althochd. *rūna*) hängt zusammen mit got. *rūna* „Geheimnis“ und dem althochd. *rūnen* „raunen“. Schon dieser Name deutet darauf hin, daß die Runen (altnord. *rūnstafr*, angels. *rūnstæf*, althochd. *rūnstab*) ursprünglich in erster Linie als Zauberschrift, als Losorakel benutzt wurden[2]). Sie wurden in verschiedene Materialien wie Holz, Metall, Stein, Horn, Knochen eingeritzt, und aus diesem Verfahren des Einritzens erklären sich auch die Ausdrücke für „schreiben“, nämlich altnord. *rīta*, angels. *wrītan* (woraus engl. *to write*), althochd. *rīzzan* (vgl. neuhochd. *Reißzeug*, Grund*riß* u. a.). Während Metallinschriften über das ganze Gebiet verbreitet sind, kommen Steininschriften nur im Norden und in England vor. Runenhandschriften (Pergament) sind sehr selten; die beiden längsten sind das Schonische Provinzialgesetz (Ende des 12. Jahrhunderts) und die sog. *Fasti Danici* (1328).

Wollen wir kurz die ältesten Denkmäler der Runenschrift nennen, so wären zu erwähnen auf gotischem Gebiet die Inschriften des Bukarester Rings und der Speerspitze von Kowel in Volhynien (s. Abb. 250), beide aus dem 3. bis 4. Jahrhundert stammend; auf burgundischem

Altgerm. Runen	Lautwert	Nordische Runen	Namen	Lautwert	Angelsächs. Runen	Namen	Lautwert
ᚠ	f	ᚠ	fē	f	ᚠ	feoh	f
ᚢ	u	ᚢ	ūr	u, o, w	ᚢ	ūr	u
ᚦ ᚦ	þ	ᚦ	þorn	þ	ᚦ	þorn	þ
ᚨ	a	ᚬ	ōss	å	ᚩ	ōs	o
ᚱ ᚱ	r	ᚱ	reið	r	ᚱ	rād	r
ᚲ	k	ᚴ	kaun	k, g, ng	ᚳ	cēn	k
ᚷ	g, ᵹ				ᚷ	gyfu	g[1]
ᚹ ᚹ	w				ᚹ	wēn	w
ᚺ ᚺ	h	ᚼ	hagall	h	ᚻ ᚻ	hægl	h
ᚾ ᚾ	n	ᚾ	nauð	n	ᚾ	nȳd	n
ᛁ	i	ᛁ	īss	e, i	ᛁ	īs	i
ᛃ ᛋ ᛦ	j	ᛅ	ār	a	ᛄ ᛜ	gēr	j
ᛎ	ė				ᛇ ᛉ	ēoh	?
ᛒ ᛈ	p				ᛈ ᚺ	peorð	p
ᛉ ᛝ	z, -R				ᛦ	eolhxsecg	x ?
ᛋ ᛌ	s	ᛋ ᛌ	sōl	s	ᛋ ᛋ	sigel	s
ᛏ	t	ᛏ	tȳr	t, d, nd	ᛏ	tīr	t
ᛒ	b	ᛒ	bjarkan	p, b, mb	ᛒ	beorc	b
ᛖ	e				ᛖ	eh	e
ᛗ	m	ᛘ ᛘ ᛙ	maðr	m	ᛗ	man	m
ᛚ	l	ᛚ	logr	l	ᛚ	lagu	l
ᛜ ᛝ	ng				ᛝ ᛝ	ing	ng
ᛟ	o				ᛟ	ēþel	œ̄, ē
ᛞ ᛞ	d, ð				ᛞ	dæg	d
		ᛦ	yr	R (y)			
					ᚪ	āc	a
					ᚫ	æsc	æ
					ᚣ	ȳr	y
					ᛡ	iar	eo
					ᛠ	ear	ea
					ᛢ	cweorð	q
					ᛣ	stān	st
					ᛤ ᛥ	gār	g[2]

Abb. 252.

vestem temere ac fortuito spargunt. Mox, si publice consul(t)etur, sacerdos civitatis, sin privatim, ipse pater familiae precatus deos caelumque suspiciens ter singulos tollit, sublatos secundum impressam ante notam interpretatur.

1) Sievers in Pauls Grundriß der german. Philol. I (1891), S. 239.

2) Vgl. M. Olsen, Om Troldruner in: Edda 5 (1916), 225 f., F. R. Schröder, Neuere Runenforschung in: Germ.-rom. Monatsschr. X (1922), 4 f., Neckel, Zur Einführung in die Runenforschung, ebenda I (1909), 83 f.

Gebiet die Spange von Charnay; deutsch (also westgermanisch) sind einige Spangen und Brakteaten. In England sind als älteste Denkmäler ein in der Themse gefundenes Messer mit einem Runenalphabet und dem Namen des Besitzers (5. Jahrhund.?) sowie einige Grabsteine aus dem 6.—7. Jahrhundert zu nennen; jünger sind die umfangreichen Inschriften auf der Säule von Bewcastle (7. Jahrhundert) und dem Kreuz von Ruthwell (Ende des 7. Jahrhunderts, vielleicht später) sowie auf dem berühmten Runenkästchen des Britischen Museums (8. Jahrhundert). Erheblich älter sind wieder die frühesten nordischen Inschriften, wie die an der Zwinge einer Schwertscheide von Torsbjærg und dem Schildbuckel von dem gleichen Orte (beide um 300); noch etwas früher sind vermutlich verschiedene mit Runen beschriebene Gegenstände (Hobel, Kamm, Spange, Schwertzwinge) aus Vi in Dänemark, und um 400 ist auch das vielgenannte, 1734 in Gallehus bei Tondern in Schleswig gefundene, 1802 gestohlene und eingeschmolzene goldene Horn zu datieren (die Inschrift gibt Abb. 251).

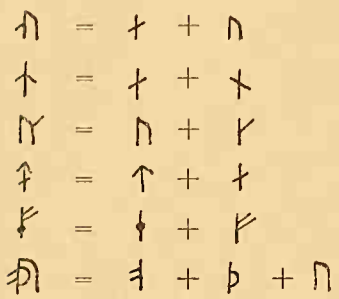


Abb. 253.

Das Runenalphabet, das wir in den genannten Inschriften verwendet finden, weist überall im wesentlichen die gleichen Zeichenformen auf mit Ausnahme der englischen; wir können es somit wohl mit Recht als das gemeingermanische oder altgermanische Runenalphabet bezeichnen (s. Abb. 252). Es besteht aus 24 Zeichen, die besondere Namen hatten. Die Namen sind uns leider recht fragmentarisch und ungenau überliefert[1]). Die bisher noch nicht erklärte Anordnung der Buchstaben weicht völlig von der des lateinischen bzw. griechischen Alphabets ab[2]); sie ist uns bekannt aus verschiedenen in Inschriften oder Manuskripten überlieferten Runenalphabeten, auch aus Gedichten, in welchen die Namen der Runen erläutert werden. So enthält z. B. der Brakteat von Vadstena ein Alphabet von 23 Zeichen (das 24. fehlt), die burgundische Spange von Charnay 20 Zeichen usw. Nach den ersten 6 Buchstaben — *f*, *u*, *þ*, *a*, *r*, *k* — wird das Alphabet auch als *Fuþark* bezeichnet. Es wird, wie schon auf dem Brakteaten von Vadstena durch einen Doppelpunkt angedeutet wird, in 3 gleichlange Gruppen von je 8 Zeichen eingeteilt, die später sogenannten *ættir* („Geschlechter"). Die Schriftrichtung ist in den außernordischen und vielen der ältesten nordischen Inschriften rechtsläufig; daneben erscheint jedoch auch die linksläufige Richtung und die Furchenschrift (*bûstrophêdon*). Gelegentlich werden mehrere Runen an demselben Hauptstrich angebracht; man spricht dann von *bundnar rûnir* oder Binderunen (Beispiele auf Abb. 253).

Runen	Lautwert	Lateinisch
ᚠ ᚬ	f	F
ᚢ	u	V U
ᚦ	þ	D
ᚨ	a	A
ᚱ	r	R
ᚲ	k	C
ᚷ	g	[C]
ᚹ	w	Q
ᚺ	h	H
ᚾ	n	N
ᛁ	i	I
ᛃ	j	G ȝ
ᛈ	p	P
ᛉ	s	S
ᛏ	t	T
ᛒ	b	B
ᛖ	e	E
ᛗ	m	M
ᛚ	l	L
ᛜ ᛝ	ng	[C]
ᛟ	o	O
ᛞ	d	D

Abb. 254.

Daß das (altgermanische) Runenalphabet bereits früh aus einem südeuropäischen Alphabet entlehnt worden ist, haben wir bereits erwähnt. Die Hypothese von einer direkten Herkunft aus dem durch phönikische Kaufleute übermittelten semitischen Alphabet, wie sie von Dieterich, Peile, F. Lenormant vertreten wurde, ist seit den Unter-

1) Vgl. Th. v. Grienberger, Die german. Runennamen u. d. gotischen Buchstabennamen, in: Paul u. Braunes Btr. z. Gesch. d. deutsch. Sprache u. Lit. XXI (1896), S. 185—224.

2) Vgl. Fr. v. d. Leyen, Die Götter und Göttersagen der Germanen[2] (1920) S. 17; E. Brate, Runradens ordningsföljd in: Arkiv f. nord. fil. 36, 193 f. — Ganz verfehlt erscheint der Versuch Kluges, Die Reihenfolge der Runen aus den Anfangsbuchstaben eines german. Vaterunsers (*fader unser þu an radorum*) zu erklären (Germania III [1919], 43 f.).

suchungen von Kirchhoff, Wimmer und Bugge[1]) nicht mehr diskutierbar. Einen besonderen Standpunkt nimmt übrigens R. M. Meyer[2]) ein, der aus dem Umstande, daß sich 11 Runen nur schwierig aus dem von Wimmer als Musteralphabet angenommenen lateinischen erklären lassen, und auf Grund der *notae* der Tacitusstelle auf die Existenz eines Urrunenalphabets bei den Germanen schließt, das akrophonisch aus Ideogrammen entstanden sei, aber durch die lateinische Uncialschrift des 2.—3. Jahrhunderts beeinflußt und modifiziert worden sei. Meyers Ansicht, die übrigens nur eine weitere Ausführung von Ideen ist, die von Losch[3]) und Kaufmann[4]) geäußert wurden, wird mit Recht von Luft bestritten: „ob die Zeichen, die nicht ohne weiteres zu den lateinischen stimmen, gewaltsam gepreßt und willkürlich auf ein ähnlich aussehendes zurückgeführt werden (Wimmer), oder gewaltsam und willkürlich auf eine Urrune, deren Aussehen dann ohne jeden weiteren Anhalt nach der tatsächlich vorliegenden Rune konstruiert wird, ist doch im Grunde ganz gleich“[5]). So will denn Luft im Gegensatz zu Kirchhoff und Wimmer, die die Runen aus dem lat. Alphabet des 2. und 3. nachchristl. Jahrhunderts ableiten, vielmehr eine Herkunft aus einem durch die Kelten vermittelten griechisch-gallischen Alphabet beweisen und damit auch die Übermittlung erheblich früher, etwa um Chr. Geb., datieren. Griechischen Ursprung der Runen behauptete vorher schon Taylor[6]), allerdings nicht durch Vermittlung der Kelten, sondern infolge direkten Verkehrs der Griechen in Olbia, einer griechischen Kolonie am Schwarzen Meer, mit den Goten zwischen Ostsee und dem oberen Pripet und Dnjepr. Nach ihm würde die Entlehnung bereits im 6. vorchristlichen Jahrhundert stattgefunden haben. Dazu würde nach Taylor auch stimmen, daß die ältesten Runeninschriften noch z. T. linksläufig oder in Furchenschrift geschrieben sind; denn seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. hatte die griechische Schrift bereits durchweg die rechtsläufige Richtung angenommen.

Runen	Lautwert	Quelle
ᚠ	f *b* w	F
ᚢ	u o	O
ᚦ	*þ ð* d	D
ᚨ	a	A
ᚱ	r	R
ᚲ	k g	K
ᚺ	χ *ʒ*	H
ᚾ	n	N
ᛁ	i j	I
ᛇ	ei	I
ᛋ	s z	S
ᛏ	t	T
ᛒ	p b	B
ᛖ	e	E
ᛗ	m	M
ᛚ	l	L

Abb. 255.

Betrachten wir zunächst die Wimmersche Ableitung der Runen aus dem lateinischen Alphabet, die auch von Sievers[7]) und Neckel[8]) festgehalten wird. In ihren gebräuchlichsten Formen zeigen die Runenzeichen bestimmte Eigentümlichkeiten gegenüber den zugrunde liegenden lateinischen Buchstaben; die wichtigsten bestehen darin, daß ursprüngliche Horizontalstriche schräg gerichtet wurden (vgl. die Zeichen für *f*, *h*, *t*), daß Kurven meist durch gebrochene Linien ersetzt wurden (vgl. die Runen für *k*, *s*, *o*) und daß endlich allzulange Schrägstriche durch Kürzung, Brechung oder Kreuzung vermieden wurden (vgl. die Zeichen für *n*, *a*). Mit Recht hat man diese Umgestaltungen auf die Bedürfnisse der Holztechnik zurückgeführt. Man vermied es, die wagerechten Striche in der Richtung der Holzfaser

1) Kirchhoff, Das gotische Runenalphabet[2] 1854. Betreffs Wimmers und Bugges vgl. S. 178 Anm. 2 u. 3.
2) Runenstudien. I. Die urgerman. Runen, in: Paul u. Braunes Beiträge z. Gesch. der deutsch. Sprache und Lit. XXI (1896), S. 162—184.
3) Germania XXXIV, 397 ff.
4) Ebenda S. 188. 274 ff.; ferner: Zeitschr. f. deutsch. Altertum XXVII, 321 ff.
5) Studien zu den ältesten german. Alphabeten. 1898. S. 19.
6) Greeks and Goths, a Study on the Runes. Lond. 1878 und The Alphabet II, 214 ff.
7) Pauls Grundriß I, 246 ff.
8) Zur Einführung in die Runenforschung, in: Germ.-rom. Monatsschrift I (1909), S. 10 f.

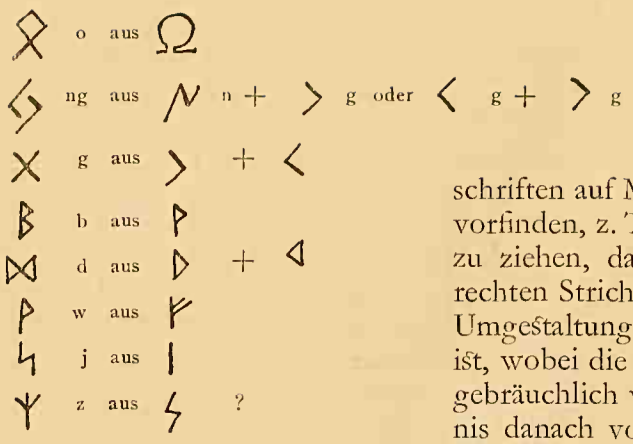


Abb. 256.

Runen		Herkunft	Vorbild	
Form	Lautwert		Zeichen	Lautwert
ᚨᚠ	a	griech.	Α Α	a
ᛖᛗ	e	„	Μ Μ Μ	e
ᛇᛂ	ę	„	Ε Ε Ε Ε	e
ᛟ	o	„	Ω ω	ō
ᚢ	u	lat	V U	u
ᚹ	w	griech.	Υ	(y) v
ᛃ	j	„	Ι = Ϳ = ει	(ei), i
ᛁ	i	„	Ι	i
ᛞᛑ	d	„	Θ Θ	þ
ᚷ	g	„	Χ	χ (ch)
ᚠ	f	lat.	F F	f
ᚦ	þ	griech	Φ Φ Þ Þ=φ	(ph) f
ᚺᚻ	h	lat.	Η Η	h
ᛊᛋ	s	griech.	Σ = Ϲ Ϲ = ϭ	s
ᛉ	R	„	Ψ Ψ	ps
ᛈᛜ	p	„	Π π Π	p
ᛏᛐ	t	„	Τ Τ	t
ᚲᚳ	k	„	Κ Κ	k
ᛚ	l	„	Λ Λ Λ	l
ᛗ	m	„	Μ Μ	m
ᚾ	n	„	Ν Ν Ν Ν	n
ᛜᛝ	ng	„	Π Π = ϰϰ	ng
ᚱ	r	lat.	R	r
ᛒ	b	„	Β	b

Abb. 257.

zu schneiden — die senkrechten wurden quer zur Faser eingeschnitten — und erleichterte sich das Einschneiden der schwierigen Kurven durch Verwandlung in gebrochene Linien. Da sich gerade in den ältesten Inschriften auf Metall oder Stein die wagerechten Striche noch vorfinden, z. T. auch Kurven, so ist daraus wohl der Schluß zu ziehen, daß die ältere Metalltechnik zunächst die wagerechten Striche und die Kurven beibehalten hat und daß die Umgestaltung erst der jüngeren Holztechnik zuzuschreiben ist, wobei die neuen Formen dann auch für Metall und Stein gebräuchlich wurden, trotzdem hier eigentlich kein Bedürfnis danach vorlag[1]).

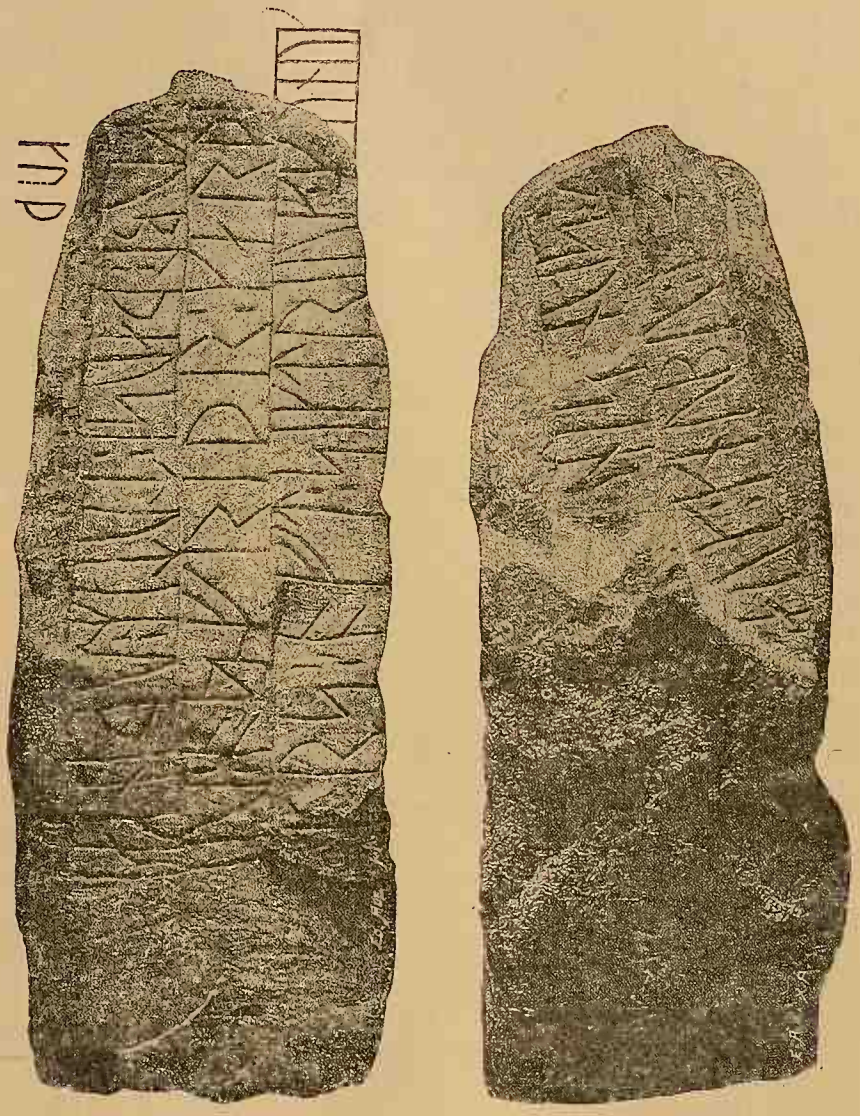
Die Zurückführung der Runenzeichen auf lateinische Buchstaben ist nun auch bei Beachtung des soeben Gesagten nicht in allen Fällen ganz einfach. Wie Wimmer sich die Beziehung der beiden Schriften zueinander denkt, zeigt Abb. 254. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß manche von diesen Gleichsetzungen einen recht gezwungenen Eindruck machen. Daraufhin unternahm es Luft in seinem bereits genannten Büchlein, die Entstehung des Runenalphabets in genauer Weise darzulegen. Er ging dabei, wie wir sahen, von der Voraussetzung aus, daß ein gallisch-griechisches Alphabet die Quelle der Runen sei. Er nimmt nun an, daß zuerst nur 16 Zeichen entlehnt wurden, wobei *u* und *o* sowie stimmlose und stimmhafte Laute nicht unterschieden wurden (s. Abb. 255). Die nächste Entwicklungsstufe war die Einführung der selbständigen Zeichen für *o* und *ng* (Abb. 256), die nächste die besondere Bezeichnung der stimmhaften Laute *d*, *b*, *g* durch Doppelsetzung der stimmlosen sowie die Einführung besonderer Zeichen für *w* und *j* (Abb. 256). Endlich wurde — wahrscheinlich aus der *s*-Rune — die Rune für tönendes *z* (später zu einem *r*-Laut geworden) gebildet (Abb. 256).

Lufts Darlegungen haben den schwachen Punkt, daß sich die einzelnen Entwicklungsstufen nicht belegen lassen, daß sie rein konstruiert sind. Anders steht es mit einer Abhandlung über die Herkunft der Runenschrift von O. von Friesen[2]). Letzterer scheint die Streitfrage endgültig zugunsten des vorwiegend griechischen Ursprungs der Runen entschieden zu haben. Von den 24 Runenzeichen gelingt es ihm 15 aus dem griechischen Alphabet und zwar einer kursiven Form desselben herzuleiten; bei 5 weiteren Zeichen ist die griechische Herkunft wahrscheinlich, die

1) Neckel a. a. O. S. 11—12.
2) Om runskriftens härkomst. Uppsala universitetets årsskrift 1906.

lateinische aber auch möglich; bei den letzten 4 endlich nimmt er auch lateinischen Ursprung an. Abb. 257 möge das Gesagte erläutern. Zur Erklärung jener doppelten Herkunft des Runenalphabets nimmt von Friesen an, daß die Germanen — speziell die Goten — im 2. oder 3. Jahrh. n. Chr. in den Gegenden nördlich und nordwestlich vom Schwarzen Meer sowohl mit der griechisch-hellenistischen wie der römischen Kultur in Berührung gekommen und mit den entsprechenden Schriften bekannt geworden sind.

Seit der Mitte des 9. Jahrhunderts bis zum Anfang des 11. Jahrhunderts finden wir in nordischen Inschriften ein Runenalphabet, das nur 16, in 3 Gruppen zu 6, 5 und 5 geteilte Zeichen enthält. Infolge dieser Reduktion der Zeichenzahl um 8 müssen nunmehr mehrere Buchstaben gleichzeitig je 2—3 verschiedene Laute zum Ausdruck bringen. Sonstige Unterschiede erklären sich teils durch inzwischen von der Sprache vollzogene Lautwandlungen, so wenn die alte *j*-Rune (**jāra*) in etwas veränderter Gestalt zur Wiedergabe von *a* benutzt wurde, weil der Runenname durch lautliche Entwicklung zu *ār* geworden war. Die Ungenauigkeit der Lautwiedergabe durch das kürzere, sog. nordische Runenalphabet (s. Abb. 252) hat erklärlicherweise Nachteile im Gefolge für die Rekonstruktion der sprachlichen Form des aufgezeichneten Textes; so weichen denn auch die Umschreibungen seitens der Herausgeber oft nicht wenig von einander ab. Abb. 258 stellt den sog. Gottorpstein dar, der 1887 in den Fundamenten des Schlosses Gottorp bei Schleswig entdeckt wurde und sich heute im Kieler Museum befindet. Er wurde um das Jahr 950 von der Königin Asfrithr, der Gemahlin des Königs Knuba von Haithabu, zum Andenken an ihren gefallenen Sohn Sigtrygg errichtet. Die deutsche Übersetzung der Inschrift lautet: „Weih-Asfrith



Vorderseite. Rückseite.

Abb. 258.

machte diesen Grabhügel, die Tochter Odinkars, nach Sigtrygg dem König, ihrem und Knubas Sohne."

Die Nachteile der ungenauen Lautbezeichnung mußten jedoch bald nach Abhilfe drängen, und so fing man seit etwa 1100 an, die einfachen Zeichen wieder zu differenzieren durch Hinzufügung eines Punktes oder kleinen Striches. Man nennt solche Runen punktierte Runen (*stungnar rūnir*). Einige Beispiele s. Abb. 259.

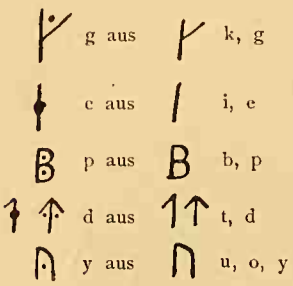


Abb. 259.

Das auf den meisten Runendenkmälern Englands verwendete sog. angelsächsische Runenalphabet weist dem altgermanischen gegenüber eine Reihe von Abweichungen auf, die sich aus der Anpassung desselben an die angelsächsischen Lautverhältnisse erklären. Auch enthält es einige Zeichen mehr, nämlich im ganzen 28 (s. Abb. 252). So veranlaßte vor allem die Spaltung des germanischen *a*-Lautes in 3 verschiedene Laute auch eine Differenzierung der alten *a*-Rune in drei Zeichen; oder nachdem der germanische Name der *o*-Rune *ōþil* im Angelsächsischen zu *ǣþil* und weiter zu *ēþil* umgelautet war, bezeichnete auch die entsprechende Rune die Laute *ǣ* bzw. *e*, u. a. m.

Außer den bisher besprochenen haben sich noch stellenweise, besonders in Schweden, lokale Alphabete von geringerer Bedeutung entwickelt. Das Charakteristikum derselben ist die zunehmende Vereinfachung der Zeichen. Als ein Beispiel der fortgeschrittensten Vereinfachung seien auf Abb. 260 die helsingischen Runen (aus Helsingland in Schweden) aufgeführt, bei denen der senkrechte Stab größtenteils ganz fortgefallen ist.

Endlich sei noch ein besonderer Gebrauch der Runen erwähnt, nämlich als Geheimschrift. Das gewöhnlichste Verfahren bestand darin, statt das Runenzeichen selbst zu schreiben, die Gruppe (*ætt*), der es angehörte und seinen Platz innerhalb derselben anzudeuten. Je nach der Art dieser Andeutung unterschied man mehrere Arten; so wurden bei der *iisruna* und *lagoruna* Gruppe und Nummer durch kleinere und größere Striche | bzw. Haken ᚿ bezeichnet, bei der *stofruna* durch Punktreihen, bei der *hahalruna* durch wagerechte Querstriche links und rechts von einem senkrechten Strich, bei der *clofruna* durch die betreffende Anzahl Schläge[1]). Abb. 261 zeigt, wie die vier ersteren Arten zu verstehen sind, an der Schreibung des lateinischen Wortes *corvi* (*coruī*) mit Runen[2]).

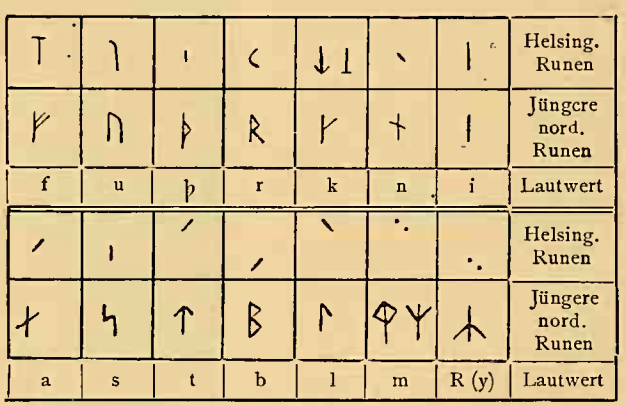


Abb. 260.

Diese Runen-Geheimschrift hat eine große Ähnlichkeit mit der keltischen (irischen) **Ogham-Schrift** und ist sehr wahrscheinlich als deren Quelle zu betrachten. Inschriften in der genannten Schrift finden sich etwa 300 besonders in Süd-Irland und Wales. Die ältesten — zum Teil

1) Nach der St. Gallener Handschrift 270 aus dem 9. Jahrh. Der lat. Text lautet: *Iisruna* dicuntur, quae | littera per totum scribuntur, ita ut quotus versus sit primum brevioribus |, quae K (C) littera sit in versu longioribus | scribatur. Ita ut nomen *corvi* scribatur his litteris ita (folgt Abb. 261 a). *Lagoruna* dicuntur, quae ita scribuntur per ᚿ litteram, ut nomen *corvi* (folgt Abb. 261 b). *Hahalruna* dicuntur istae, quae in sinistra parte quotus versus sit ostenditur, et in dextera quota littera ipsius versus sit (folgt Abb. 261 c). *Stofruna* dicuntur, quae supra in punctis quotus sit versus subtiliter ostendunt (folgt Abb. 261 d), sed aliquando mixtim illas faciunt, ut supra sint puncti qui litteram significant, et subter ordo versus. *Clofruna* dicuntur, quae pulsu efficitur distinctis personis et litteris, ita ut primum incipiatur a personis, postea a litteris.

2) Das Beispiel setzt eine Anordnung des Runenalphabets voraus, wo *o* an 8. Stelle der 3. Gruppe steht.

Bilinguen in lateinischer und keltischer Sprache — stammen wohl noch aus dem 4. Jahrhundert n. Chr., während viele jünger sind. Die Ogham-Schrift war auch im Mittelalter noch bekannt und findet sich gelegentlich in Handschriften. Das Alphabet besteht aus 1—5 Kerben (wenn geschrieben, kurzen Strichen) auf einer Mittellinie für die 5 Vokale *a*, *e*, *i*, *o*, *u* und 1—5 Strichen, die links oder rechts von der Mittellinie stehen oder sie kreuzen, für die Konsonanten. So ergeben sich $4 \cdot 5 = 20$ verschiedene Möglichkeiten. Das von d'Arbois de Jubainville[1]) nach mittelalterlichen Quellen aufgestellte Alphabet von 20 Zeichen veranschaulicht Abbild. 262; dazu kommen noch einige Zusatzzeichen (Abb. 263). Als Mittellinie wurde bei Grabinschriften meist eine Kante des Grabpfeilers benutzt (s. die Abb. 264[2]), wo ein Grabstein mit einer doppelsprachigen Inschrift dargestellt ist; die altirische Oghaminschrift lautet *Sagramni maqi Cunatami*, die lateinische *Sagrani fili Cunotami* = [Grab] des Sagran, Sohnes des Cunatam). Leider hat das Verfahren den großen Nachteil, daß gerade die Kanten am meisten der Beschädigung und Verwitterung ausgesetzt sind, die Inschriften also überaus häufig mehr oder minder verstümmelt sind[3]).

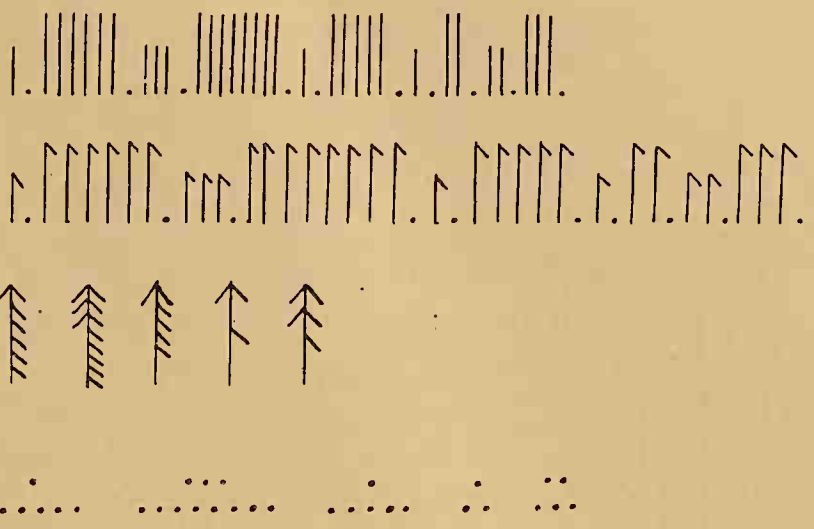


Abb. 261.

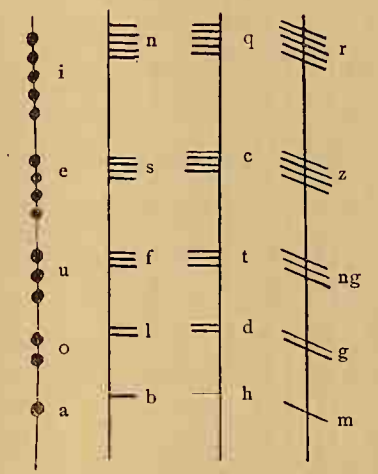


Abb. 262.

Abb. 263.

Noch nicht einwandfrei gelöst ist die Frage, nach welchem Prinzip der Erfinder des Oghamalphabets, der etwa im 3. Jahrh. n. Chr. oder noch früher in Südwestirland gelebt zu haben scheint, die Buchstaben angeordnet hat. Unseres Erachtens ist auch Kuno Meyer[4]) die Lösung nicht gelungen, der annimmt, daß die drei Konsonantenreihen die Silbenanlaute dreier fünfsilbiger Personennamen bildeten, deren Vokale jedesmal die gleichen fünf des Alphabets seien — also *Balovuseni*, *Hadotucequi*, *Magonguz(st?)eri* — Namen, die zwar altkeltisches Gepräge tragen würden, jedoch nicht belegt sind.. Auch abgesehen davon macht die Meyersche Hypothese einen gekünstelten Eindruck.

1) L'Alphabet irlandais primitif et le dieu Ogmios (Comptes rendus de l'Acad. des Inscr. Paris 1881, p. 20—26).
2) Bei Berger, Hist. de l'Ecriture dans l'Antiquité p. 344.
3) Literatur über Ogham-Inschriften bei Thurneysen, Handbuch d. Altirischen. Heidelberg 1909. I § 11—14.
4) Über die Anordnung des Oghamalphabets. Sitzungsber. der Berl. Ak. 1917, 376f.

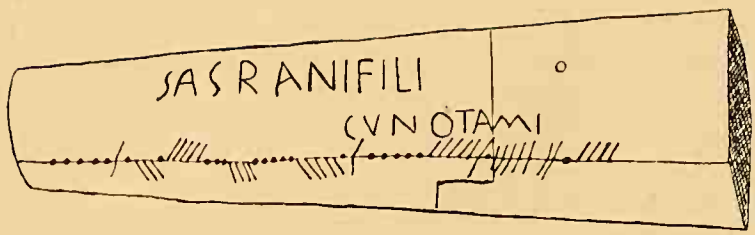


Abb. 264.

Die gotische Schrift.

Diejenige Schrift, in der uns die Hauptmasse der gotischen Texte überliefert worden ist und die darum als **gotische Schrift** bezeichnet werden kann, ist von dem westgotischen Bischof Wulfila (Ulfilas, 318—388) aus der griechischen Schrift[1]) und zwar dem Uncialduktus entlehnt worden (s. Abb. 265). Daneben hat er aber auch einige Zeichen dem lateinischen und außerdem zwei Zeichen dem Runenalphabet — was von Luft[2]) freilich bestritten wird — entnommen. Und zwar sind von den 27 Zeichen — davon zwei nur als Zahlzeichen gebräuchlich — 19 dem Griechischen entnommen worden, nämlich alle außer denjenigen für *q*, *h*, *r*, *s*, *j*, *f*, die aus dem Lateinischen stammen, und denjenigen für *u* und *o*, die den Runenzeichen nachgebildet sind (beachte die Angabe der Herkunft auf Abb. 265).

Lautwert	Gotisch	Vorbild	Schriftart des Vorbildes	Zahlenwert
a	𐌰	𐌰	griech.	1
b	𐌱	𐌱	griech.	2
d	𐌳	𐌳	griech.	3
g	𐌲	𐌲	griech.	4
ē	𐌴	𐌴	griech.	5
q	𐌺𐌿	𐌺	lat.	6
z	𐌶	𐌶	griech.	7
h	𐌷	𐌷	lat.	8
þ	𐌸	𐌸	griech.	9
i	𐌹 𐌹̈	𐌹	griech.	10
k	𐌺	𐌺	griech	20
l	𐌻	𐌻	griech.	30
m	𐌼	𐌼	griech.	40
n	𐌽	𐌽	griech	50
j	𐌾	𐌾	lat.	60
u	𐌿	𐍀	Runen	70
p	𐍀	𐍀	griech.	80
—	𐍁	𐍂	griech.	90
r	𐍂	𐍂	lat.	100
s	𐍃	𐍃	lat.	200
t	𐍄	𐍄	griech	300
w	𐍅	𐍅	griech.	400
f	𐍆	𐍆	lat.	500
χ	𐍇	𐍇	griech.	600
hw	𐍈	𐍈	griech.	700
ō	𐍉	𐍉	Runen	800
—	𐍊	𐍊	griech.	900

Abb. 265.

Die Reihenfolge der Buchstaben ist uns durch ein Alphabet der sog. Salzburg-Wiener Handschrift aus dem 9. Jahrhundert überliefert worden; sie ist auch durch die Verwendung der Buchstaben als Zahlzeichen gesichert (vgl. Abb. 265).

Während der Duktus der Bibel-Handschriften, vor allem des *Codex argenteus*, uns offenbar die älteste Form der gotischen Buchstaben gibt, nämlich eine Unciale, weisen andere Codices, die beiden Urkunden und das Alphabet der genannten Salzburg-Wiener Handschrift eine mehr kursive Form auf. Eine Probe der Uncialschrift gibt Abb. 266, das gotische Vaterunser enthaltend. Man beachte, daß keine Trennung der einzelnen Wörter stattfindet.

Fast alle gotischen Handschriften enthalten Teile der Wulfilaschen Bibelübersetzung ins Westgotische. Es sind im ganzen 8 Handschriften; die bei weitem wichtigste und bekannteste derselben ist der *Codex argenteus* in der Universitätsbibliothek zu Uppsala, so genannt, weil er auf purpurfarbigem Pergament mit Silber- und teilweise mit Goldbuchstaben geschrieben ist. Er enthält Teile der 4 Evangelien auf 187 Blättern (ursprünglich 330). Der *Codex Carolinus* in der Bibliothek zu Wolfenbüttel enthält etwa 42 Verse aus dem Römerbrief, die fünf *Codices Ambrosiani* in Mailand Fragmente aus dem Alten und Neuen Testament sowie aus einer Erklärung (*skeireins*) des Johannesevangeliums und einem Kalendarium; ganz geringe Reste aus dem Neuen Testament finden sich endlich auf den 4 Blättern des *Codex Turinensis*, gleichfalls in Mailand. Nehmen wir dazu noch zwei lateinische Verkaufsurkunden auf Papyrusblättern, davon eine in Neapel, die andere früher in Arezzo, jetzt verschollen, die einige

1) Kirchhoff, Das got. Runenalphabet². Berl. 1854. — L. Wimmer, Die Runenschrift 1887.

2) Studien z. d. ält. germ. Alphabeten, S. 61 ff.

Unterschriften in gotischer Sprache und Schrift enthalten, und die erwähnte Salzburger Handschrift, so haben wir alle uns erhaltenen Denkmäler gotischer Sprache und Schrift genannt.

Die koptische Schrift.

Als seit Alexanders des Großen Einzug in Ägypten die griechische Sprache mehr und mehr an Einfluß in Ägypten gewann, wurde in dem gleichen Maße die neuägyptische Sprache zurückgedrängt. Erst nachdem das Christentum in Ägypten zu einer nationalen Religion geworden war, kam auch im Gegensatz zu der noch lange heidnisch gebliebenen griechischen Kultur die heimische Sprache wieder zu Ehren; allein sie erhielt ein neues Gewand insofern, als sie nun nicht mehr in einer der schwierigen ägyptischen Schriften geschrieben wurde, sondern die Schrift der damaligen Weltsprache, nämlich die griechische, annahm, und zwar den Duktus der Uncialschrift, wie wir ihn aus den Codices des 4. und 5. Jahrhunderts n. Chr. kennen (s. Abb. 267)[1]). Freilich reichten die griechischen Schriftzeichen nicht aus, und so wurden denn außer den 22 aus dem Griechischen stammenden Buchstaben noch 7 Zeichen aus der heimischen demotischen Schrift entnommen: es sind 6 Zeichen für einfache Laute und 1 Silbenzeichen (*ti*). Abb. 268 zeigt die Formen der 7 Zusatzbuchstaben und ihre Ableitung aus der ägyptischen Schrift (nach Brugsch). Das so gewonnene Alphabet enthält also 32 Zeichen, wovon allerdings eines, das auf Abb. 267 an 6. Stelle gegebene, nur als Zahlzeichen für 6 verwandt wird; dieses und das 3. der Zusatzzeichen (*hei*) fehlen übrigens dem sog. sa'idischen Dialekt im Gegensatz zu dem boheirischen. Die beiden genannten bilden die wichtigsten Dialekte der in der neuen Schrift geschriebenen koptischen Sprache; auch das Mischalphabet selber pflegt man als koptische Schrift zu bezeichnen.

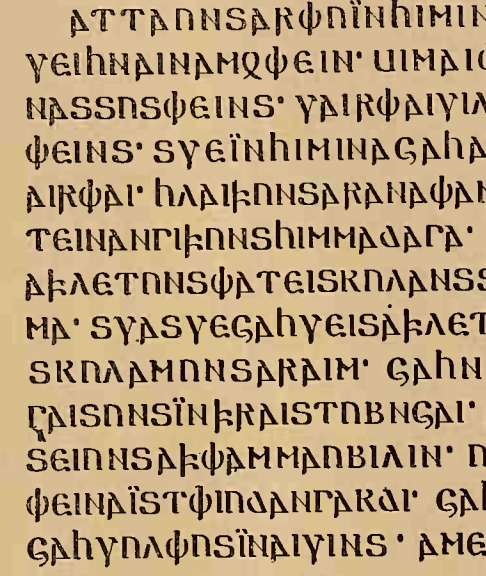


Abb. 266.

Der Name koptisch geht zurück auf das arabische *qobṭ*, eine fehlerhafte Aussprache des korrekten *qibṭ* (قِبْط), das seinerseits aus γύπτιος, einer Abkürzung für Αἰγύπτιος „Ägypter, ägyptisch" entstanden ist.

Die frühesten Denkmäler des Koptischen in koptischer Schrift stammen bereits aus dem 2. und 3. Jahrhundert. Seit dem 9. Jahrhundert begann es mehr und mehr der eindringenden arabischen Sprache und Schrift zu weichen, bis es endlich im 17. Jahrhundert als gesprochene Sprache völlig ausstarb und seitdem sich nur als „tote" Kirchensprache bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Die slavischen Schriften.

Die älteste Form, in der uns das Slavische bekannt ist, wird meist als altkirchenslavisch bezeichnet. Wir verstehen darunter die älteste Gestalt (9.—10. Jahrhundert) der Sprache, in der die Übersetzungen biblischer und liturgischer Bücher abgefaßt sind und die mit mehr oder minder dialektisch differenzierter Färbung noch heute bei den Slaven der orthodoxen Kirche

1) Die Buchstabennamen sind im Anschlusse an Steindorff, Koptische Grammatik[2] 1904 nach der heutigen Aussprache gegeben worden.

(Bulgaren, Serben, Russen) als Kirchensprache dient. Will man eine Benennung haben, die zugleich eine Hindeutung auf das Land enthält, in dem die Sprache ursprünglich heimisch ist, so scheint nach Leskien[1]) der Name altbulgarisch am zutreffendsten zu sein; d. h. die Sprache gehört derjenigen Gruppe slavischer Mundarten an, „die heute wegen bestimmter, ihnen allein eigentümlicher Züge unter dem Namen bulgarisch zusammengefaßt werden" und die gesprochen wurden und werden auf einem Gebiet, das von dem türkischen, aber bald slavisierten Volke der Bulgaren innegehabt wurde.

Nummer	Name	Lautwert	Koptisch	Griech. Unciale	Nummer	Name	Lautwert	Koptisch	Griech. Unciale
1	alfa	a	Ⲁⲁ	Α	14	ni	n	Ⲛⲛ	Ν
2	vida	b, v	Ⲃⲃ	Β	15	exi	ks	Ⲝⲝ	Ξ
3	gamma	g	Ⲅⲅ	Γ	16	ou	ŏ	Ⲟⲟ	Ο
4	dalda	d	Ⲇⲇ	Δ	17	bi	p	Ⲡⲡ	Π
5	ei	ĕ	Ⲉⲉ	Ε	18	rou	r	Ⲣⲣ	Ρ
6	sou	(6)	Ⲍⲍ	Ϛ	19	sīma	s	Ⲥⲥ	Σ
7	zīta	z	Ⲋⲋ	Ζ	20	da'u	t	Ⲧⲧ	Τ
8	hīda	ē	Ⲏⲏ	Η	21	he	i	Ⲩⲩ	Υ
9	tīda	t·h	Ⲑⲑ	Θ	22	fii	p-h	Ⲫⲫ	Φ
10	jōda	j, i	Ⲓⲓ	Ι	23	kii	k-h	Ⲭⲭ	Χ
11	kappa	k	Ⲕⲕ	Κ	24	epsi	ps	Ⲯⲯ	Ψ
12	lōla	l	Ⲗⲗ	Λ	25	ô	ō	Ⲱⲱ	Ω
13	mi	m	Ⲙⲙ	Μ					

Abb. 267.

Dieser Dialekt ist es nämlich, der von den beiden christlichen Glaubensboten, den Brüdern Konstantinos (später Kyrillos genannt) und Methodios, aus Thessalonike (Saloniki) stammend, in das damalige Fürstentum Mähren gebracht wurde, in die Liturgie beim Gottesdienst eingeführt und für die Übersetzung der Bibel, des Nomokanons (Kirchenrecht) und anderer kirchlicher Bücher verwandt wurde (seit 863 n. Chr.). Das scheint nunmehr festzustehen[2]) im Gegensatz zu einer älteren Ansicht, die hauptsächlich von Miklosich vertreten wurde, nach der jene Sprache die älteste Form einer slovenischen, von Konstantinos und Methodios während eines Aufenthalts in Pannonien angenommenen und nach Mähren verpflanzten Mundart darstelle und deshalb als altslovenisch (bzw. pannonisch-slovenisch) zu bezeichnen sei.

Die ältesten Denkmäler des Altbulgarischen sind uns in zwei sehr verschiedenen Schriften überliefert worden, der (fälschlich so genannten) kyrillischen und der glagolitischen. Die heute allgemein geteilte Ansicht ist, daß die **glagolitische Schrift** (глаголица)[3]) die ältere und diejenige ist, die nach der Legende (*Vita Cyrilli* c. 14) von Konstantinos erfunden wurde und nach Mähren mitgebracht wurde[4]). Wir werden darum zunächst diese Schrift zu betrachten haben.

Über die Herkunft des glagolitischen Alphabets, dessen 40 Buchstaben auf Abb. 269 wieder-

1) Grammatik der altbulg. (altkirchenslavischen) Sprache[3] 1919, IX—XII.

2) So Leskien a. a. O.; Jagić, Zur Entstehungsgesch. d. kirchenslav. Sprache (Denkschr. d. kais. Ak. d. Wiss. Wien, phil.-hist. Kl. XLVII (1902) Abh. I und III; letzterer gibt eine eingehende Darstellung der Geschichte der Forschung auf dem ganzen Gebiet der altslavischen Probleme bis zu dem genannten Jahre.

3) Von глаголъ „Wort".

4) Die Gründe sind kurz zusammengestellt bei Leskien a. a. O. S. XXXVIIIff. und Vondrák, Altkirchenslav. Grammatik (1912), S. 55ff.

gegeben sind, gibt es eine ganze Anzahl von Hypothesen. Das erklärt sich aus dem ganz fremdartigen Aussehen der Schrift. Die älteste Hypothese, bereits im 18. Jahrhundert durch Grubissich (1766) vertreten, dann durch J. Grimm, Chodzko, Lenormant und andere neubelebt, vergleicht die Glagolica mit den Runen und postuliert eine zugrunde liegende Abart derselben, ein slavisches Runenalphabet, von dem aber nicht das Geringste bekannt ist[1]). Andere dachten an irgendein orientalisches Alphabet, so das phönikische, hebräische, samaritanische u. a. (Šafařik), das samaritanische und hebräische (Vondrák) u. a. Im Jahre 1883 erschien eine eingehende Arbeit von Geitler[2]), in der er versucht, die glagolitische Schrift als frühe Abzweigung einer alteinheimischen albanesischen Schrift, die uns in der sog. Schrift von Elbassan erhalten sei (s. darüber später), zu erweisen. Trotz des aufgewandten Scharfsinns ist auch diese Hypothese, wie Jagić[3]) gezeigt hat, abzulehnen; eine altalbanesische Schrift läßt sich nicht aus der modernen elbassaner Schrift rekonstruieren, und der Beweis einer Zusammengehörigkeit der letzteren mit der Glagolica stößt paläographisch auf große Schwierigkeiten. Die größte Wahrscheinlichkeit besitzt ohne Zweifel die Hypothese von der griechischen Herkunft, die bereits von Lindner (1792) gehegt wurde, auch von Miklosich u. a. gebilligt und von Taylor[4]) und im Anschlusse an ihn von Leskien[5]) zur herrschenden Ansicht erhoben wurde. Daß die Herkunft aus der griechischen Schrift so schwer erkannt wurde, liegt einmal daran, daß das Mutteralphabet des glagolitischen die stark veränderte griechische Minuskelschrift des 9. und 10. Jahrhunderts, nicht etwa die Capitalschrift ist; ferner daran, daß die glagolitische Schrift im Gegensatz zu der griechischen kursiven Minuskel, bei der die einzelnen Buchstaben miteinander verbunden werden, die Buchstaben wieder unverbunden schreibt, vgl. die Probe auf Abb. 270 (aus dem *Codex Assemanius* der vatikanischen Bibliothek in Rom). Aus der Tabelle auf Abb. 269 geht hervor, daß 21 glagolitische Zeichen ohne weiteres den griechischen entsprechen[6]); die übrigen sind Zusatzzeichen für Laute, die wenigstens größtenteils dem Slavischen eigen sind oder deren entsprechendes griechisches Zeichen bereits anders verwandt worden war. Sie sind aus Kombinationen griechischer Buchstaben entstanden.

Nummer	Name	Lautwert	Koptisch	Demotisch	Hieroglyph.
1	šei	š	Ϣϣ	ʒ	
2	fei	f	ϥϥ	ɣ	
3	ḫei	ḫ	ϧϩ	ƅ	
4	hori	h	ϩϩ	ɾ	
5	ǧanǧa	ǧ	ϫϫ	ɻ	
6	šima	g, č (š)	ϭϭ	ơ	
7	di	ti	ⲧⲧ	ⲧ	

Abb. 268.

Die glagolitische Schrift erscheint in zwei Duktus, einem runden, meist bulgarischer Duktus genannt, und einem eckigen, illyrischer oder kroatischer Duktus genannt. Jedoch werden durch diese Bezeichnungen nicht unbedingt geographische oder chronologische Unterschiede zum Ausdruck gebracht, wenngleich der eckige Duktus vorwiegend auf kroatischem Gebiete (besonders Dalmatien) angewandt wurde und im großen und ganzen der jüngere Typus ist. Doch hat Geitler[7]) nachgewiesen, daß auch der ursprünglich runde

1) Vgl. Jagić, Zur slavischen Runenfrage, in: Archiv f. slav. Philol. II und V.
2) Die albanesischen und slavischen Schriften. Wien 1883.
3) Archiv f. slav. Philol. VII, S. 444.
4) Über den Ursprung des glagolitischen Alphabets, in: Archiv f. slav. Philol. V.
5) A. a. O. S. XXXVIIff.
6) Die griechischen Buchstaben sind nach Taylor, The Alphabet II, p. 203 gegeben.
7) A. a. O. S. 143—149. 182—188.

bulgarische Duktus eine eckige Form neben sich entwickelt hat, während der kroatische in frühen Inschriften große Ähnlichkeit mit dem runden Duktus zeigt. Ein Beispiel der runden bulgarischen Schriftform gibt Abb. 270, eine Probe der eckigen kroatischen Abb. 271 (aus dem *Fragmentum sanctae Theclae*). Der spätkroatische Duktus kennt im Gegensatz zum bulgarischen zahlreiche Ligaturen; man vgl. die Inschrift auf der Steinplatte von Dobrinje aus dem Jahre 1576 (Abb. 272). Die vollständigen Alphabete beider Abarten zeigt Abb. 269.

Griech. Min.-Cursive	Glagolica bulg.	Glagolica kroat.	Name	Laut-wert	Griech. Min.-Cursive	Glagolica bulg.	Glagolica kroat.	Name	Laut-wert
			az	a				tvrjdo	t
			buki	b				uk	u
			vědi	v				fert	f
			glagolj	g				hěrj	h
			dobro	d				o	ō
			estj	e				ša	š
			živěte	ž				šta	št
			zělo	dz				tsi	ts
			zemlja	z				tšervj	tš
			iže	i				jer	ъ
			i	i				jery	y
			děrvj	dj, j				jerek	ь
			kako	k				jetj	je
			ljudi	l				ju	ju
			myslite	m				ēs	ē
			naš	n				jēs	jē
			on	o				ōs	ō
			pokoj	p				jōs	jō
			rjtsi	r				þita	þ
			slovo	s				ižitsa	ü

Abb. 269.

Die in dem glagolitischen Alphabet geschriebene altslavische Literatur besteht zur Hauptsache aus Übersetzungen der Evangelien (z. B. der *Codex Zographensis* und der *Codex Marianus*, beide aus Klöstern des Athosgebirges stammend, jetzt in Rußland) oder Sammlungen von Homilien (z. B. der *Glagolita Clozianus* zu Trient) oder Gebeten (z. B. das *Euchologium Sinaiticum* in einem Sinaikloster). Die Handschriften gehören dem 10. und 11. nachchristlichen Jahrhundert an.

Klarer als die glagolitische Schrift läßt die **kyrillische Schrift** ihre Herkunft erkennen[1]). Von ihren 43 Zeichen sind 24 nichts anderes als die griechischen Uncialbuchstaben des 9. bis 10. Jahrhunderts (vgl. Abb. 273). Die letzten 4 Zeichen haben im Altbulgarischen im allgemeinen keinen Lautwert, sondern dienen nur als Zahlzeichen. Außerdem ist das Zeichen für *u* genau nach dem griechischen Vorbild OY gebildet worden. Mit diesen griechischen Buchstaben waren jedoch noch nicht sämtliche slavischen Laute wiederzugeben. So wurde denn das eigentlich griechische Alphabet ergänzt einerseits

1) Die Entwicklung der kyrillischen Schrift ist ausführlich dargestellt bei Karskij, Očerk slavjanskoj kirillovskoj paleografii. Warschau 1901.

durch Ligaturen (z. B. *ja* aus *i* + *a*, *ju* aus *i* + *o* u. a.), andererseits durch besondere Zeichen, die dem älteren glagolitischen Alphabet entlehnt wurden (z. B. *ža* und *ša* u. a.). Das Zeichen für *b* scheint eine Variante des B (= *w*) zu sein, dasjenige für *ẽ* (nasaliertes *ę*) aus der griechischen Majuskel A zu stammen; das Zeichen für *št* ist eine Ligatur aus den Buchstaben *š* und *t*.

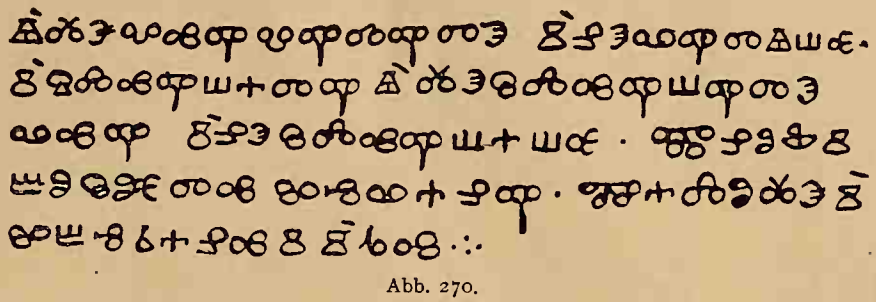


Abb. 270.

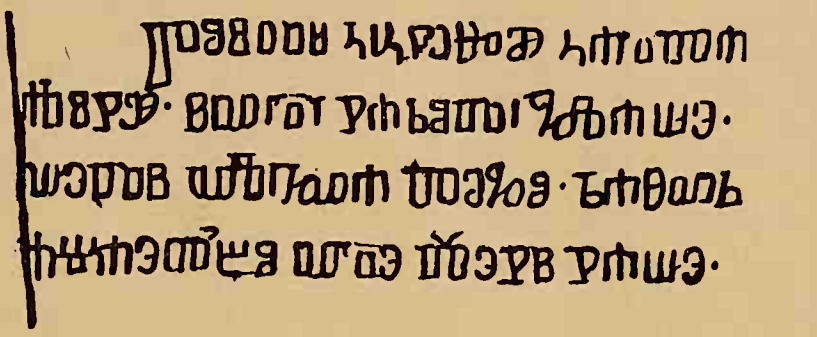


Abb. 271.

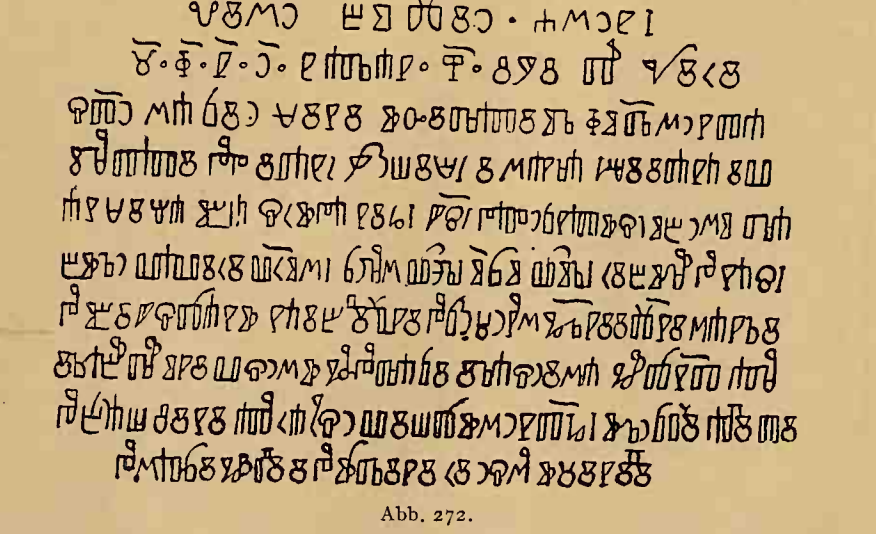


Abb. 272.

Der Name kyrillische Schrift (кириллица) läßt vermuten, daß sie von Kyrillos erfunden worden sei. Das ist aber, wie wir oben sahen, falsch; die eigentlich „kyrillische" Schrift ist vielmehr die glagolitische, und erst später, als die letztere bei zunehmender Flüchtigkeit im Schreiben zu schwer lesbar wurde, zog man die griechischen Majuskeln als die deutlicheren vor. Die Schöpfung des neuen, durch Aufnahme glagolitischer Zeichen aus der griechischen Majuskel-(Capital-) Schrift gebildeten Alphabets, einer „deutlicheren Schrift, als die, welche der weise Kyrillos erfand"[1]), schreibt ein freilich unzuverlässiger Bericht des 13. Jahrh. dem heil. Clemens (Kliment) von Velica zu. „Er vermutlich wird es auch zum Unterschiede von dem griechischen Alphabet das kyrillische genannt haben, d. h. mit demselben Namen, den das glagolitische trug. Mit Recht, denn der wertvollste Teil der Arbeit Konstantin-Kyrills bestand ja in der Erfindung besonderer Zeichen für die besonderen slavischen Laute und eben diese

1) Ἐσοφίσατο δὲ καὶ χαρακτῆρας ἑτέρους γραμμάτων πρὸς τὸ σαφέστερον ἢ οὓς ἐξεῦρεν ὁ σοφὸς Κύριλλος (zit. bei Jagić, Zur Entstehungsgesch. I, S. 64.

Zeichen hatte Kliment in sein Alphabet aufgenommen. Kliment durfte dabei überzeugt sein, daß er ganz im Geiste seines großen Vorgängers handle“[1]).

Außer den Buchstaben kennt die kyrillische Schrift auch diakritische Zeichen, die die Buchstaben in gewisser Weise variieren; so der Bogen ˆ, der über den Buchstaben *n*, *l*, *r* angebracht die Erweichung (Mouillierung) derselben bezeichnet, oder die umgekehrte Form ˘, die über dem Zeichen **И** für *i* demselben die Geltung von *j* verleiht u. a. Auch Abkürzungen kommen öfter vor, dagegen keine Ligaturen.

Kyrill. Schrift	Lautwert	Herkunft	Kyrill. Schrift	Lautwert	Herkunft
А	a	griech.	Х	h	griech.
Б	b	aus в	Ѡ	o	griech.
В	v	griech.	Ц	ts	? ч = Y
Г	g	griech.	Ч	tš	Y ?
Д	d	griech.	Ш	š	glagol.
Є	e	griech.	Щ	št	glagol.
Ж	ž	glagol.	Ъ	ъ	glagol. ?
Ѕ	dz	S = F ?	Ы	y	ъ + і
З	z	griech.	Ь	ь	glagol. ?
И	i	griech.	Ѣ	ě, je	< b = ε ?
І	i	griech.	Ꙗ	ja	і + а
К	k	griech.	Ю	ju	і + о
Л	l	griech.	Ѥ	je	і + ε
М	m	griech.	Ѧ	ẽ	< A ?
Н	n	griech.	Ѫ	õ	< A ?
О	o	griech.	Ѩ	jẽ	і + ѧ
П	p	griech.	Ѭ	jõ	і + ѫ
Р	r	griech.	Ѯ	(ks)	griech.
С	s	griech.	Ѱ	(ps)	griech.
Т	t	griech.	Ѳ	(þ)	griech.
ѹ	u	griech.	Ѵ	(ü)	griech.
Ф	f	griech.			

Abb. 273.

Von alten Handschriften in kyrillischer Schrift sind vor allen Dingen zwei wichtige Codices zu nennen: Das *Savva*-Evangelium (in Moskau) und der *Codex Suprasliensis*, Legenden und Homilien enthaltend (z. T. in Laibach, z. T. in Warschau). Aus ersterem gibt Abb. 274 eine kurze Probe (Matth. 25, 1—4).

Nachdem die glagolitische Schrift nach einigen Jahrhunderten in Bulgarien und Mazedonien außer Gebrauch gekommen — im Westen erhielt sie sich, wie wir sahen, länger — und durch die kyrillische ersetzt worden war, wurde letztere allmählich die herrschende Schrift der der orthodoxen Kirche angehörigen Slaven (Russen, Ruthenen, Bulgaren, Serben). Besonders wichtig ist sie in der Form der modernen **russischen Schrift** geworden, einer Schrift, die nicht nur auf dem ausgedehnten russischen Sprachgebiet, sondern noch erheblich darüber hinaus angewandt wird und sich an Verbreitung mit der lateinischen und arabischen messen kann. Das moderne russische Alphabet ist eine geringe Umgestaltung und Vereinfachung der kyrillischen Schrift, die unter der Herrschaft Peters des Großen durch Elias Kopiewitsch (Ende des 17. Jahrhunderts) bewerkstelligt wurde. Neben der Druckschrift entwickelte sich z. T. im Anschluß an die lateinische Schreibschrift eine elegante Kursivform als russische Schreibschrift. Auf Abb. 275 sind beide Arten dargestellt. Geringe Abweichungen von der russischen Schrift zeigen die Schriften der Bulgaren, Ruthenen und Serben; besonders die letzteren haben mehrere Zeichen vor allem für die erweichten Konsonanten neu hinzugebildet (s. Abb. 276). Ebenso hat das russische Alphabet bei den Syrjänen, einem finnischen Volke Nordrußlands, eine Erweiterung erfahren durch Zeichen für der syrjänischen Sprache eigentümliche Laute (z. B. *ö*, in den slavischen Sprachen fehlend).

Bis gegen Mitte des 19. Jahrhunderts war auch die **rumänische Schrift** eigentlich nichts anderes als die in ein paar Punkten modifizierte kyrillische, in die freilich schon mehr und mehr lateinische Buchstaben einzudringen begannen. Die moderne rumänische Schrift ist die lateinische, wobei einige Buchstaben durch diakritische Zeichen leicht verändert worden sind zum Ausdruck für speziell rumänische Laute (vgl. Abb. 277).

1) Abicht, Das Alphabet Chrabrs, in: Archiv f. slav. Philol. 31 (1909), S. 217.

Die albanesischen Schriften.

Daß es in Albanien außer der lateinischen und neugriechischen Schrift — durch diakritische Zeichen an den Buchstaben beträchtlich erweitert — auch einheimische Alphabete gab, erfuhr man erst durch den deutschen Konsul Georg v. Hahn, der um 1850 in Elbassan in Nordalbanien eine besondere nationale albanesische Schrift entdeckte, deren Gebrauch allerdings fast auf die genannte Stadt beschränkt war. Nach einheimischer Tradition soll diese Schrift von einem in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts lebenden Lehrer Theodor zuerst nach Elbassan gebracht, vielleicht auch erfunden worden sein[1]); sie pflegt darum als **elbassanische Schrift** bezeichnet zu werden (s. Abb. 278).

Hahn glaubte, eine uralte Schrift vor sich zu haben, und zur Erklärung ihrer Zeichen zog er alle möglichen alten Schriften heran, wie die kufische, phönikische, etruskische, altgriechische, ja selbst die Sanskritschrift und mittelamerikanischen Hieroglyphen. Auch die Versuche von Franz[2]), die Schrift aus der phönikischen oder von Blau[3]), sie aus der lykischen abzuleiten, mußten scheitern, weil auch sie von unhaltbaren Voraussetzungen ausgingen, vor allem weil auch sie von dem bedeutenden Alter der albanesischen Schrift überzeugt waren. Viel gründlicher und sachlicher ging Geitler[4]) zu Werke, indem er als Quellen der albanesischen Schrift die römische Kursivschrift und in geringerem Maße die griechische Minuskelkursive des 7. Jahrhunderts ansah. Daraus und aus der glagolitischen Schrift, die er für die älteste Tochter der albanesischen hielt, versuchte er eine altalbanesische Schrift zu erschließen, deren junge Entwicklungsform die von Hahn entdeckte Schrift sein sollte. Geitlers ganze Methode beruhte aber wiederum auf der obengenannten Voraussetzung. Von einer älteren Vorstufe der elbassaner Schrift ist aber nicht die geringste Spur vorhanden. Und betrachtet man die Geitlerschen Ableitungen der albanesischen Zeichen zu drei Vierteln von lateinischen Vorbildern, so läßt sich eine gewisse Gewaltsamkeit nicht verkennen; die lateinischen Kursivformen werden aus den verschiedensten Handschriften zusammengesucht, um wenigstens einigermaßen zu den albanesischen Zeichen zu stimmen. Es scheint uns vielmehr, daß die elbassanische Schrift statt aus Schriftarten vor 1000 Jahren vielmehr aus solchen der letzten Jahrhunderte abgeleitet werden muß, und da kommt in erster Linie die neugriechische Kursive (Schreibschrift, s. Abb. 225) in Frage. Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß in diesem Falle erhebliche Stilisierungen und Formänderungen vorgenommen worden sein müssen, und es dürfte kaum gelingen, alle Zeichen auf Vorbilder in der genannten Schrift zurückzuführen; vielleicht darf man auch in manchen Fällen mit reinen Erfindungen rechnen. Ein paar Beispiele der Ableitung im besprochenen Sinne gibt Abb. 279.

Тогда оуподоби сѧ цр҃ствиѥ нбскоѥ і дѣвъ, а҆же прі҃ѧша свѣтилъникъı своѧ и҆ и҃здѫ противоу женіхоу и невѣстѣ. ѥ҆ же бѣ о҆тъ пи҃хъ боуі и ѥ҆ мл҃дръ. боуѧ҆ бо прі҃мъша свѣтилъникъı своѫ не вьзѧша съ собоѭ олѣı, а мл҃дръı҆ прі҃ѧша о҆лѣı въ съсѫдѣхъ съ свѣтилъникъı своі҃ми.

Abb. 274.

Eine zweite albanesische Schrift soll um 1840 von einem Albanesen namens Büthakukje[5]) erfunden worden sein (s. Abb. 280). Auch diese Schrift wird von Geitler[6]) für eine Neu-

1) Vgl. Hahn, Albanesische Studien; ferner desselben Bemerkungen über das albanesische Alphabet (Sitzungsber. d. Wiener Ak. 1850). 2) Vgl. Hahn, Albanes. Stud. S. 286.
3) Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. XVII (1863), S. 666.
4) In seinem mehrfach zitierten Werke.
5) Vgl. Hahn, Albanes. Stud. S. 292f.
6) Über den Ursprung der armen. Schrift (Sitzungsber. d. Wiener Ak. phil.-hist. Cl. Bd. 48 (1864), S. 431—438).

belebung einer viel älteren gehalten; sie ist nach seiner Ansicht „eine noch nicht präzisierte, weniger ausgebildete, an feineren Unterscheidungen ärmere, aber relativ ältere Redaktion der Schrift von Elbassan". Im Gegensatz zu der elbassanischen Schrift sind nach Geitler von 31 Zeichen der zweiten Schrift 29 aus einer römischen Kursive entstanden, außerdem 1 Zeichen

Kyrill. Schrift	Russ. Druckschrift	Lautwert	Russ. Schreibschrift	Name	Kyrill. Schrift	Russ. Druckschrift	Lautwert	Russ. Schreibschrift	Name
А	А а	a	*А а*	a	Т	Т т	t	*Т т*	tjě
Б	Б б	b	*Б б*	bjě	ОУ	У у	u	*У у*	u
В	В в	v	*В в*	vjě	Ф	Ф ф	f	*Ф ф*	ef
Г	Г г	g	*Г г*	gjě	Х	Х х	h	*Х х*	ha
Д	Д д	d	*Д д*	djě	Ц	Ц ц	ts	*Ц ц*	tsě
Є	Е е	e, je	*Е е*	jě	Ч	Ч ч	tš	*Ч ч*	tšě
Ж	Ж ж	ž	*Ж ж*	žě	Ш	Ш ш	š	*Ш ш*	ša
З	З з	z	*З з*	zjě	Щ	Щ щ	štš	*Щ щ*	štša
И	И и	i	*И и*	i	Ъ	Ъ	hartes Zeichen	*ъ*	tvjordy znak
І	І і	i	*І і*	i	Ы	Ы	y	*ы*	jery
К	К к	k	*К к*	ka	Ь	Ь	weiches Zeichen	*ь*	mjahky znak
Л	Л л	l	*Л л*	el	Ѣ	Ѣ ѣ	e, je	*Ѣ ѣ*	jatj
М	М м	m	*М м*	em		Э э	ę	*Э э*	ę
Н	Н н	n	*Н н*	en	Ю	Ю ю	ju	*Ю ю*	ju
О	О о	o	*О о*	o	Я	Я я	ja	*Я я*	ja
П	П п	p	*П п*	pjě	Ѳ	Ѳ ѳ	f	*Ѳ ѳ*	fita
Р	Р р	r	*Р р*	er	V	V v	i	*V v*	ižitsa
С	С с	s	*С с*	es					

Abb. 275.

— dasjenige für *þ* — aus dem griechischen ϑ und eines — dasjenige für *j* — aus dem (serbisch-) bosnischen Zeichen ћ (*dj*). Auch in diesem Falle darf man billig die Geitlerschen Ableitungen mit Mißtrauen betrachten. Schon die Reihenfolge der Buchstaben im Alphabet weist viel eher auf Abstammung aus einem griechischen als einem lateinischen Alphabet (man beachte z. B. die Stellung des *f* vor χ). Und vergleichen wir die Buchstabenformen mit den elbassanischen, so

werden wir in manchen Fällen eine so große Ähnlichkeit finden, daß wir daraus den Schluß ziehen dürfen, daß auch die Schrift Büthakukjes wohl nichts weiter ist als eine freie Umgestaltung der modernen griechischen Schreibschrift (s. die Beispiele Abb. 279).

Laut-wert	Serb. Druckschr.	Serb. Schreibschrift
dj	Ђ ђ	*Ђ ђ*
lj	Љ љ	*Љ љ*
nj	Њ њ	*Њ њ*
tj	Ћ ћ	*Ћ ћ*
dž	Џ џ	*Џ џ*

Abb. 276.

Die kaukasischen Schriften.

Zu dieser Gruppe aus dem Griechischen entlehnter Schriftarten rechnen wir 1. die armenische Schrift, 2. die beiden georgischen Schriften. Betrachten wir zunächst die **armenische Schrift.**

Nach dem Zeugnis des armenischen Historikers Moses von Chorene (5. Jahrh.) wurde die armenische Sprache bis zum Beginn des 5. Jahrh. v. Chr. in einigen Gegenden mit griechischen, in andern mit „assyrischen" (= sassanidischen, persischen) Buchstaben geschrieben. Da keines dieser Alphabete zur Darstellung der zahlreichen Laute des Armenischen genügte, erfand der Sekretär am königlichen Hofe Mesrop († 441) um 400 ein neues Alphabet „nach dem Muster der griechischen Schrift". Dadurch, daß er die Bibel ins Armenische übersetzte und dabei die neue Schrift verwandte, bürgerte sich letztere bald völlig ein und wurde die Nationalschrift der Armenier (s. Abb. 281).

Altrumän.	Mod. Rumän.	Lautwert	Altrumän.	Mod. Rumän.	Lautwert
ա	a	a	տ	t	t
բ	b	b	ու	u	u
գ	v	v	ւ	u	u
դ	g	g	փ	f	f
ե	d	d	ք	h	h, h̬
զ	e	e, je	և	ps	ps
է	j	ž	օ	o	o
ը	dz	dz	ֆ	ţ	ts
թ ȝ	z	z	ւ	ş	š
ժ	i	i	ւ	sc	št
ի	ft	ft	ъ	ă	ə
ւ	i	i	ы	i	i
կ	c	k	ь		
լ	l	l	э	é ea	ja
մ	m	m	ю	î â	y
ն	n	n	я	iu	ju
շ	cs	ks	ѧ	ia	ja
ո	o	o	ѣ	ie	je
պ	p	p	ѩ	ia	ja
ջ	c	tš	ѵ	i	i
ռ	r	r	ѫ	în	yn
ս	s	s	ѳ	g	dž

Abb. 277.

Trotz dieses klaren Hinweises auf den griechischen Ursprung der armenischen Schrift sind doch auch andere Ansichten geäußert worden. Da ist besonders Fr. Müller[1]) zu nennen, der von den ursprünglich 36, später 38[2]) armenischen Buchstaben 16 direkt aus dem semitischen Alphabet (altsemitisch, palmyrenisch, sassanidisch) ableitet und nur bei 3 Zeichen (Ւ Φ Ֆ) griechischen Ursprung (Υ Φ Χ) zugibt, die übrigen Zeichen als durch Modifikationen aus jenen 19 entstanden ansieht. Was die oben zitierte Bemerkung des Moses von Chorene angeht, daß Mesrop das Alphabet nach dem Muster der griechischen Schriftzeichen geformt habe, so findet sich Müller damit in der Weise ab, daß er annimmt, Mesrops Verdienst habe darin bestanden, „die aramäische Konsonantenschrift zu einer reinen Buchstabenschrift, in welcher Konsonant und Vokal gleichmäßig bezeichnet wurden, nach dem Muster der griechischen Schrift umgebildet zu haben".

Einen damit verwandten Standpunkt vertritt Taylor[3]). Nach ihm soll Mesrop das in Armenien (im Osten) bereits gebräuch-

1) Über den Ursprung der armen. Schrift (Sitzungsber. d. Wiener Ak. phil.-hist. Cl. Bd. 48 (1864), S. 431—438).

2) Die beiden letzten Zeichen des Alphabets Օ und Ֆ sind erst im späteren Mittelalter eingeführt worden.

3) The Alphabet II, 268 ff.

liche Pehlevi-Alphabet nach dem Schriftstil der gleichzeitigen griechischen Uncialschrift umgeformt haben, indem er die unregelmäßigen, geneigten, kursiven Pehlevi-Formen in regelmäßige, gerade, geometrische Uncialformen verwandelte. Jene Pehlevi-Schrift hat aber nach Taylor noch ältere Formen gehabt als die uns aus der sassanidischen Schrift bekannten; so würden wir denn auf eine Entwicklungsform des aramäischen Schrifttypus geführt werden, die uns etwa im Kharoṣṭhī-Alphabet vorliegt (s. später). Und in der Tat stellt Taylor die ältesten Formen der armenischen Buchstaben mit denjenigen der Kharoṣṭhī-Schrift zusammen (s. Abb. 282). Allein um eine annähernde Ähnlichkeit bei einer Anzahl von Buchstaben zu erreichen, kehrt er die armenischen Zeichen um — er scheint also anzunehmen, daß es Mesrop gewesen sei, der die linksläufige Schriftrichtung in die rechtsläufige verwandelt habe. Den griechischen Ursprung der drei Zeichen ֆ ֆ ֆ erkennt auch Taylor an, ebenso die Neubildung von einer Menge Zusatzzeichen aus den übernommenen.

Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert
Ա	a	Ք	ḳ	Վ	v	Ջ	ǰ
Բ	e	Օ	ō	Տ	ṗ	Ռ	nǰ
Գ	i	Կ	k	Ր	h	Ս	s
Դ	o	Հ	ho	Ց	ḥ	Վ	š
Ե	u	Ձ	ṙ	Ւ	χ	Տ	ž
Զ	ü	Ղ	rr	Ք Ք	t	Ր	št
Է Ը	ə	Ճ	f	Օ	d	Ց	te
Թ	ə	Մ Հ	ḡ	Ֆ	nd	Ւ	nj
Ժ	dz	Յ	m	Ռ	þ	Ր	as
Ի	ts	Ն	j	Ս	ṭ	Ց	ǫ
Լ	ds	Շ	ṙ	Վ	mb	Ւ	jü
Խ	nds	Ո	ny	Տ	ṙ		
Ծ	v	Չ	ǰǰ	Ր	n		
Կ	l	Պ	nǰǰ	Ց	ṭs		

Abb. 278.

Bereits Lepsius[1]) hatte die griechische Schrift als die Quelle des armenischen Alphabets angesehen und zwar die griechische Uncialschrift. Auch Gardthausen[2]) hält das für richtig, fügt freilich hinzu, daß „man die gleichzeitige Kursive zu Hilfe nehmen muß, obschon es in einzelnen Fällen allerdings zunächst einen befremdenden Eindruck macht, wenn man die flüchtigen und flüssigen Züge der griechischen Kursive im Armenischen stilisiert und ins Lapidare übersetzt sieht". So versucht er denn, 22 Zeichen aus griechischen Uncial- und Kursivzeichen abzuleiten (s. Abb. 283). Außerdem weist er darauf hin, daß im Gegensatz zu semitischen Schriften die armenische Vokale besitzt und zwar genau an demselben Platze im Alphabet wie im Griechischen; auch die Reduktion der semitischen Zeichen für Zischlaute im Griechischen findet sich genau so im Armenischen, obgleich der Reichtum an solchen Lauten die Bildung neuer Zeichen im Armenischen veranlaßte.

Mit absoluter Sicherheit wird sich die Frage wohl kaum entscheiden lassen, weil die Formen der armenischen Buchstaben eine so starke Stilisierung aufweisen, daß bei einem Vergleiche mit semitischen oder griechischen Buchstaben weder in dem einen noch in dem andern Falle

1) Standard-Alphabet (1855), S. 133.
2) Über den griech. Ursprung der armen. Schrift, in: Ztschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 30 (1876), S. 74—80; vgl. auch seine Besprechung von Taylor, The Alphabet in: Philol. Anzeiger 1884, 1—6.

von einer Evidenz die Rede sein kann. Wir möchten meinen, daß Mesrop bei der Zusammenstellung seines Alphabets bei der Bildung der einzelnen Zeichenformen in erheblichem Maße auf das einheimische aramäische Alphabet zurückgegriffen hat, daß er aber außer bei den drei mehrfach genannten Buchstaben auch sonst beständig die griechische Schrift vor Augen gehabt hat, vor allem bei der Bildung der Zeichen für Vokale und Zischlaute und ihrer Einreihung in das Alphabet, daß er endlich der ganzen Schrift einen Duktus gegeben hat, der ihn der griechischen ähnlich erscheinen ließ. — Ein kurzes Beispiel eines zusammenhängenden Textes in moderner armenischer Druckschrift gibt Abb. 284.

Ganz ähnlich wie bei der armenischen liegen die Verhältnisse bei der **georgischen Schrift.** Die Georgier sind bekanntlich das einzige Volk kaukasischer Sprache, das es zu einer eigenen Schrift gebracht hat, und zwar gleich zu zwei verschiedenen Schrifttypen. Der eine derselben, *hutsuri* (kirchliche Schrift, nach *hutsi* „Priester“) genannt, soll ebenfalls von Mesrop um 410 n. Chr. erfunden worden sein. Dies Alphabet enthält 38 Zeichen und zwar Majuskeln wie Minuskeln (s. Abb. 285); es wird heute nur noch selten angewandt, wenigstens für profane Zwecke. Bei der *Hutsuri*-Schrift erhebt sich die gleiche Frage nach der Herkunft wie bei der armenischen. Völlig abzuweisen ist die Ansicht Brossets[1]), Mesrop habe die georgischen Schriftzeichen den indischen Alphabeten entlehnt — er vergleicht sie mit Zeichen der Devanagari, der tibetischen, bengalischen, orissischen, marathischen, sogar barmanischen Schrift. Fr. Müller[2]) leitet sie wie die armenische Schrift aus semitischen Buchstaben ab, Gardthausen[3]) aus der griechischen Schrift, wobei er besonderes Gewicht auf die Anordnung der Buchstaben legt. „Während nämlich die Armenier ihre neuerfundenen Buchstaben in das übernommene griechische Alphabet einschoben und dadurch den Zahlenwert der einzelnen Buchstaben änderten, hängten die Georgier ihre neuen Buchstaben am Ende des Alphabets an, so daß die alten Buchstaben daher denselben Zahlenwert behielten, den sie im griechischen Alphabet

Neugriech. Schreibschr.	Elbassan. Schrift	Schrift Büthakukjes	Lautwert
α ɑ	∀	ꝺ	a
γ	∀	ꝺ	g
δ	∨ h	h	δ
ε	϶	ε	e
ι	|	i	i
ζ	ϛ	ζ	z, dz, ts
ν	∨	ɾ	n
ο	O	ο	o
τ t	ϥ ϥ	ϯ	t
χ	X	ϩ	h

Abb. 279.

Zeichen	Lautwert	Zeichen	Lautwert
ა ა	a	ე ე	e
ბ ბ	b	ვ ვ	v
გ გ	g	დ დ	d
ე ე	e	ზ ზ	z
ვ ვ	v	თ თ	t
ზ ზ	z	ი ი	i
თ თ	t	კ კ	k
ი ი	i	ლ ლ	l
კ კ	k	მ მ	m
ლ ლ	l	ნ ნ	n
მ მ	m	ო ო	o
ნ ნ	n	პ პ	p
ო ო	o	ჟ ჟ	ž
პ პ	p	რ რ	r
ჟ ჟ	ž	ს ს	s
რ რ	r	ტ ტ	t
ს ს	s	უ უ	u
ტ ტ	t	ფ ფ	f
უ უ	u	ქ ქ	k
ფ ფ	f	ღ ღ	ġ
ქ ქ	k	ყ ყ	q
ღ ღ	ġ	შ შ	š
ყ ყ	q	ჩ ჩ	č
შ შ	š	ც ც	c
ჩ ჩ	č	ძ ძ	dz
ც ც	c	წ წ	ts
ძ ძ	dz	ჭ ჭ	č
წ წ	ts	ხ ხ	x
ჭ ჭ	č	ჯ ჯ	j
ხ ხ	x	ჰ ჰ	h
ჯ ჯ	j		
ჰ ჰ	h		

Abb. 280.

1) Eléments de la langue géorgienne (1837), S. 6—9.
2) A. a. O., S. 434 ff.
3) A. a. O., S 79—80.

haben. — Außerdem genügt der eine Umstand, daß bei den Georgiern das ⊓⊓ dem griechischen Ϝ und der Zahl 6 entspricht, während dieser Buchstabe bei den Armeniern ausgefallen ist, um zu zeigen, daß das georgische von dem armenischen Alphabet unabhängig ist.“ Taylor[1]) demgegenüber gibt nur den griechischen Ursprung der drei Zeichen für *vi*, *p‘*, *k‘* zu; im übrigen ist er auch hier der Meinung, daß ein persisch-aramäisches Alphabet, in diesem Falle die jüngere sassanidische (Pehlevi-)Schrift, zugrunde liege, wobei er zum Zwecke der Vergleichung die georgischen Zeichen wiederum umkehrt. Die Lösung der Schwierigkeit wird hier wohl auf einem ähnlichen Wege zu suchen sein wie bei der armenischen Schrift.

Laut-wert	Name	Druckschrift		Schreibschr.		Laut-wert	Name	Druckschrift		Schreibschr.	
		Ma-juskel	Mi-nuskel	Ma-juskel	Mi-nuskel			Ma-juskel	Mi-nuskel	Ma-juskel	Mi-nuskel
a	ajb	Ⴀ	ⴀ	𝔄	𝔞	m	men	Ⴋ	ⴋ	𝔐	𝔪
b	ben	Ⴁ	ⴁ	𝔅	𝔟	j, h	hi	Ⴉ	ⴉ	𝔍	𝔧
g	gim	Ⴂ	ⴂ	𝔊	𝔤	n	nu	Ⴌ	ⴌ	𝔑	𝔫
d	da	Ⴃ	ⴃ	𝔇	𝔡	š	ša	Ⴍ	ⴍ	𝔖	𝔰
c	jcc̆‘	Ⴄ	ⴄ	𝔈	𝔢	o	o	Ⴎ	ⴎ	𝔒	𝔬
z	za	Ⴅ	ⴅ	𝔉	𝔣	č‘	č‘a	Ⴏ	ⴏ	𝔓	𝔭
ē	ē	Ⴆ	ⴆ	𝔊	𝔤	p	pē	Ⴐ	ⴐ	𝔔	𝔮
ə	ət‘	Ⴇ	ⴇ	𝔎	𝔨	ğ	ğē	Ⴑ	ⴑ	𝔎	𝔨
t‘	t‘o	Ⴈ	ⴈ	𝔗	𝔱	ɣ	ɣa	Ⴒ	ⴒ	𝔏	𝔩
ž	žē	Ⴉ	ⴉ	𝔍	𝔧	s	sē	Ⴓ	ⴓ	𝔖	𝔰
i	ini	Ⴊ	ⴊ	𝔎	𝔨	v	vew	Ⴔ	ⴔ	𝔙	𝔳
l	liun	Ⴋ	ⴋ	𝔏	𝔩	t	tiun	Ⴕ	ⴕ	𝔗	𝔱
ḫ	ḫē	Ⴌ	ⴌ	𝔑	𝔫	r	rē	Ⴖ	ⴖ	𝔘	𝔲
ts	tsa	Ⴍ	ⴍ	𝔖	𝔰	t‘s	t‘so	Ⴗ	ⴗ	𝔚	𝔴
k	ken	Ⴎ	ⴎ	𝔎	𝔨	w	hiun	Ⴘ	ⴘ	𝔛	𝔵
h	ho	Ⴏ	ⴏ	𝔓	𝔭	p‘	p‘iur	Ⴙ	ⴙ	𝔜	𝔶
dz	dza	Ⴐ	ⴐ	𝔔	𝔮	k‘	k‘ē	Ⴚ	ⴚ	𝔎	𝔨
ɬ, γ	γat	Ⴑ	ⴑ	𝔎	𝔨	o	o	Ⴛ	ⴛ	𝔒	𝔬
č	čē	Ⴒ	ⴒ	𝔏	𝔩	f	fē	Ⴜ	ⴜ	𝔉	𝔣

Abb. 281.

Die zweite georgische Schriftart, *mḫedruli* (Kriegerschrift, von *mḫedari* „Krieger“) genannt, ist diejenige, die bis heute in lebendigem Gebrauche ist. Dies Alphabet hat 40 Zeichen, wovon heute freilich 7 ungebräuchlich sind; große und kleine Buchstaben werden nicht unterschieden. Nach der Überlieferung[2]) soll die *Mḫedruli*-Schrift von dem ersten georgischen König P‘arnavaz (ca. 300 v. Chr.) erfunden worden sein; sie würde demnach bedeutend älter sein als die *Ḫutsuri*-Schrift. Dem steht jedoch entgegen eine andere Überlieferung, nach der die *Mḫedruli*-Schrift erst gegen 1312 n. Chr. eingeführt worden sein soll, und dazu würde auch stimmen, daß manche Zeichen augenscheinlich nur eine gerundete Form der *Ḫutsuri*-Schrift darstellen (vgl. Abb. 285). Die *Mḫedruli*-Schrift hat auch eine kursive Schreibform entwickelt (s. Abb. 285); eine Probe eines zusammenhängenden Textes in Druckschrift und entsprechender Schreibschrift (man beachte die Ligaturen!) gibt Abb. 286[3]).

1) A. a. O. 268 f. 2) Brosset, Éléments . . . S. 2.
3) Nach Dirr, Theoret.-prakt. Gramm. der modernen georgischen (grusinischen) Sprache. O. J., S. 168. Der Text lautet in

Entlehnungen aus dem Aramäischen.

Wie der phönikische Zweig des altsemitischen Alphabets das Mutteralphabet geliefert hat, aus dem eine Menge nichtsemitischer Völker ihre Schrift letzten Endes bezogen haben, so ist auch das aramäische Alphabet eine Quelle gewesen, aus der verschiedene Völker indogerma-

Altarmen. (gewendet)	Lautwert	Kharoṣṭhī	Lautwert	Altarmen. (gewendet)	Lautwert	Kharoṣṭhī	Lautwert
	a		a		l		l
	b		b		m		m
	g		g		n		n
	d		ḍh		š		ṣ
	e		i		k		o
	o		v		p		p
	z		ǧ		ǧ		ǧ
	ē		h		h		k
	ž		th		r		v
	i		j		s		š
	ḫ		kh		t		t

Abb. 282.

Armen. Majuskel	Lautwert	Griech.	Armen. Majuskel	Lautwert	Griech.
	a			m	
	b			n	
	g			š	
	d			o	
	e			p	
	z			ṙ	
	ē			s	
	t‘			t	
	i			w	
	k			p‘	
	l			k‘	

Abb. 283.

nischer und altaischer (türkischer) Rasse ihre besonderen Schriften entlehnt haben. Wir können vier Hauptschrifttypen unterscheiden: einen westlichen — die iranische Schrift —, einen östlichen — die Kharoṣṭhī-Schrift Nordwestindiens —, einen nördlichen — die sibi-

Որում պարգեւէր իսկ վիճակ յամենաքաջարհուրէն
Աստուծոյ, նշանագրիս հայերէն լեզուին։

Und ihm (dem hl. Mesrop) wurde von dem gnadenreichen Gott ein Besitz geschenkt: die Schrift der armenischen Sprache.

Abb. 284.

rische Schrift —, und einen zentralasiatischen — die hochasiatischen Schriften. Die beiden ersteren gehören Völkern indogermanischer Zunge an, die beiden letzteren zur Hauptsache Völkern, die man dem altaischen (türkisch-mongolisch-tungusischen) Sprachstamme zurechnet. Da wir die ältesten Schriftdenkmäler von der Kharoṣṭhī-Schrift besitzen, werden wir diese zunächst behandeln.

deutscher Übersetzung: Was ist unser Leben wenn nicht Wohltun? Wenn wir nicht aufrichten den Gefallenen, ihm nicht Trost spenden? Wenn wir nicht verfolgen das Böse, die Wahrheit nicht beschützen? Wenn uns andere Stöhnen nicht betrübt, wenn wir ihren Schmerz nicht fühlen?

Hutsuri		Laut-wert	Mhedruli		Name	Hutsuri		Laut-wert	Mhedruli		Name
Majusk.	Minusk.		Druck-schrift	Schreib-schrift		Majusk.	Minusk.		Druck-schrift	Schreib-schrift	
Ⴀ	ⴀ	a	ა	ა	an	Ⴒ	ⴒ	t	ტ, ტ	ტ	tar
Ⴁ	ⴁ	b	ბ	ბ ბ	ban	Ⴓ	ⴓ	u	უ, უ	უ	un
Ⴂ	ⴂ	g	გ	გ	gan	Ⴔ	ⴔ	vi	ვ		(außer Gebrauch)
Ⴃ	ⴃ	d	დ	დ	don	Ⴕ	ⴕ	p‘	ფ	ფ ფ	p‘ar
Ⴄ	ⴄ	e	ე	ე	en	Ⴖ	ⴖ	k‘	ქ	ქ	k‘an
Ⴅ	ⴅ	v	ვ	ვ	vin	Ⴗ	ⴗ	ɣ	ღ	ღ	ɣan
Ⴆ	ⴆ	z	ზ	ზ	zen	Ⴘ	ⴘ	q	ყ, ყ	ყ	qar
Ⴇ	ⴇ	ee, h	ჱ, ჱ		(außer Gebrauch)	Ⴙ	ⴙ	š	შ	შ	šin
Ⴈ	ⴈ	t‘	თ	თ	t‘an	Ⴚ	ⴚ	tš	ჩ	ჩ	tšin
Ⴉ	ⴉ	i	ი	ი	in	Ⴛ	ⴛ	ts	ც, ც	ც	tsan
Ⴊ	ⴊ	k	კ	კ	kan	Ⴜ	ⴜ	dz	ძ	ძ	dzil
Ⴋ	ⴋ	l	ლ	ლ	las	Ⴝ	ⴝ	ts’	წ	წ	ts’il
Ⴌ	ⴌ	m	მ	მ	man	Ⴞ	ⴞ	tš’	ჭ, ჭ	ჭ ჭ	tš’ar
Ⴍ	ⴍ	n	ნ	ნ	nar	Ⴟ	ⴟ	h	ხ	ხ	han
Ⴎ	ⴎ	ĭ	ჲ		(außer Gebrauch)	Ⴠ	ⴠ	h	ჰ, ჰ		(außer Gebrauch)
Ⴏ	ⴏ	o	ო	ო ჿ	on	Ⴡ	ⴡ	dž	ჯ, ჯ	ჯ	džan
Ⴐ	ⴐ	p	პ, პ	პ	par	Ⴢ	ⴢ	h	ჰ, ჰ		hae
Ⴑ	ⴑ	ž	ჟ, ჟ	ჟ	žan	Ⴣ	ⴣ	ho	ჶ		(außer Gebrauch)
Ⴒ	ⴒ	r	რ	რ ღ	rae	–	–	f	ფ		(außer Gebrauch)
Ⴓ	ⴓ	s	ს	ს	san	–	–	ə	ჷ		(außer Gebrauch)

Abb. 285.

Die Kharoṣṭhī-Schrift.

Die Kharoṣṭhī-Schrift[1]) wurde zuerst bekannt durch Münzen der indogriechischen und indoskythischen Könige (Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. bis Ende des 1. Jahrh. n. Chr.), und von ihnen ging auch die Entzifferung aus, die sich vor allem an die Namen Prinsep, Lassen,

1) S. die eingehende Darstellung bei Bühler, Ind. Paläogr. 1896. S 19—30, wo weitere Literatur zu finden ist.

Norris und Cunningham knüpft. Weitere Fortschritte machte dieselbe, nachdem im Jahre 1836 durch einen französischen Offizier in Shāhbāzgarhi in der Nähe von Kapur-di-giri an der Grenze von Indien und Afghanistan eine in jener Schrift verfaßte Felseninschrift entdeckt worden war, die sich als eine Version der berühmten Asoka-Edikte (s. oben S. 145) erwies. Die Inschrift stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Jahre 251 v. Chr. und ist somit die älteste uns bekannte längere Kharoṣṭhī-Inschrift. Noch auf ein paar weiteren Inschriften sowie auf Münzen und Gemmen erscheint die Kharoṣṭhī-Schrift; doch ist sie sowohl örtlich wie zeitlich beschränkt geblieben. Abgesehen von Nordwestindien und später als etwa das 3. Jahrh. n. Chr. findet sie sich nicht mehr: sie konnte gegen die Konkurrenz der Brāhmī-Schrift nicht aufkommen. Immerhin ist die Zeit ihrer Existenz lang genug, um verschiedene Entwicklungsstufen erkennen zu lassen[1]).

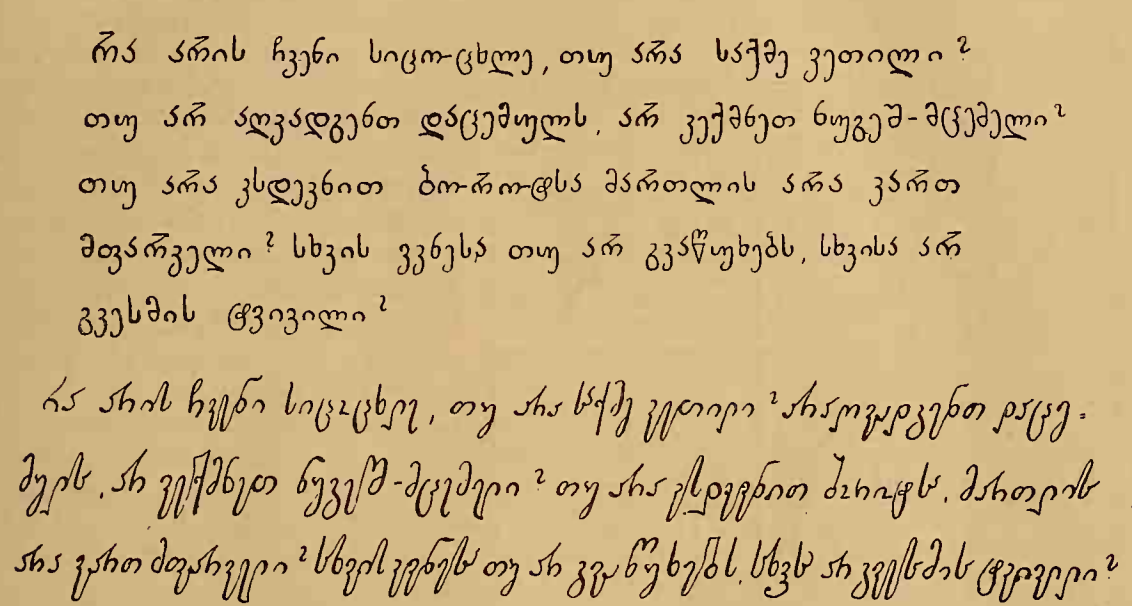


Abb. 286.

Was den Namen der Schrift angeht, so ist ein allgemein üblicher nicht vorhanden. Wir treffen die Bezeichnungen „arianische Schrift", „nordwestliches Alphabet", „baktrische" oder „indobaktrische" Schrift u. a. Der Name *Kharoṣṭhī* stammt nach dem chinesisch-buddhistischen *fa-wan-shu-lin* von dem Erfinder *Kharoṣṭha* (= Eselslippe); seit Bühler ist er der gebräuchlichste geworden.

Daß die Karoṣṭhī-Schrift in erster Linie eine „Schreiber- und Geschäftsschrift" (Bühler) war, beweisen die leicht schreibbaren Formen der Buchstaben sowie orthographische Vereinfachungen, wie Fehlen von Zeichen für lange Vokale, einfache Schreibung der Doppelkonsonanten u. a.

Schon beim Bekanntwerden der Kharoṣṭhī-Schrift mußte die linksläufige Schriftrichtung die Herkunft derselben von einem semitischen Alphabet nahelegen. Seitdem E. Thomas[2]) außerdem eine Ähnlichkeit mehrerer Zeichen mit aramäischen aufgezeigt hatte, ist besonders

1) Über die Datierung der späteren Inschriften s. Banerji, The Kharosthi Alphabet, in: Journal of the Royal Asiatic Soc. 1920, p. 193—219.

2) Prinsep's Indian Antiquities ed. by E. Thomas, vol. II, p. 144 f.

durch Taylor[1]) und Cunningham[2]) die Abstammung der Kharoṣṭhī-Schrift aus einem aramäischen Alphabet über allen Zweifel erhoben worden (vgl. die Tabelle Abb. 287). Als Vorbild kommt aller Wahrscheinlichkeit nach ein aramäischer Duktus in Frage, wie er sich auf spätbabylonischen Siegeln und Gemmen aus dem 5. vorchristl. Jahrh. sowie auf einigen Inschriften (von Saqqārah, Teima u. a.) aus der gleichen Zeit findet; besonders nahe steht diesem Duktus auch die aramäische Schrift der in Ägypten gefundenen Papyri (5.—2. Jahrh.), wenngleich diese noch abgeschliffener erscheint (vgl. S. 121). Wir müssen also annehmen, daß die Kharoṣṭhī-Schrift während des 5. Jahrh. v. Chr. sich aus der gleichzeitigen aramäischen Schrift zu entwickeln begonnen hat und zwar in dem nordwestlichsten Teile Indiens, der von etwa 500—331 v. Chr. sich meistens im Besitze der Perser befand. Dafür spricht außerdem noch der Umstand, daß das Aramäische gerade unter der Herrschaft der Achämenidenkönige in ganz Iran als Verkehrssprache verbreitet war. „Der Grund für den offiziellen Gebrauch des Aramäischen während der Achämenidenzeit liegt ohne Zweifel darin, daß zahlreiche Aramäer im persischen Verwaltungsdienst als Schreiber, Rechnungsführer, Münzmeister u. a. verwendet wurden. Bei dem raschen Aufbau des persischen Weltreiches auf den Trümmern der älteren semitischen Monarchien war die Übernahme geschulter Subalternbeamten der früheren Regierungen gewiß unvermeidlich. Unter diesen Umständen liegt es nahe, zu vermuten, daß die persischen Satrapen aramäische Schreiber auch in die indische Provinz mit sich nahmen und so ihre indischen Untertanen, insbesondere die Schreiber der eingeborenen Fürsten, Stadt- und Dorfhäupter, zwangen, das Aramäische zu erlernen[3]). Zunächst führte der Verkehr zwischen den persischen und indischen Kanzleien wahrscheinlich zum Gebrauche der unveränderten aramäischen Schrift für das nordwestliche Prakrit und weiterhin zu Modifikationen derselben, die mit Hilfe der Prin-

Aramäisch			Kharoṣṭhī		
Lautwert	Inschr. 5. J.	Ägypt. Papyri 5.-2. J.	Übernommen	Lautwert	neugebildet
ʾ				a	
b				ba	
g				ga	
d				da	
h				ha	
w				va	
z				ǧa	
ḥ				śa	
j				ya	
k				ka	
l				la	
m				ma	
n				na	
s				sa	
p				pa	
ṣ				ča	
q				kha	
r				ra	
š				ša	
t				ta	

Abb. 287.

1) The Alphabet II, p. 260 f.
2) Coins of Ancient India, p. 33.
3) Über eine in den Ruinen von Taxila gefundene aramäische Steininschrift s. Journ. of the Royal Asiatic Society 1915, p. 191 ff.

zipien der älteren indischen Brāhmī gemacht wurden und denen die Kharoṣṭhī ihre Entstehung verdankt."[1])

Die 4. Spalte der Tabelle (Abb. 287) zeigt die aus dem Aramäischen übernommenen, mehr oder weniger umgestalteten Formen der Kharoṣṭhī-Schrift, während die 5. Spalte die aus letzteren neugebildeten Zeichen enthält, die im Aramäischen fehlende Laute zu bezeichnen hatten, wie z. B. die aspirierten und cacuminalen Laute. Nur in wenig Fällen ist die Methode der Neubildung genau erkennbar, wie etwa bei den Zeichen für *gh(a)*, *bh(a)*, *dh(a)*, wo wir es mit einer Zusammensetzung der Buchstaben für *g(a)*, *b(a)*, *d(a)* mit dem Zeichen für *h(a)* zu tun haben. Das Vorbild der Brāhmīschrift ist vor allem darin zu suchen[2]), daß jedem Konsonant ein *a* inhäriert, Vokallosigkeit bei ungleichartigen, aufeinander folgenden Konsonanten durch Verbindung der Konsonantenzeichen zu einer Ligatur bezeichnet wird und die Vokale *i*, *u*, *e*, *o* durch besondere Hilfsstriche ausgedrückt werden.

Aramäisch			Pehlevi-Schrift				Awesta-schrift
4.-3. Jahrh. v. Chr.	Palmyren. 2. J. n. Chr.	Lautwert	Arsakid.	Sassanid.	Bücher-schrift	Lautwert	
𐡀	𐡀	'	𐭠	𐭠	𐭠	a	𐬀
𐡁	𐡁	b	𐭡	𐭡	𐭡	b	𐬁
𐡂	𐡂	g	𐭢	𐭢	𐭢	g	𐬂
𐡃	𐡃	d	𐭣	𐭣	𐭣	d	𐬃
𐡄	𐡄	h	𐭤	𐭤	𐭤	h	𐬄
𐡅	𐡅	w	𐭥	𐭥	𐭥	v	𐬅 (u)
𐡆	𐡆	z	𐭦	𐭦	𐭦	z	𐬆
𐡇	𐡇	ḥ	𐭧	𐭧	𐭧	h, ḥ	
𐡈	𐡈	j	𐭨	𐭨	𐭨	j	𐬇 (i)
𐡉	𐡉	k	𐭩	𐭩	𐭩	k	𐬈
𐡊	𐡊	l	𐭪	𐭪	𐭪	l, r	𐬉 (r)
𐡋	𐡋	m	𐭫	𐭫	𐭫	m	𐬊
𐡌	𐡌	n	𐭬	𐭬	𐭬	n	𐬋
𐡍	𐡍	s	𐭭	𐭭	𐭭	s	𐬌
𐡎	𐡎	p	𐭮	𐭮	𐭮	p, f	𐬍 (f)
		ṣ				č, ǧ	𐬎 (č)
𐡐	𐡐	q	𐭯			q	
𐡑	𐡑	r	𐭰	𐭰	𐭰	r, l	
𐡒	𐡒	š	𐭱	𐭱	𐭱	š, ž	𐬏 (š)
𐡓	𐡓	t	𐭲	𐭲	𐭲	t, þ, d	𐬐 (t)

Abb. 288.

Die iranischen Schriften.

Unter iranischen Schriften verstehen wir unter Ausschluß der altpersischen Keilschrift sowie der mit der Islamisierung Persiens eindringenden arabischen Schrift diejenigen Schriften, die zur Darstellung der mittelpersischen und z. T. der altpersischen Sprache dienten. Sie werden auch als Pehlevi-Schriften im weiteren Sinne bezeichnet. Als sprachlicher Terminus bezeichnet Pehlevi (entstanden aus *parthavi* „parthisch") nur die mittelpersische Sprache zur Zeit der Arsakiden (Parther, 256 v. Chr. bis 226 n. Chr.) und Sassaniden (226—642 n. Chr.). Wir kennen diese Sprache aus Inschriften auf Denkmälern, Münzlegenden u. a., auch aus Papyrusfragmenten und einer nicht unbedeutenden Literatur, die während der Sassanidenherrschaft blühte und

1) Bühler, a. a. O., S. 20/21.
2) Weber, Indische Skizzen (1857), S. 144 f.; E. Thomas, Prinsep's Indian Antiquities II, 146.

auch später von den Anhängern der zarathuštrischen Religion, den sog. Parsen in Persien und Indien geflegt wurde. Freilich ist keine der erhaltenen Handschriften älter als das 14. Jahrhundert.

Früher hielt man die Pehlevi-Sprache für eine Mischsprache, da sich eine Menge aramäischer Lehnworte, die aber den Gesetzen der iranischen Flexion unterworfen wurden, in ihr finden. Allein seit den Forschungen von Westergaard, Haug und Nöldeke wissen wir, daß es sich nicht um eine Mischsprache, sondern um eine Mischschrift handelt[1]). Die scheinbaren aramäischen Lehnwörter sind weiter nichts als Ideogramme, die mit den entsprechenden per-

	Zeichen	Lautwert		Zeichen	Lautwert		Zeichen	Lautwert		Zeichen	Lautwert		Zeichen	Lautwert		Zeichen	Lautwert
1		*a*	10		*ā*	19		*č*	28		*f*	37		*v*	46		*h*
2		*ā*	11		*i*	20		*ǰ*	29		*w*	38		*v*	47		*h'*
3		*e*	12		*ī*	21		*t*	30		*ŋ*	39		*r*	48		*hᵛ*
4		*ē*	13		*u*	22		*d*	31		*ŋ́*	40		*s*	49		*ǰ*
5		*ə*	14		*ū*	23		*p*	32		*n*	41		*z*			
6		*ə̄*	15		*k*	24		*ō*	33		*n, m*	42		*š*		Ligaturen	
7		*o*	16		*g*	25		*t̰*	34		*m*	43		*š*			*ōd*
8		*ō*	17		*h*	26		*p*	35		*ǰ*	44		*š*			*šč*
9		*å*	18		*γ*	27		*b*	36		*ǰ*	45		*ž*			*ša*

Abb. 289.

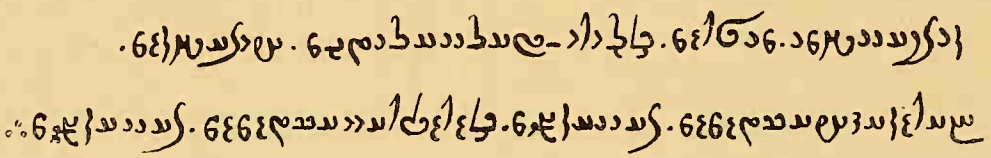


Abb. 290.

sischen Wörtern zu lesen sind. So wurde beispielsweise *malkā* „König" geschrieben, aber *šāh* gelesen. An solche Ideogramme konnten nun die iranischen Flexionsendungen einfach angehängt werden, z. B. *m-n-š* gelesen *až-aš* „von ihm", wo zwar das aramäische *m-n* dem iranischen *až* „von" entspricht, die Endung *-š* aber nur iranisch ist. Das Alphabet, in dem diese Pehlevi-Sprache geschrieben ist, ist das Pehlevi-Alphabet, die älteste Form der iranischen Schriften. Die Parsen haben freilich schon früh solche Mischtexte in die rein iranische Sprachform umschrieben; ist dabei die Pehlevi-Schrift benutzt worden, so sprechen wir von *Pāzend*, während die Umsetzung in arabische Schrift als *Pārsī* bezeichnet wird.

Die Pehlevi-Schrift ist uns in verschiedenen Entwicklungsstadien bekannt. Während der

1) Vgl. Salemann, Mittelpersisch in: Geiger-Kuhn, Grundr. d. iran. Philol. I (1901), S. 249 ff., wo weitere Literatur verzeichnet ist.

ersten Jahrhunderte parthischer Herrschaft herrscht das griechische Alphabet in Persien, bis es etwa um den Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. völlig verschwindet und einem neuen Platz macht, das allerdings schon früher gelegentlich auf Münzen erscheint. Diese älteste Form des Pehlevi-Alphabets nennen wir chaldäisches Pehlevi oder arsakidisches Pehlevi. Es ist uns bekannt aus Münzlegenden der Arsakidenzeit und den mehrsprachigen Inschriften der ersten Sassanidenkönige Ardešīr und Šāhpūr auf den Felsen von Naqš-i-Rustam und Naqš-i-Raǧab bei Persepolis sowie in der Höhle von Hāǧīābād. Die zweite Stufe ist das sassanidische Pehlevi, dessen Entwicklung sich an der Hand zahlreicher Münzen, Gemmen usw. bis

Orchon-Inschrift	Jenissei-Inschrift	Lautwert	Orchon-Inschrift	Jenissei-Inschrift	Lautwert	Orchon-Inschrift	Jenissei-Inschrift	Lautwert
		a, ä			d (vor od. nach a, o, u, y)			r (vor od. nach e, i, ä, ö, ü)
		y, i			d (vor od. nach e, i, ä, ö, ü)			l (vor od. nach a, o, u, y)
		o, u			p			l (vor od. nach e, i, ä ö, ü)
		ö, ü			b (vor od. nach a, o, u, y)			č
		k (vor od. nach a)			b (vor od. nach e, i, ä, ö, ü)			i̯č
		k (vor od. nach y)			j (vor od. nach a, o, u, y)			s (vor od. nach a, o, u, y
		k (vor od. nach o, u)			j (vor od. nach e, i, ä, ö, ü)			s (vor od. nach e, i, ä, ö, ü)
		g (vor od. nach a, o, u, y)			i̯			š
		k (vor od. nach ä, c, i)			ŋ			z
		k (vor od. nach ö, ü)			n (vor od. nach a, o, u, y)			n̯d
		g (vor od. nach e, i, ä, ö, ü)			n (vor od. nach e, i, ä, ö. ü)			n̯č
		t (vor od. nach a, o, u, y)			m			l̯d
		t (vor od. nach e, i, ä, ö, ü)			r (vor od. nach a, o, u, y)			

Abb. 291.

zu den aus dem 14. Jahrh. stammenden Handschriften klar verfolgen läßt. Aus der Schriftform der Handschriften (Buch-Pehlevi) hat sich schließlich die zweite Art der iranischen Schriften, die sog. Awesta-Schrift (früher auch Zend-Schrift genannt) herausgebildet. Wir verstehen darunter die Schrift, in der das Awesta[1]), die Sammlung der heiligen Bücher der Parsen (der nach der Islamisierung Persiens nach Nordwestindien geflohenen Anhänger der Religion Zarathustras), geschrieben ist. Während die Sprache desselben, das Awestische, ein ostiranischer Dialekt, eine sehr altertümliche Form zeigt — die ältesten Bestandteile des Awesta

1) Das Wort Awesta, dessen älteste uns bekannte Form das mittelpersische *avistak* ist, bedeutete vermutlich „Grundlage", „Grundtext"; dem gegenüber stand die *zand*, *zend* genannte mittelpersische Übersetzung und Erklärung. Aus einer Verbindung beider Ausdrücke entstand bei den europäischen Gelehrten die Bezeichnung Zendawesta, wobei dann fälschlich Zend als Bezeichnung der awestischen Sprache genommen wurde.

mögen noch vor dem 7. Jahrh. v. Chr. entstanden sein[1]) — ist die Schrift, in der wir das Awesta überliefert erhalten haben, erst als die letzte Entwicklungsform der älteren Pehlevischrift anzusehen. Daß das Awesta vorher in der letzteren geschrieben war, ist doch wohl wahrscheinlich; immerhin muß man dann mit einer danebenstehenden mündlichen Überlieferung von außerordentlicher Treue rechnen, da es ohne eine solche unmöglich gewesen wäre, aus der einfacheren Pehlevi-Schrift den Text in die viel genauere, an Zeichen reichere Awesta-Schrift umzusetzen.

Nachdem Anquetil Duperron im Jahre 1762 den Originaltext des Awesta nach Paris gebracht hatte, blieb derselbe zunächst ein Buch mit sieben Siegeln. Erst die Arbeiten des

Sibirische Schrift		Aramäisch	Pehlevi	Lautwert	Sibirische Schrift		Aramäisch	Pehlevi	Lautwert
Zeichen	Lautwert				Zeichen	Lautwert			
	b			b		n			n
	d			d		š			s
	g			h		b			p
	o, u			w		s			ṣ
	z			z		ič			č
	s			z		k			q
	k			h		r			r
	i, y			j		š			
	k			k		t			t
	l			l		p			p
	m			m					

Abb. 292.

Dänen Rask († 1831) und vor allem des Franzosen Burnouf[2]) († 1852) führten zu einer Entzifferung der Awesta-Schrift und zu einer wenn auch noch in vielen Punkten unsicheren Übersetzung des Awesta-Textes. In der Folge hat eine ganze Reihe von Gelehrten die Arbeiten jener fortgesetzt und im einzelnen ergänzt und berichtigt; wir nennen nur einige der wichtigsten Namen wie Lepsius, Spiegel, Darmesteter, Bartholomae, Geldner, Hübschmann, Jackson.

Gleichzeitig mit der Entzifferung der Awesta-Schrift tauchte auch die Frage nach der Herkunft derselben auf. Die linksläufige Schriftrichtung wies gebieterisch auf semitischen Ursprung hin. Allein die späten Buchstabenformen dieser Schrift erschwerten eine genaue Herleitung. Erst als auf Grund der ersten Entzifferungsversuche von Sylvestre de Sacy später

1) Reichelt, Awestisches Elementarbuch (1909), S. 5.
2) In seinem methodisch vorbildlichen Commentaire sur le Yaçna. 1833/4.

Longpérier, Olshausen, E. Thomas, Mordtmann, Drouin u. a. die arsakidischen und sassanidischen Inschriften und Münzlegenden völlig entziffert hatten und das ursprüngliche Pehlevi-Alphabet genauer bekannt geworden war, besaß man genügend alte Formen, um mit Erfolg einen Vergleich mit semitischen Schriften vorzunehmen. Daß nur solche in Frage kommen konnten, darauf wies außer der Schriftrichtung auch der Umstand hin, daß die Pehlevi-Schrift keine Vokalzeichen kennt — anlautende Vokale werden durch das dem semitischen *āleph* entsprechende Zeichen angedeutet, lange Vokale wie im Semitischen durch die Konsonantenzeichen *āleph* (für *ā*), *jōd* (für *i*, *e*), *wāw* (für *u*, *o*). Eine genauere Untersuchung hat gezeigt, daß als Mutteralphabet nur die aramäische Schrift in Frage kommen kann und zwar diejenige Entwicklungsstufe derselben, die wir aus Mesopotamien, Ägypten u. a. im 5.—2. vorchristlichen Jahrhundert kennen und die wir, wie wir bereits sahen, auch als Vorstufe der Kharoṣṭhī-Schrift ansehen müssen, mit deren Zeichen die Pehlevi-Schrift denn auch beträchtliche Ähnlichkeiten aufweist. Die Abweichungen würden sich leicht durch den Zeitraum von mehreren Jahrhunderten erklären lassen, die die frühesten Pehlevi-Inschriften von den ältesten Kharoṣṭhī-Inschriften trennen. Interessant ist übrigens die Erscheinung, daß die aus der älteren aramäischen Schrift hervorgegangene palmyrenische Schrift (s. oben S. 125) sich in ähnlicher Richtung aus jener entwickelt hat wie die Pehlevi-Schrift; daher auch das palmyrenische Alphabet große Ähnlichkeit mit der Pehlevi-Schrift aufweist. Auf Abb. 288 finden sich die aramäischen Buchstabenzeichen der genannten Epoche mitsamt den palmyrenischen verglichen mit denjenigen der arsakidischen sowie der sassanidischen Pehlevi-Schrift, und zwar sind für die erstere Art die Zeichen des arsakidischen Teiles der *Hāǧīābād*-Inschrift gewählt worden, für die zweite Art die Zeichen der sassanidischen Münzen und Gemmen sowie der „Bücherschrift" der Manuskripte[1]). Da die 22 semitischen Buchstaben zur Darstellung der persischen Laute nicht ausreichten, so war die Folge, daß manche Zeichen mehrdeutig waren (vgl. die Tabelle), was verbunden mit dem Umstande, daß die Pehlevi-Schrift eine Menge einander sehr ähnlicher Ligaturen kennt und daß einige Buchstabenzeichen ihrer Form nach völlig gleich aussehen, die Schrift zu einer äußerst schwer und unsicher lesbaren macht. Kein Wunder darum, daß die jüngere Awesta-Schrift, um die Vieldeutigkeit zu beseitigen, eine bedeutende Anzahl neuer Zeichen aus den

Lautwert	Zeichen	Lautwert	Zeichen
ʾ â		l	
b		m	
g		n	
d		s	
h		ʿ	
v, û, ô		p	
z		f	
ž		č	
ḥ		ǧ	
ṭ		q	
j, î, ê		r	
k		š	
kh		t	
l			

Abb. 293.

1) Vgl. die ausführlichen Tafeln zur Entwickelung der Pehlevi-Alphabete zu dem Aufsatz von Hübschmann, Iranische Studien, in: Kuhns Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung XXIV (1879).

übernommenen 18 bildete und diejenigen von gleicher Form ein wenig differenzierte, so daß das neue Alphabet anstatt der bisherigen 21 Zeichen nunmehr deren 48 enthält (vgl. das vollständige Alphabet auf Abb. 289; das 49. Zeichen ist eine Variante, die in persischen Handschriften statt der Form Nr. 35 *j* der indischen erscheint). Diejenigen der Awesta-Zeichen, die aus der Pehlevi-Schrift herübergenommen worden sind, sind in der letzten Spalte der Tabelle Abb. 288 zusammengestellt. Als die wichtigste Neuerung der Awesta-Schrift ist zweifellos die Umgestaltung von vier ursprünglichen Konsonantenzeichen, nämlich denjenigen, die dem semitischen *āleph*, *hē*, *wāw*, *jōd* entsprechen, zu 4 Vokalzeichen (*a*, *e*, *u*, *i*), aus denen dann durch Differenzierung oder Zusammensetzung weitere 10 Vokalzeichen entstanden. Beispiele für Neubildung von Konsonantenzeichen wären etwa das Zeichen für *f* (Nr. 28, Abb. 289) aus demjenigen für *p* (Nr. 26) oder die Zeichen für zwei ihrem genauen Lautwert nach nicht bestimmbare Zischlaute (Nr. 43 und 44) aus dem Zeichen für *š* (Nr. 42) u. a. In ein paar Fällen sind auch zwei Zeichen für den gleichen Laut vorhanden, die aber verschieden verwandt werden; so stehen von den beiden Zeichenpaaren Nr. 35 und 36 für *j* und Nr. 37 und 38 für *v* die beiden Zeichen 35 und 37 im Wortanlaut, 36 und 38 im Wortinlaut. Das Zeichen für einen Nasal Nr. 33 hat vor *t*, *d*, *č*, *ǧ* den Wert *n*, vor *k*, *g* den Wert *ng*,

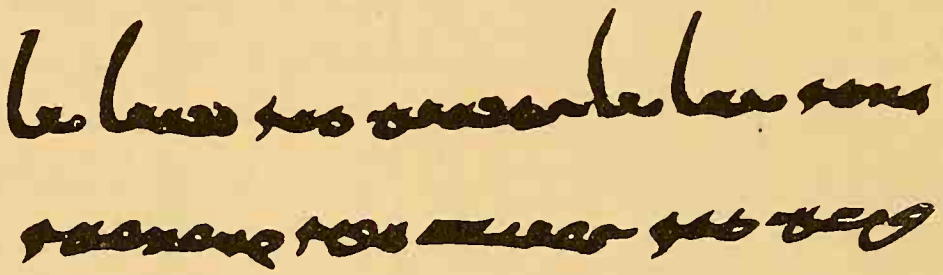


Abb. 294.

vor *p*, *b* den Wert *m*. Im übrigen sei noch zur Umschrift bemerkt, daß *ə* und *ə̄* ein mit gehobener Mittelzunge gesprochenes *a* (etwa gleich dem Vokal im engl. *but*), *ã* ein nasaliertes *a*, *t* eine nicht genauer bestimmbare Art des *t*, *ŋ* den gutturalen Nasal, *ńj* denselben Laut mouilliert, *h́* eine Art *h*, *hᵛ* ein labialisiertes *h* bedeutet. — Einen kurzen zusammenhängenden Text gibt Abb. 290, nämlich aus dem 19. Kapitel des *Vendidād*, einem Teile des Awesta. Die deutsche Übersetzung lautet: „Ich rufe an Mithra, den weite Fluren besitzenden, den bewaffneten, den herrlichsten Bewehrten, den siegreichsten Bewehrten."

Die sibirische Schrift.

Mit dem Ausdruck „sibirische Schrift" wollen wir diejenige Schrift bezeichnen, in der die sog. alttürkischen Inschriften geschrieben sind, die seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, besonders zahlreich aber in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts an verschiedenen Stellen Sibiriens und der nördlichen Mongolei, neuerdings auch in Ostturkestan gefunden wurden, so am Ob, am Jenissei und vor allem am Orchon, einem Nebenflusse der in den Baikalsee fließenden Selenga. Die Inschriften sind wie gesagt in alttürkischer Sprache verfaßt und stammen größtenteils aus dem Anfange des 8. Jahrh. n. Chr.; die Jenissei-Inschriften sind vermutlich etwa 50 Jahre jünger[1]). Lange sind die Inschriften unlesbar geblieben. Erst in den 90er Jahren

1) Sammlungen der Inschriften: Inscriptions de l'Orkhon recueillies par l'expédition finnoise 1890. Helsingfors 1892. — Radloff, Atlas der Alterthümer der Mongolei. St.-Petersburg 1892. — Inscriptions de l'Iénisséi recueillies et publiées par la société finlandaise d'archéologie. Helsingfors 1889.

des vorigen Jahrhunderts gelang dem dänischen Sprachforscher V. Thomsen die Entzifferung derselben, eine Meisterleistung auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft[1]). Außer Thomsen haben sich vor allem Radloff[2]) und Vámbéry[3]) um die Erklärung und die Ausbeutung der Inschriften verdient gemacht.

Die Inschriften sind in einer Schrift geschrieben, die auf den ersten Blick an Runen oder auch an südarabische, ja auch an Kharoṣṭhī-Zeichen erinnert. Und in der Tat hat man sie auch aus solchen ableiten wollen[4]). Daß an semitischen Ursprung zu denken ist, beweist schon die durchgehende Schriftrichtung von rechts nach links; wenn gelegentlich von oben nach unten geschrieben wird, wobei die Zeilen von rechts nach links aufeinander folgen, so dürfte darin chinesischer Einfluß erkennbar sein. Und so trifft denn wohl auch in dieser Frage der Herkunft der Schrift Thomsen[5]) das Richtige, wenn er sie aus einer semitischen und zwar genauer aus der aramäischen ableitet. Abgesehen von der Schriftrichtung spricht dafür auch die Ähnlichkeit der Form bei einer größeren Anzahl von Zeichen, und endlich legen das auch die geschichtlichen Verhältnisse nahe. Sahen wir doch bereits, welche Ausbreitung die aramäische Schrift in Vorder- und Mittelasien im Laufe der Zeit gewonnen hat. Offen läßt Thomsen allerdings noch die Frage, ob die sibirische Schrift unmittelbar aus dem aramäischen Alphabet oder aus dem daraus bekanntlich hervorgegangenen Pehlevi-Alphabet stammt. Es scheint uns, daß die Ähnlichkeiten der Form im allgemeinen größer sind beim Pehlevi-Alphabet (vgl. Abb. 292). Dieses

Aramäisch			Sogdisch			Uigurisch			
Jerusalem. 1. J. n. Chr.	Palmyren. 3. J. n. Chr.	Lautwert	Tuen-Huang	Stein'sche Dokumente	Lautwert	Ost-Turkestan.	Kudatku Bilik Anfang	Kudatku Bilik Ende	Lautwert
𐡀	𐡀	ʾ	𐽀	𐽀	ʾ	𐽀	𐽀	𐽀	a, e
𐡁	𐡁	b	𐽁	𐽁	β		𐽁	𐽁	f, w
𐡂	𐡂	g	𐽂	𐽂	γ				
𐡅	𐡅	w	𐽅	𐽅	w	𐽅	𐽅	𐽅	o, u, ö, ü
𐡆	𐡆	z	𐽆	𐽆	z	𐽆			z
𐡇	𐡇	ḥ		𐽇	ḥ				
𐡈	𐡈	ṭ	𐽈		ṭ				
𐡉	𐡉	j	𐽉	𐽉	j	𐽉	𐽉	𐽉	j, i
𐡊	𐡊	k	𐽊	𐽊	k	𐽊	𐽊	𐽊	g, k
𐡋	𐡋	l	𐽋	𐽋	δ	𐽋	𐽋	𐽋	d, t
𐡌	𐡌	m	𐽌	𐽌	m	𐽌	𐽌	𐽌	m
𐡍	𐡍	n	𐽍	𐽍	n	𐽍	𐽍	𐽍	n
𐡎	𐡎	s	𐽎	𐽎	s	𐽎	𐽎	𐽎	s
𐡐	𐡐	p	𐽐	𐽐	p	𐽐	𐽐	𐽐	b, p
𐡑	𐡑	ṣ	𐽑	𐽑	č	𐽑	𐽑	𐽑	ǧ, č
𐡒	𐡒	r	𐽒	𐽒	r	𐽒	𐽒	𐽒	r
𐡓	𐡓	š	𐽓	𐽓	š				
𐡔	𐡔	t		𐽔	t				
						𐽕	𐽕	𐽕	l
						𐽖	𐽖	𐽖	g, ḫ
						𐽗	𐽗	𐽗	š

Abb. 295.

1) Déchiffrement des inscriptions de l'Orkhon et de l'Iénissei. Notice préliminaire. (Bull. de l'Ac. Royale des Sciences et des Lettres de Danemark. Copenh. 1893) — Inscriptions de l'Orkhon déchiffrées (Mém. de la Soc. finno-ougr. V. [1896]).

2) Die alttürkischen Inschriften der Mongolei. St.-Petersburg 1895.

3) Noten zu den alttürk. Inschriften der Mongolei u. Sibiriens. (Mém. de la Soc. finno-ougr. XII [1898]).

4) Z. B. Terrien de Lacouperie (Babyl. and Oriental Record VII [1893], p. 94

5) Mém. de la Soc. finno-ougr. V. S. 47 ff.; ihm schließt sich auch Donner an (Sur l'origine de l'alphabet turc du Nord de l'Asie. Helsingfors 1896), nachdem er früher (Inscriptions de l'Orkhon p. XLXXX ff.) an eine Herleitung aus kleinasiatischen (lykischen und karischen) Alphabeten gedacht hatte.

dürfte vielleicht den Grundstock gebildet haben. Daneben haben wir freilich andere Zeichen, die möglicherweise ohne Rücksicht auf den Lautwert nur der Form nach aus anderen Alphabeten, z. B. dem griechischen geschöpft sein können (vgl. B, Θ, I, M, ≥, Y, X, Ψ). Einige Zeichen endlich sind als Differenzierungen übernommener zu erklären. — Eine vollständige Übersicht über die bekannten Zeichen und zwar derjenigen aus den Orchon-Inschriften und der teils etwas abweichenden der Jenissei-Inschriften gibt die Abb. 291 (nach

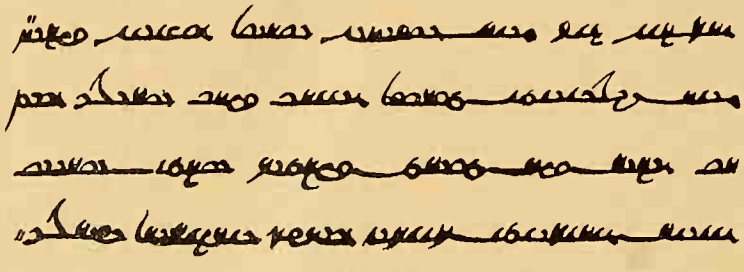


Abb. 296.

Thomsen). Die Fülle der Konsonantenzeichen erklärt sich daraus, daß der lautlichen Struktur der türkischen Sprachen entsprechend die meisten Konsonanten eine doppelte Form haben, je nachdem sie mit einem velaren Vokal (*a*, *o*, *u* und meist *y*) oder einem palatalen Vokal (*e*, *i*, *ä*, *ö*, *ü*) verbunden erscheinen.

Das sibirische Alphabet ist nur von kurzer Dauer gewesen. Nachdem es wohl gegen Mitte

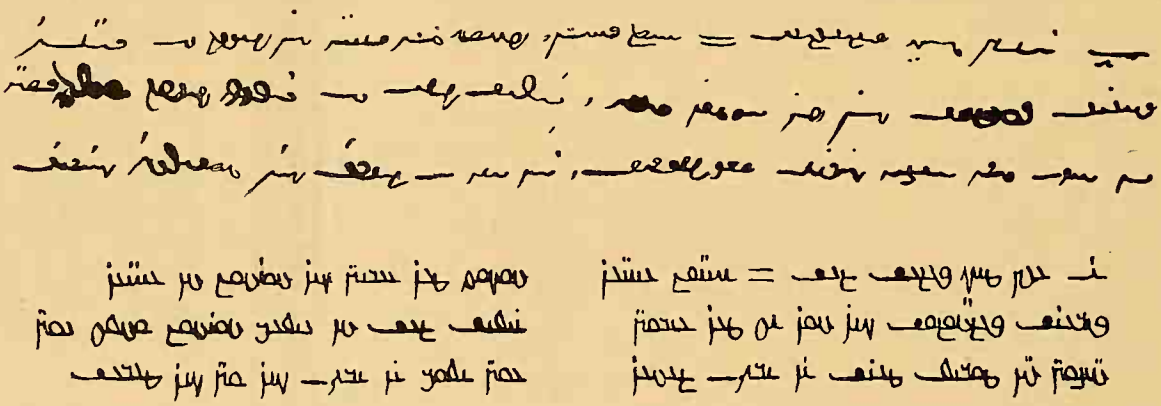


Abb. 297.

des 6. Jahrhunderts bei den Osttürken aufgekommen war — vielleicht durch Vermittlung der verwandten Uiguren? — und spätestens im 7. Jahrh. bereits bis in die Gegenden am Jenissei vorgedrungen war, wurde es um 800 durch die uigurische Schrift (s. d. nächsten Abschnitt) völlig verdrängt. Eine Inschrift vom Orchon aus dem Jahre 784 ist das letzte Denkmal der sibirischen Schrift, deren Untergang um so verwunderlicher ist, als sie in viel höherem Grade als die uigurische imstande war, die zahlreichen fein unterschiedenen Laute des Türkischen wiederzugeben. Die höhere Zivilisation der Uiguren mag für den Wechsel der Schrift z. T. verantwortlich gemacht werden.

Die hochasiatischen Schriften.

Seitdem durch die wissenschaftlichen Expeditionen des 1. Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, die von verschiedenen Nationen nach Zentralasien ausgerüstet wurden und unter denen in erster Linie die deutsche unter Grünwedel, Le Coq und Huth, die englische unter dem Österreicher M. A. Stein sowie die französische unter Pelliot zu erwähnen sind, eine unschätzbare Fülle literarischer und künstlerischer Dokumente aus dem 3. bis 10. Jahrh. n. Chr. zutage gefördert und zu einem erheblichen Teil auch bereits entziffert worden ist (vor allem durch den genialen F. W. K. Müller in Berlin), sind wir über die historischen und kulturellen Verhältnisse Mittelasiens ungleich besser unterrichtet als noch vor wenigen Jahrzehnten. Ganz besonders ist auch die gewaltige Verbreitung und der kulturelle Einfluß zweier vom Westen hergewanderten Religionen viel deutlicher erkennbar geworden: es sind der Manichäismus und das nestorianische Christentum.

Lautwert	Uigur. Final-formen	Lautwert	Galik Final-formen	Lautwert	Uigur. Final-formen	Lautwert	Galik Final-formen
a, e		a				ḍh	
		â				ṇ	
		i				t	
		ì				th	
o, u		u		d, t		d	
		û				dh	
		e		n		n	
		ai				p	
		o				ph	
		au		b, p		b	
		aṁ				bh	
		aḥ		m		m	
g, k		k		j, i		j	
		kh		r		r	
		g		l		l	
		gh		w, f		w	
		ṅ		š		š	
ǧ, č		č				š	
		čh		s		s	
		ǧ				h	
		ǧh				kš	
		ñ				sz	
		ṭ					
		ṭh				o	
		ḍ				sh	

Abb. 298.

Als nach Manis Tod (276 n. Chr.) seine Anhänger, die Manichäer, aus Persien flüchten mußten, begaben sie sich teils nach Westen bis nach Nordafrika, teils nach Nordosten bis nach Ostasien. Schon im 4. Jahrh. finden wir in Osttürkestan (Kutscha u. a.) manichäische Klöster, in denen sich manichäische Anschauungen mit buddhistischen zu berühren und zu vermischen begannen. In China wurde im Jahre 584 ein manichäisches Gotteshaus erbaut. Nicht viel später jedoch scheint die Lebenskraft des Manichäismus sich erschöpft zu haben. Die in Osttürkestan aufgefundenen manichäischen Handschriftenreste in mittelpersischer oder osttürkischer Sprache sind in verschiedenen Alphabeten geschrieben, die jedoch das gemeinsam haben, daß sie sich ohne Schwierigkeit als aus der aramäischen Schrift stammend erweisen. Das eine dieser Alphabete ist das speziell als **manichäische Schrift** bezeichnete; der Duktus derselben zeigt große Ähnlichkeit mit dem syrischen Estrangelo-Alphabet (s. Abb. 293)[1]), wenngleich verschiedene Buchstabenformen eher auf die westlichen Formen der aramäischen Schrift (z. B. palmyrenisch) hinweisen. Andere Texte sind in einer Schrift geschrieben, die mit der nestorianischen Schrift der Syrer identisch ist und die wir hier nicht weiter zu behandeln brauchen (vgl. S. 127f.).

Ungleich wichtiger für die Schriftgeschichte Mittelasiens ist eine ebenfalls aus der aramäischen

1) Nach F. W. K. Müller, Handschriftenreste in Estrangelo-Schrift aus Turfan. II. (Abh. der Berliner Ak. 1904).

abgeleitete Schrift, in der sich sowohl buddhistische Handschriftenreste sowie solche christlichen Inhalts gefunden haben[1]). Da sich die in dieser Schrift dargestellte Sprache als die sogdische erwiesen hat, so pflegt man die Schrift ebenfalls als **sogdische Schrift** zu bezeichnen. Unter den Sogden verstehen wir die von den chinesischen Historikern als Khang bezeichnete iranische

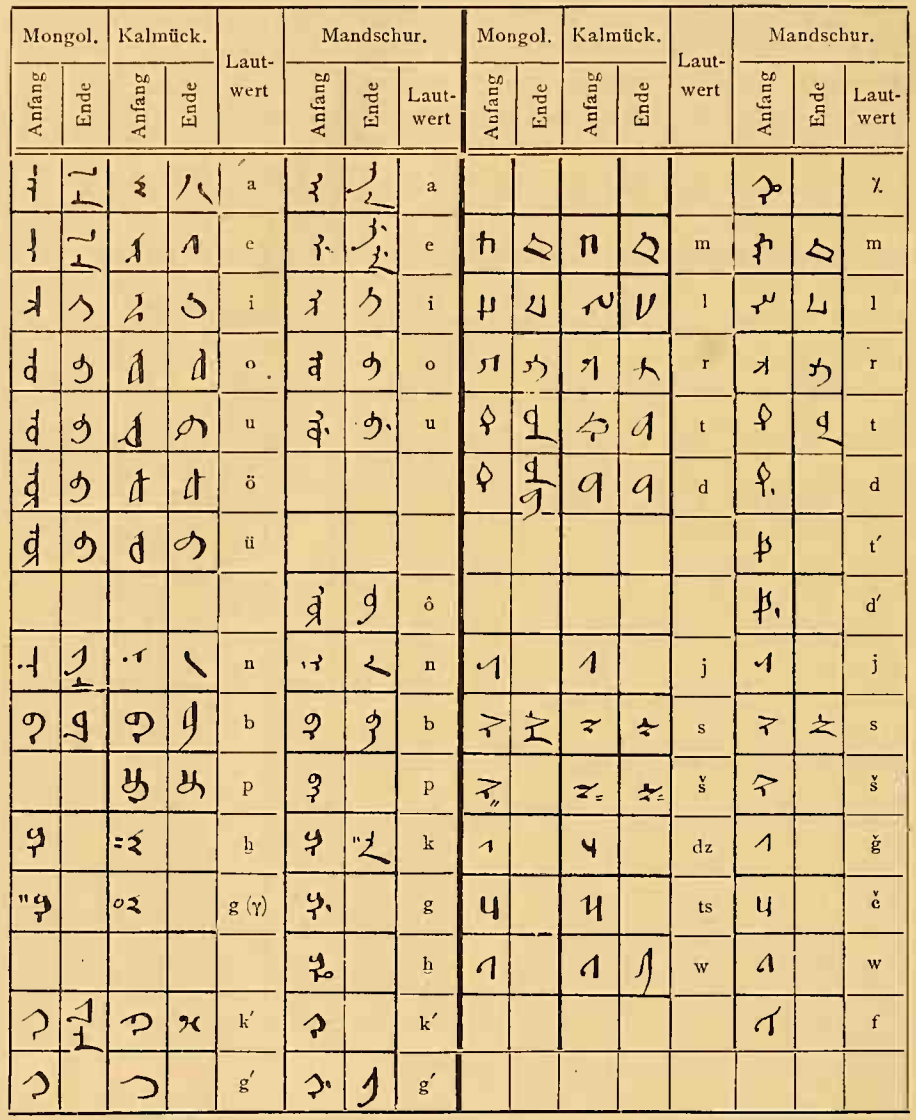


Abb. 299.

Bevölkerung Ost-Turkestans, deren durch die im letzten Jahrhundert v. Chr. beginnenden türkisch-mongolischen Völkerwanderungen nach Nordwestindien abgedrängter Teil meist als Indo-Skythen bezeichnet wird. Die jahrhundertelang in Mittelasien weitverbreitete sogdische Sprache, die wir auf einer aus dem 9. Jahrhundert n. Chr. stammenden dreisprachigen Stein-

1) F. W. K. Müller, Neutestamentl. Bruchstücke in soghdischer Sprache (Sitzungsber. d. Berl. Ak. 1907). F. C. Andreas, Zwei soghdische Excurse (Sitzungsber. d. Berl. Ak. 1910). R. Gauthiot, Le sūtra du religieux Ongles-Longs (Mém. de la Soc. de Lingu. de Paris XVII, 357ff.). F. W. K. Müller, Soghdische Texte (Abh. d. Berl. Ak. 1912).

inschrift sogar in der nördlichen Mongolei (*Qara Balgasun*) antreffen[1]), lebt heute nur in dem ostiranischen *Yaγnōbī*-Dialekt fort, der im Tale des Yaγnōb nordöstlich von Buchārā gesprochen wird.

Auch die sogdische Schrift erinnert auf den ersten Blick an den syrischen Duktus, so vor allem durch die Verbindung der einzelnen Zeichen durch einen fortlaufenden Grundstrich (vgl. die Schriftprobe Abb. 294), allein wie Gauthiot[2]) nachweist, sind die Unterschiede doch sehr erheblich, so daß jene Gemeinsamkeit wohl als Parallelentwicklung betrachtet werden muß. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die sogdische Schrift gemeinsam mit der syrischen auf einen älteren noch nicht genauer bestimmbaren Typus der aramäischen Schrift zurückzuführen ist. Zum Vergleiche geben wir auf Abb. 295 eine Zusammenstellung der sogdischen Buchstaben — in zwei Typen, demjenigen der buddhistischen Texte aus *Tuen-huang*[3]) und dem kursiveren der von Stein an der Grenze Ost-Turkestans und Chinas gefundenen Dokumente[4]) — und einiger aramäischen Alphabete; die Bezeichnung des Lautwertes der sogdischen Buchstaben ist noch unsicher.

Die sogdische Schrift ist von besonderer Wichtigkeit geworden durch den Umstand, daß sie uns den Schlüssel liefert zum Verständnis der Herkunft und der Eigenart der **uigurischen Schrift.** Wir verstehen darunter die Schrift, in der das osttürkische Idiom der Uiguren geschrieben ist, eines Volkes, das, im heutigen Turkestan heimisch, schon früh zu einer hohen Kultur gelangte, von der eine Menge von Funden zeugt, die dem Wüstensande durch die bereits genannten Ausgrabungen in Zentralasien entrissen worden sind. Während in Westturkestan (Buchārā, Samarkand, Balch) die uigurische Schrift mit der Annahme des Islam ausgestorben ist, hat sie sich in Hochasien weit länger erhalten; ja unter Dschingis Khan, dem Begründer des großen türkisch-mongolischen Weltreiches (Anfang des 13. Jahrhunderts) wurde die uigurische Schrift sogar die offizielle Schrift der Reichskanzlei, und bis ins 15. Jahrhundert hinein wurden in ihr die Erlasse und Urkunden der mongolischen Fürsten geschrieben.

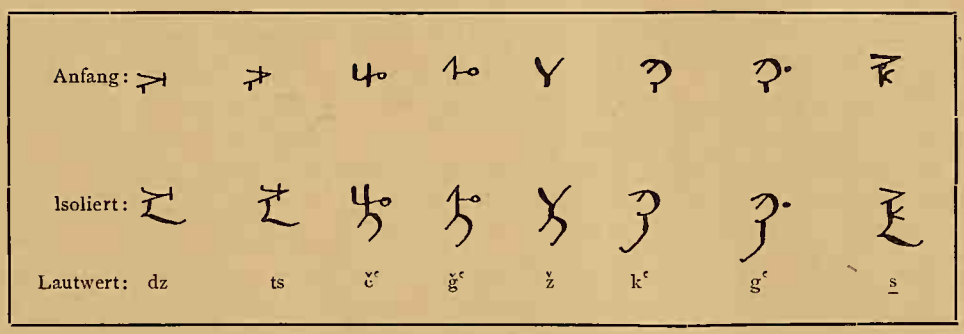


Abb. 300.

Vor der Auffindung der uigurischen Handschriften in Ostturkestan[5]) galt als das älteste Literaturdenkmal des Uigurischen das Kudatku Bilik (*Qutadγu bilig* = „beglückendes Wissen"), eine Art versifizierter Sittenlehre[6]). Es wurde 1069/70 n. Chr. von einem gewissen Jūsuf Ḫass-Hādschib verfaßt. Erhalten ist das Werk in einer 1440 zu Herat verfertigten uigurisch geschriebenen Handschrift, die sich heute in der Wiener Hofbibliothek befindet; eine zweite arabisch geschriebene ist in Kairo. Erheblich jünger sind einige weitere Schriftwerke, so das

1) Zuletzt behandelt von F. W. K. Müller, Ein iranisches Sprachdenkmal aus der nördl. Mongolei (Sitzungsber. der Berl. Ak. 1909). 2) De l'alphabet sogdien, in: Journal asiatique 1911, p. 81 ff.
3) Nach Gauthiot, Journal asiat. 1911, Tafel zwischen S. 82 und 83. Siehe Nachträge S. 222.
4) Vgl. Cowley, Another unknown language from Eastern Turkestan, in: Journal of the Roy. Asiat. Soc. 1911, p. 159; ferner R. Gauthiot, Note sur la langue et l'écriture inconnue des documents Stein-Cowley, ebenda, p. 497 ff.
5) Vgl. F. W. K. Müller, Uigurica (Abh. d. Berl. Ak. 1908 und später).
6) Herausgeg. v. Vámbéry, Uigurische Sprachmonumente u. d. Kudatku bilik. Innsbr. 1870 und Radloff, Das Kudatku bilik ... St. Petersb. 1890 ff.

Bachtjārnāmeh (1432) und das Mirāǧnāmeh (1442). Der Schriftduktus, in dem die genannten Werke geschrieben sind, zeigt in jedem derselben gewisse Verschiedenheiten; vor allem aber tritt ein Unterschied hervor im Vergleich mit dem Duktus der ausgegrabenen Handschriftenfragmente. Man vergleiche die auf Abb. 296 gegebene, den Uigurica Müllers entnommene Probe mit der Wiedergabe einiger Zeilen aus dem von Vámbéry seiner Ausgabe des Kudatku Bilik beigegebenen Faksimile auf Abb. 297, der die entsprechende Umsetzung in Druckschrift beigefügt ist. Die deutsche Übersetzung des gegebenen Textes lautet (nach Vámbéry):

Alles Innere und Äußere kennend, alles ist dir klar;
Vom Auge mir entfernt, bist meinem Herzen du nah.
Dein Ganzes ist Wissenschaft, heller als Sonne und Mond,
Zu seiner Beschreibung genügt kein Geist, kein Lob.
Allen hast du eine Beschaffenheit gegeben,
Und geht alles zu Grunde, bist du dennoch am Leben.

Seit Klaproth[1]) und Abel Rémusat[2]) stand es bis in die neueste Zeit fest, daß das uigurische Alphabet aus dem syrischen und zwar dem nestorianischen gebildet sei. Da nämlich die Uiguren im 7. Jahrhundert durch syrische, der nestorianischen Kirche angehörige Missionare zum Christentum bekehrt worden seien, so hätten sie das nestorianische Alphabet von jenen Glaubensboten erhalten. So stellt denn auch Taylor[3]) die uigurischen Buchstaben des Kudatku Bilik mit nestorianischen zusammen. Allein die einzelnen Formen stimmen in manchen Fällen doch nur recht wenig überein, und seit ältere uigurische Formen aus den Ausgrabungen bekannt geworden sind, läßt sich jene Herleitung nicht mehr aufrecht erhalten. Vielmehr scheint es durch F. W. K. Müller und Gauthiot[4]) festzustehen, daß die uigurische Schrift aus der sogdischen hervorgegangen ist, und zwar haben wir in ihr eine Adaptation der ursprünglich für eine iranische Sprache verwandten (sogdischen) Schrift für einen türkischen Dialekt von ganz verschiedenem Lautcharakter. Das beweist vor allem der Umstand, daß die uigurische Schrift die stimmhaften und stimmlosen Verschlußlaute *p-b*, *k-g* durch ein und dasselbe Zeichen (sogd. *p*, *k*) wiedergibt, obwohl die Türksprachen von jeher beide Arten von Lauten genau unterschieden haben[5]); diese Erscheinung erklärt sich leicht, wenn wir bedenken, daß in den nordiranischen Dialekten (also auch im Sogdischen) die stimmhaften Verschlußlaute nicht mehr existierten, sondern zu Spiranten geworden waren. Infolgedessen konnte dann auch im Uigurischen das alte dem aramäischen *b* entsprechende Zeichen das (bilabiale) türkische *v* ausdrücken, während das (labiodentale) sogdische *v* durch das alte *waw*-Zeichen wiedergegeben wurde. Da ferner das Sogdische wie die älteren iranischen Dialekte überhaupt kein *l* besaßen und diesen Laut in fremden Wörtern aushilfsweise durch *r* wiedergaben, so mußte das Uigurische für seinen *l*-Laut ein neues Zeichen bilden; es tat dieses dadurch, daß es das sogdische Zeichen für *r* unten mit einem diakritischen Häkchen versah. Wäre die uigurische Schrift unmittelbar aus der syrischen abgeleitet, so hätte sie dort ein Zeichen für *l* vorgefunden. Das alte semitische Zeichen für *l* wurde im Sogdischen zur Wiedergabe eines spirantischen *ð* benutzt und mit diesem Lautwerte vom Uigurischen übernommen, da letzteres gleichfalls diesen Laut besaß. — Die Zeichen des uigurischen Alphabets sind auf Abb. 295 den entsprechenden sogdischen gegenübergestellt worden.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die uigurische Schrift unter Dschingis Khan

1) Über die Sprache und Schrift der Uiguren. 1812; genauer gesagt, hielt Klaproth die Herkunft des uigurischen Alphabets aus dem mandäischen (s. S. 133 f) für ebenso wahrscheinlich wie die aus dem syrischen.
2) Recherches sur les langues tartares. 1820.
3) The Alphabet I, p. 308/9.
4) S. Journal asiatique 1911, S. 90.
5) Vgl. Thomsen in: Keleti Szemle II, p. 241 ff.

(† 1227) die Schrift der mongolischen Reichskanzlei geworden war, wie auch die uigurische Sprache als Diplomatensprache ganz Mittelasiens und z. T. darüber hinaus diente. Schon einige Jahrzehnte nach seinem Tode, etwa mit Beginn der Herrschaft des Khublai Khan (1260—1294), machten sich Anzeichen des Zerfalls des Riesenreiches bemerkbar; nicht nur die ungeheure geographische Ausdehnung von Mittelrußland bis an die chinesischen Meere, vom Persischen Golf bis nach Südsibirien, sondern vor allem auch der Einfluß der so verschiedenartigen Kulturen, die sich in dem Weltreich vereinigt fanden, führten den Zerfall mit Notwendigkeit herbei. Als Khublai Khan seine Residenz nach Peking verlegte, war damit im Osten die Vorherrschaft chinesischer und indischer (buddhistischer) Einflüsse gesichert, und der dem Islam und dem Christentum zuneigende westliche Teil seines Reiches erlangte eine mehr und mehr wachsende Selbständigkeit. Damit wird es zusammenhängen, daß Khublai Khan es war, der zum ersten Male versuchte, eine national-mongolische Kultur in mongolischer Sprache auf der Grundlage des Buddhismus zu schaffen. Er berief zu diesem Zwecke einen tibetischen Lama Saadja Bandida (*Śākya Pandit*), der die Aufgabe hatte, durch die Übersetzung buddhistischer Bücher aus dem Sanskrit und Tibetischen ins Mongolische die Verbreitung des Buddhismus unter den breiten Massen des Volkes zu fördern. Der gelehrte Lama schuf nun zunächst ein Alphabet, mit dem er die Laute des Mongolischen wiedergeben konnte. Er nahm dazu das uigurische Alphabet, das er der mongolischen Sprache durch gewisse Abänderungen anpaßte; doch scheint er es praktisch nicht angewandt zu haben. Erst sein späterer Nachfolger Tsordji Osir (Anfang des 14. Jahrhunderts) setzte die Arbeit seines Vorgängers fort, schuf weitere Unterscheidungszeichen und fügte dem Alphabet uigurischer Herkunft 5 Zeichen hinzu, die er der tibetischen Schrift entnahm[1]). Das so entstandene Alphabet trägt den Namen **Galik-Alphabet**[2]); es findet sich samt den zugrunde liegenden uigurischen Zeichen dargestellt auf Abb. 298. Südlicher Einfluß gibt sich auch in der Reihenfolge der Buchstaben zu erkennen, die derjenigen der indischen Alphabete entspricht.

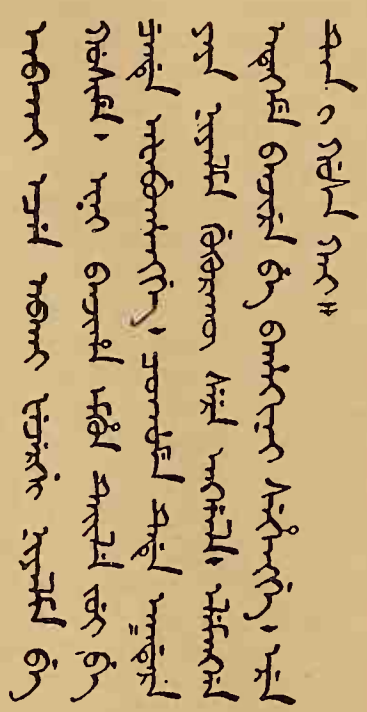


Abb. 301.

Während das Galik-Alphabet für die Übersetzung der heiligen Bücher des Buddhismus geschaffen und auch zur Wiedergabe tibetischer und indischer Wörter geeignet war, empfand man im täglichen Gebrauch nicht das Bedürfnis nach einer so komplizierten Schrift. Infolgedessen erlitt dieselbe schon bald eine erhebliche Vereinfachung, indem die Zeichen für nicht mongolische Laute beseitigt und verwandte Laute durch den gleichen Buchstaben ausgedrückt wurden (z. B. *p*, *ph* und *b* durch das Zeichen für *b* u. a. m.). Auch die Formen einzelner Zeichen wurden mehr oder minder umgestaltet. So ist aus dem Galik-Alphabet die moderne **mongolische Schrift** erwachsen (s. Abb. 299).

Von der mongolischen Schrift sind weiterhin zwei Schriften abgeleitet worden; nämlich erstens die **kalmückische Schrift**, die von den im Anfang des 17. Jahrhunderts sich an der unteren Wolga ansiedelnden Kalmücken verwandt wird und sich nur durch geringe Veränderungen der Buchstaben sowie durch Differenzierung einiger Zeichen in verschiedene Formen von der mongolischen unterscheidet (s. Abb. 299).

1) Lenormant, Essai de la propagation de l'alphabet phénicien II (1873), S. 59 ff.
2) Das Wort *galik* stammt nach Lenormant aus dem Sanskrit *ka-lēkha* „Schrift der *ka*-Reihe",

Zweitens die **mandschurische Schrift.** Die Mandschu bilden einen Zweig der tungusischen Völker- und Sprachengruppe und zwar den einzigen derselben, der es zu einer Schriftsprache und zu einer wenn auch größtenteils aus Übersetzungen chinesischer Werke bestehenden Literatur gebracht hat. Nachdem seit der Gründung des Mandschureiches im 13. Jahrhundert die mongolische Sprache und Schrift für die diplomatische Korrespondenz verwendet worden war, beauftragte im Jahre 1599 der Mandschukaiser Nurhaci (chines. T'ai-tsu) zwei Gelehrte, ein nationales Alphabet zu schaffen. Sie griffen zu dem mongolischen Alphabet und gestalteten es in verschiedenen Punkten in der Weise um, daß es zur Wiedergabe der mandschurischen Sprachlaute geeignet wurde. Weitere Vervollkommnungen wurden später durch den mandschurisch-chinesischen Kaiser K'ien-lung (1736—1796) vorgenommen[1]). Die Buchstaben der modernen mandschurischen Schrift zeigt Abb. 299; dazu kommen noch einige durch Differenzierung erhaltene Zeichen zur Darstellung speziell chinesischer Laute (Abb. 300) in den zahlreichen ins Mandschurische eingedrungenen Fremdwörtern.

Alle drei zuletzt besprochenen Schriften — die mongolische, kalmückische und mandschurische — stimmen darin überein, daß die Schriftrichtung von oben nach unten (γαμαιφόρος) verläuft (vgl. die mandschurische Textprobe, das Vaterunser enthaltend, auf Abb. 301). Natürlich liegt der Gedanke nahe, darin chinesischen Einfluß zu sehen; allein dem steht die Tatsache entgegen, daß in den genannten Schriften die Zeilen von links nach rechts aneinandergereiht werden, während es sich bei der chinesischen Schrift umgekehrt verhält. Das Richtige hat zuerst Bayer[2]) gesehen. Wir wissen, daß schon die Syrer nicht selten beim Schreiben die Buchstaben in senkrechten Kolumnen aneinanderfügten, während sie beim späteren Lesen dem Schriftstück eine Wendung von 90° gaben und dann die Zeilen von rechts nach links zu lesen pflegten (man vgl. darüber S. 129). Diese Gewohnheit, die später (im 13. Jahrhundert) von den Syrern aufgegeben wurde, wurde gelegentlich auch von den Uiguren nachgeahmt und vor allem eben von den Mongolen. Daß das im Syrischen und Uigurischen immerhin nur sporadisch angewandte Verfahren in der mongolischen und den davon abgeleiteten Schriften zu einem Charakteristikum geworden ist, mag wohl dadurch begünstigt worden sein — und insofern ist allerdings der chinesische Einfluß zuzugeben —, daß die senkrechte Zeilenrichtung sich als sehr brauchbar erwies, wenn es galt, chinesische Schriftstücke mit einer mandschurischen resp. mongolischen Interlinearversion zu versehen.

* * *

So hat sich denn gezeigt, daß die äußersten Ausläufer der semitischen Alphabetschrift sich vom Südwesten Europas bis nach der fernen Ostküste Asiens, vom skandinavischen Norden bis zum malayischen Archipel erstrecken. Ja, man kann, wenn man von der vielleicht unter semitischem Einfluß aus der ägyptischen entstandenen meroitischen Schrift Nubiens absieht, mit Lenormant geradezu behaupten, „daß überall, wo man eine rein und ausschließlich alphabetische Schrift antrifft, sich a priori mit Sicherheit sagen läßt, daß sie durch mehr oder weniger Zwischenglieder auf die phönikische (besser: altsemitische) Quelle zurückgeht".

1) C. de Harlez, Manuel de la langue mandchoue. 1884. S. 6.
2) Vgl. Lenormant a. a. O. II, S. 51 ff.

VII.

SCHLUSS

Umfassen wir noch einmal mit einem Blicke die ganze Entwicklungsgeschichte der Schrift von den Felskritzeleien des Steinzeitmenschen und den Piktographien der unzivilisierten Indianer an bis zu den modernen kursiven Alphabetschriften, so werden wir vor allem an zwei Stellen entscheidende Wendepunkte konstatieren können. Der erste ist dort zu suchen, wo ein ursprüngliches Bildzeichen nicht mehr oder wenigstens nicht mehr ausschließlich einen Sinnwert hat, sondern mit einer rein akustischen Vorstellung assoziiert wird, einen Lautwert annimmt. Wir nennen das die Phonetisierung der Schrift. Der zweite Wendepunkt in der Schriftentwicklung ist erreicht, sobald die nunmehr phonetisch zu wertenden Schriftzeichen nicht mehr ganze Lautkomplexe (Wörter, Silben) darstellen, sondern Äquivalente der durch Analyse gewonnenen einfachsten Elemente der gesprochenen Sprache, der Einzellaute, sind (Buchstaben): wir sprechen in diesem Falle von einer Alphabetisierung der Schrift.

Die Entwicklung hat damit prinzipiell einen Abschluß erreicht; mit einem Minimum von Zeichen vermag die Buchstabenschrift die ungeheure Fülle der sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten in mehr oder minder eindeutiger Weise darstellerisch zu bewältigen. Eine Weiterentwicklung der alphabetischen Schrift ist nur noch nach zwei Richtungen hin denkbar, die aber das eigentliche Wesen derselben nicht berühren: 1. in der Richtung größerer Genauigkeit in der Wiedergabe der verschiedenen Sprachlaute, 2. in der Richtung einer größeren Vereinfachung der Buchstabenzeichen selber.

Was den ersteren Punkt anlangt, so hat uns unsere Darstellung der verschiedensten Alphabete bereits gezeigt, daß erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen Alphabeten in bezug auf Vollkommenheit der Lautwiedergabe obwalten. Man vergleiche nur die Reichhaltigkeit und Genauigkeit des Devanagari-Alphabets, der slavischen oder kaukasischen Alphabete etwa mit der Unbeholfenheit des uigurischen, mongolischen oder des nordischen Runenalphabets. Indessen darf nicht verkannt werden, daß, je komplizierter ein Alphabet ist, je feinere Lautnüancen es auszudrücken imstande ist, desto schwieriger seine praktische Anwendung ist. Wenn demnach auch das theoretische Ideal einer Schrift eine solche ist, die jede mögliche Lautnüance genau wiederzugeben vermag, so kann das Streben nach einer solchen Schrift nur im Interesse der Wissenschaft, nicht in dem der Praxis liegen. Die Wissenschaft kann eine derartig leistungsfähige Schrift, im besonderen Sinne als **Lautschrift** bezeichnet, nicht entbehren. Nur die genaue Erforschung der Lautverhältnisse einer Sprache ermöglicht ein volles Verständnis

auch ihrer morphologischen Erscheinungen und vor allem ihrer Entwicklungsgeschichte, und für eine genaue Darstellung der Laute einer Sprache reicht ihre gewöhnliche Schrift nur in den seltensten Fällen aus, ganz abgesehen von den zahlreichen Sprachen, die überhaupt einer eigenen Schrift ermangeln.

So ist denn in neuerer Zeit eine ganze Anzahl von Lautschriften erfunden worden. Da ihre eingehende Behandlung eigentlich in das Gebiet der Phonetik gehört, so begnügen wir uns hier mit einigen kurzen Bemerkungen.

Es lassen sich zweierlei Arten von Lautschriften oder „phonetischen Alphabeten" denken.

Die vollkommenste Art ist ohne Zweifel eine solche, in der jedes Zeichen den von ihm vertretenen Laut mit seiner besonderen Artikulation symbolisch völlig genau zum Ausdruck bringt. Eine solche Lautschrift herzustellen haben vor allem Brücke (1863) und Bell (1867), im Anschluß an letzteren auch Sweet (1880) versucht[1]). Die genannten Phonetiker schufen Zeichen, die eine Anzahl charakteristischer, die Artikulationsart der betr. Laute symbolisierender Merkmale an sich trugen. Anders suchten Techmer (1880) und Jespersen (1889) das Problem zu lösen[2]). Besonders beachtenswert ist die Jespersensche Lautschrift, die die Natur eines Lautes nicht durch ein kompliziertes Symbol, sondern durch eine Formel wiedergibt (z. B. u = $\alpha_3{}^{a}\beta g\gamma_3{}_{j}\delta o\varepsilon\iota\zeta_4$). Eine solche Formelschrift ist natürlich viel zu schwerfällig, wenn es sich um Wörter oder ganze Sätze handelt. Für den praktischen Gebrauch mußte man sich einfachere Systeme schaffen. Damit kommen wir zu der zweiten Art von Lautschriften.

Die zu dieser Gruppe gehörenden Systeme beruhen auf dem lateinischen Alphabet; die Buchstaben desselben werden teils modifiziert, teils mit Nebenzeichen (sog. diakritischen Zeichen) versehen. In jedem Falle gilt der Grundsatz, daß ein Laut auch durch nur ein einheitliches Zeichen ausgedrückt wird. Derartige Lautschriften wurden geschaffen von Lepsius (in seinem Standard Alphabet, 1855), Ellis (1869), Sweet (1877), Passy (1887), Laura Soames (1891) u. a.[3]). Im allgemeinen ist auch diese Art phonetischer Alphabete unbequem in der praktischen Anwendung infolge der Überladung der Buchstaben mit diakritischen Zeichen. Doch machen einige Systeme eine rühmliche Ausnahme, und da ist besonders die von Passy aus der Sweetschen modifizierte Lautschrift zu nennen, die in den Veröffentlichungen der *Association Phonétique Internationale* angewandt wird. Es empfiehlt sich durch seine Einfachheit und Klarheit, wenn es auch nicht in gleichem Maße für alle Sprachen anwendbar erscheint. Erhebliche Verbreitung haben außerdem die Lautschriften der Deutschen morgenländischen Gesellschaft, der Finnougrischen Gesellschaft (Helsingfors), der Zeitschrift für Kolonial- (neuerdings: Eingeborenen-) Sprachen (Meinhof) u. a. gewonnen, auf die weiter einzugehen hier nicht der Ort ist.

Wenn man eine bekannte Sprache einmal in einer Lautschrift zu schreiben versucht, dann merkt man erst, wie ungenau im allgemeinen die sog. historischen Orthographien die einzelnen Sprachlaute wiederzugeben pflegen. Ganz besonders gilt dies für das Englische, auch für das Französische; ich erinnere nur an englische Wörter wie *eye*, *you*, *Vaughan*, oder französische wie *quand*, *eau*, *champ*, die in der Lautschrift der *Ass. Phon. Int.* folgendermaßen aussehen würden: [*ai*], [*ju*], [*vɒ:n*], [*kã*], [*o*], [*fã*]. Etwas günstiger liegen ja die Verhältnisse im Deutschen, wo der Abstand zwischen Schreibung und Aussprache infolge einer späteren Fixierung der Orthographie und mehrfacher Reformen im allgemeinen nicht so groß ist wie im Englischen und Französischen mit ihrer viel älteren Festlegung der Orthographie. Allein auch im Deutschen gibt es genug Ungenauigkeiten und Widersprüche; man vgl. die verschiedenen Laute, die in den

1) Man vgl. die kurze historische Skizze in Viëtor, Elemente der Phonetik[6] (1915), S. 16—17; eine ausführlichere Darstellung gibt J. Storm, Englische Philologie I (1892).

2) Siehe ausführlicher bei Viëtor a. a. O., S. 17—18 und vor allem in dem genannten Buche von Storm.

3) Ausführlicheres wiederum bei Storm, Engl. Philol. 1.

Wörtern *lachen*, *ich*, *Ochse* durch die gleiche Buchstabenverbindung *ch* dargestellt werden, oder die verschiedenen, beide Male durch *n* wiedergegebenen Laute in *Dante* und *danken*. Ungenau ist die Darstellung des *oi* (bzw. *oe*)-Lautes durch *eu*, *äu*, des *s*-Lautes in *Stand*, *spät* (nach der Bühnenaussprache) usw.

Es könnte danach scheinen, als ob eine genaue phonetische Orthographie in einer Lautschrift für jede Sprache das erstrebenswerte Ziel wäre, und daß es wünschenswert wäre, unsere historische Orthographie durch eine phonetische zu ersetzen. Doch da erheben sich gewichtige Bedenken. So sehr auch der Sprachforscher einer wissenschaftlichen Lautschrift bedarf, so wenig mag er andererseits auf die überlieferte historische Orthographie verzichten, durch deren Abschaffung viele Spuren der geschichtlichen Entwicklung der Sprache selbst, die noch in der Schreibung erkennbar sind, verwischt werden würden. Dazu kommt noch ein weiteres Bedenken praktischer Art. Da die Ausspracheweisen der einzelnen Mitglieder einer Sprachgemeinschaft nicht völlig identisch sind, sondern entweder individuelle oder auf dialektischem Einfluß beruhende, weitere Kreise betreffende Verschiedenheiten aufweisen, so würde die Darstellung eines und desselben Wortes oder besser gesagt: einer und derselben Lautgruppe von verschiedenen Aufzeichnern verschieden ausfallen müssen, da ja eine allgemein verbindliche Norm, wie sie in der historischen Orthographie vorliegt, fehlen würde. Das würde aber besonders verhängnisvoll werden für das Lesen, also dem Zweck der Schrift, der Mitteilung, zuwiderlaufen. Die Geläufigkeit des Schreibens und Lesens beruht ja eben auf der überaus festen Verbindung zwischen der Bedeutung und dem äußeren Schriftbilde, so wie die Geläufigkeit des Sprechens auf der festen Verbindung zwischen Bedeutung und artikulatorischem Bewegungsgefühl verbunden mit akustischen Lautbildern beruht. Man bedenke nun die Schwierigkeit, die auftauchen würde, wenn das geläufige Schriftbild *Dresden* einmal von einem Norddeutschen *dresdn*, das andere Mal von einem Sachsen etwa *trɛ:zn* geschrieben würde. Es ist also eine allgemeingültige Schreibweise, die über allen individuellen und dialektischen Abweichungen steht, für praktische Zwecke nicht zu entbehren, und wir kommen damit auf einen Gedanken Hermann Pauls zurück, den wir bereits im einleitenden Kapitel (S. 5) zum Ausdruck gebracht haben: „Der Zweck eines praktischen Bedürfnissen dienenden Alphabets kann und darf garnicht sein, die Laute einer Sprache in all ihren Feinheiten restlos wiederzugeben" usw.

Das freilich wird man von einer guten Orthographie fordern dürfen, daß sie in sich selber möglichst konsequent sei (vgl. englisch *though*, *laugh*; *great*, *beat*, *bear*, *heard*) und daß sie der allgemeinen Weiterentwicklung der Aussprache im großen und ganzen folge. So hat eben das Englische die Orthographie etwa des 14. Jahrhunderts in der Hauptsache beibehalten, obwohl die Aussprache gründliche Wandlungen seitdem durchgemacht hat; jetzt dürfte es trotz der Bestrebungen englischer Reformer für eine gründliche Neugestaltung derselben zu spät sein. —

Während die Lautschriften dem theoretischen Ideal einer Schrift nahe zu kommen versuchen, liegt das praktische Ideal derselben in der Richtung einer möglichst großen Vereinfachung der Buchstabenformen. In dem ganzen Verlaufe der Schriftentwicklung tritt immer und immer wieder die Tendenz zur Vereinfachung, zur Abschleifung der Schriftformen zutage, eine Tendenz, die schließlich nur ein Spezialfall eines allgemeinen Entwicklungsgesetzes ist, das wir als das Gesetz des geringsten Widerstandes bezeichnet haben. Es äußert sich darin, daß die Richtung, der Verlauf jeder Bewegung durch die Orte des geringsten Widerstandes bestimmt wird, oder, anders ausgedrückt, daß jede Bewegung ihr Ziel auf demjenigen Wege zu erreichen sucht, auf dem mit einem Minimum von Kraftaufwand ein Maximum von Wirkung erzeugt wird. Das gilt von rein physikalischen Vorgängen, wozu wir auch die artikulatorischen Bewegungen beim Sprechen rechnen, das gilt auch von psychischen Vorgängen, wie

sie uns auf sprachlichem Gebiete in den sogenannten Analogiebildungen und Erscheinungen des Systemzwangs entgegentreten. Und so ist es denn ganz natürlich, daß auch in der Schriftentwicklung die Wirkungen jenes Gesetzes unverkennbar sind. Ihm ist es zuzuschreiben, daß sich die ursprünglichen Bildzeichen bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen haben; ihm, daß sich aus und neben dem schwerfälligen, aber korrekten Duktus der Monumentalschrift (Capitalschrift) die flüchtige Kursive gebildet hat. Damit scheint freilich im Widerspruch zu stehen, daß auch das Umgekehrte vorkommt, daß nämlich einfache Grundformen sich bisweilen zu viel komplizierteren entwickelt haben; man vergleiche die einfachen Formen der ursemitischen Schrift und die doch letzten Endes von ihnen herstammenden gewisser indischer Alphabete. Allein auch eine solche Entwicklung läßt sich erklären. Das erwähnte Gesetz ist ja nicht das einzige bei der Schriftentwicklung wirksame. Zunächst hat seine Wirksamkeit überhaupt schon eine Grenze an dem Punkte, wo die Vereinfachung der Zeichenformen die Verständlichkeit beeinträchtigen würde (obschon bisweilen auch diese Schranke nicht beachtet wird, vgl. die Pehlevi-Schrift); vielfach werden fast oder ganz bis zur Identität abgeschliffene Zeichenformen später wieder differenziert (vgl. die Avestaschrift im Vergleich mit der ihr zugrunde liegenden Pehlevi-Schrift). Dazu kommt, daß bei einigen Völkern das Gefühl für Symmetrie oder dekorative Ausgestaltung graphischer Darstellungen sehr ausgeprägt ist; das wird sich auch in dem Schrifttypus kundgeben. Endlich spielt auch das Schreibmaterial eine Rolle. Weiches Papier, Wachs, Palmblätter laden geradezu ein zu gerundeteren, mit allerhand unnötigem Zierrat versehenen Formen, während hartes Material wie Stein, Holz, Metall die Entstehung oder Bewahrung einfacher, gradliniger, schmuckloser Buchstabenformen begünstigt. Immerhin sind all die genannten Einflüsse mehr als hemmende Tendenzen zu betrachten. Daß der Trieb zur Vereinfachung der Formen der mächtigste ist, vor allem, solange die Schrift ihrem eigentlichen Zwecke, der Mitteilung zu dienen, treu bleibt, geht auch daraus hervor, daß schon seit alter Zeit versucht wurde, der Entwicklung der Schrift nach jener Richtung zu Hilfe zu kommen durch bewußte Erfindung bis aufs äußerste erträgliche Maß abgekürzter Schriftzeichen, oder mit anderen Worten: einer **Kurzschrift** (Stenographie, Tachygraphie, Brachygraphie). Es kann nicht unsere Aufgabe sein und würde über den Zweck dieses Buches hinausgehen, hier eine Geschichte der Kurzschrift anschließen zu wollen. Wir verweisen auf die Spezialwerke darüber[1]) und begnügen uns hier mit der Hervorhebung der wichtigsten Etappen.

Die älteste Form einer Kurzschrift aus dem Altertum, die wir kennen, ist das sog. Akropolis-System der Griechen, das uns auf einer Marmorinschrift aus der Mitte des 4. vorchristl. Jahrhunderts überliefert ist. Die Inschrift wurde 1883 auf der Akropolis entdeckt. Ein anderes System ist uns fragmentarisch aus den sog. Delphischen Konsonantentafeln bekannt (ca. 300 v. Chr.). In der byzantinischen Zeit (300—1450) entstanden verschiedene Kurzschriftsysteme; selbstverständlich waren alle für die griechische Sprache berechnet. Auch die Römer haben eine Kurzschrift besessen, die von Tiro, dem Sekretär Ciceros, erfundenen Tironischen Noten, die bis zum Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends noch benutzt worden sind. Nach verschiedenen Versuchen, neue Systeme zu schaffen oder die tironischen Noten zu neuem Leben zu erwecken, brach um 1600 eine neue Epoche in der Geschichte der Kurzschrift an und zwar zunächst in England. Eine ganze Anzahl neuer sog. geometrischer Systeme (nach der Form der Zeichen so benannt) tauchte auf, die im Gegensatz zu den mittelalterlichen Systemen reine Buchstabenschriften waren. Allein wirklich fließend schreibbar wurde die Kurzschrift erst,

1) Die wichtigsten moderneren Werke sind: Moser, Allgemeine Geschichte der Stenographie Bd. I (alles), Leipzig 1889; Faulmann, Geschichte und Litteratur der Stenographie, Wien 1895; Johnen, Geschichte der Stenographie I, Berl. 1911; der 2. Band unter dem Titel: Allgemeine Geschichte der Kurzschrift[2] Berl. 1924 (1. Aufl. 1917).

als sie in Deutschland seit Gabelsberger (1834) statt eines geometrischen einen kursiven Duktus annahm. Die seitdem neu geschaffenen Systeme, mögen sie nun vokalandeutend (Stolze, Faulmann, Schrey) oder vokalschreibend (Arends, Roller, Brauns, Scheithauer) sein, ruhen im Grunde alle auf Gabelsbergers Werk. Sie alle haben in verschiedener Weise das Problem zu lösen versucht, durch möglichst einfache Zeichen und Zeichenverbindungen möglichst viel Sprachstoff zum Ausdruck zu bringen. Dadurch ist es gelungen, nicht nur Raum zu sparen (*Steno*graphie = Engschrift, *Brachy*graphie = Kurzschrift), sondern auch die Geschwindigkeit des Schreibens in bedeutendem Grade zu steigern (*Tachy*graphie = Schnellschrift).

So ist denn die große Verbreitung der Kurzschrift gewissermaßen typisch für unsere moderne Zeit, als deren Signatur wir die zunehmende Überwindung von Raum und Zeit, ihre intensivere Durchdringung und Erfüllung zu erkennen glauben. Kann es einen größeren Kontrast geben als das mühsame Einmeißeln ägyptischer Hieroglyphen auf Riesenflächen und das Niederschreiben eines Diktats auf ein Stückchen Papier mit einer Geschwindigkeit von 300 Silben in der Minute? Aber auch abgesehen von solchen extremen Fällen ist die Entwicklungsgeschichte der Schrift, an welchem Punkte wir sie auch beobachten mögen, nicht loszulösen von der Geschichte der gesamten Kulturentwicklung; die Schrift ist wie Sprache, Religion, Sitte ein Symptom und unbewußter Ausdruck eines ganzen Zeitcharakters.

NACHTRÄGE

Zu S. 63. Den erwähnten kursiven Typus der chetitischen Bildzeichen kennen wir neuerdings besonders gut aus den 7 Bleiröllchen, die 1905 am Anu-Adad-Tempel in Assur aufgefunden wurden und die in Furchenschrift (*būstrophēdon*) mit chetitischen Zeichen beschrieben sind. Sie sind herausgegeben worden von W. Andrae als 46. wissenschaftl. Veröffentlichung der Deutschen Orientgesellschaft 1924. Der Herausgeber hält es „für das Wahrscheinlichste, daß die Bleiröllchen gegen Ende des 7. Jahrh. v. Chr. von dem Bewohner des späteren Häuschens in seinem Wohnzimmer eingegraben worden sind; wann sie nach Assur gelangt, wann sie geschrieben sind, geht aus dem Fundort nicht hervor". — Abb. 302 gibt ein solches Bleiröllchen nach seiner Aufrollung wieder.

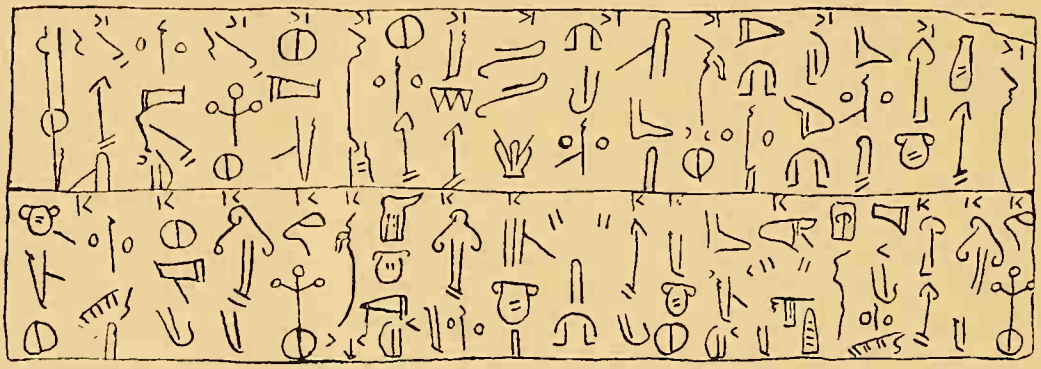


Abb. 302.

Zu S. 111. Nöldeke versucht in seinem genannten Aufsatz, durch Vergleichung der hebräischen, syrischen, äthiopischen und griechischen Buchstabennamen die ältest erreichbaren Formen aller dieser Namen herzustellen. Sie lauten nach ihm (S. 134): *alf*, *bēt*, *gaml* (*geml*), *delt*, *hē*, *wau*, *zai* (*zain*?), *ḥēt*, *ṭēt*, *jōd*, *kaf*, *lamd*, *mēm*, *nūn*, *semk* (*samk*), *ʿain*, *pē* (*pā*?), *ṣādē*, *qof*, *rōš* (*rēš*), *šin*, *tau*.

Zu SS. 114 und 117. Bedeutend älter als die bis dahin bekannten altsemitischen Inschriften ist eine von Dussaud, Les inscriptions phéniciennes du tombeau d'Ahiram, roi de Byblos. Syria V (1924), p. 135—157 publizierte altphönikische Inschrift, die sich an einem in Byblos ausgegrabenen Sarkophag befindet. Die Inschrift stammt aus dem 13. vorchristl. Jahrhundert. Bemerkenswert ist, daß die Schrift damals bereits fast identisch ist mit derjenigen, die uns in den späteren altsemitischen Denkmäletn entgegentritt; wir müssen also annehmen, daß entweder die Entwickelung der Sinaischrift zum Typus der altphönikischen sich schneller vollzogen hat, als man bisher annahm, oder — daß die Sinai-

schrift doch nicht als direkter Vorläufer jener anzusehen ist. Die erstere Alternative erscheint uns wahrscheinlicher, — Über die Inschrift handelt Lidzbarski, Epigraphisches aus Syrien II in den Nachr. der Gött. Ges. d. Wiss. Phil.-hist. Kl. 1924.

Zu S. 123. Zu der Fußnote wäre noch hinzuzufügen: Bernheimer, Paleographia ebraica. Florenz 1924. Enthält 30 Schrifttafeln.

Zu S. 152. Über die koreanische Schrift vgl. man v. d. Gabelentz, Zur Beurteilung des koreanischen Schrift- und Lautwesens. Sitzungsber. der Berl. Ak. 1892, Abh. XXXIII, S. 587—600, sowie neuerdings Eckardt, Koreanische Konversationsgrammatik. Heidelberg 1923, S. VI—VII und Schlüssel dazu S. 197/198. Der Aufsatz von demselben Verfasser über Koreas Sprache und Schrift und die Erfindung der Buchdruckerkunst, in: Geist des Ostens II, München 1915 war mir leider nicht zugänglich. Nach Eckardt hatte Ende des 7. nachchristl. Jahrhunderts der gelehrte Koreaner Syŏltchung den Versuch gemacht, koreanische Worte und Silben lautlich durch feststehende chinesische Silbenzeichen wiederzugeben (*nido*-Schrift, vgl. S. 73). Infolge der Verwirrung, die durch Verwechselung der genannten Zeichen mit echt chinesischen eintrat, unternahm es der König Sētjong (1419—1451), dem Volke eine eigene Schrift zu schaffen. So schuf er denn 1446 die jetzige Buchstabenschrift (*önmun*-Schrift, vgl. S. 73), die aus 14 Konsonanten und 11 Vokalen besteht. Da die Buchstabenzeichen und vor allem ihre Transkription von denen der Faulmann entnommenen Tabelle auf Abb. 211 z. T. abweicht, so geben wir hier das koreanische Alphabet in korrekterer Form nach Eckardt auf Abb. 303, wo sich gleichzeitig einige Proben komplexer Zeichen (Wörter) finden.

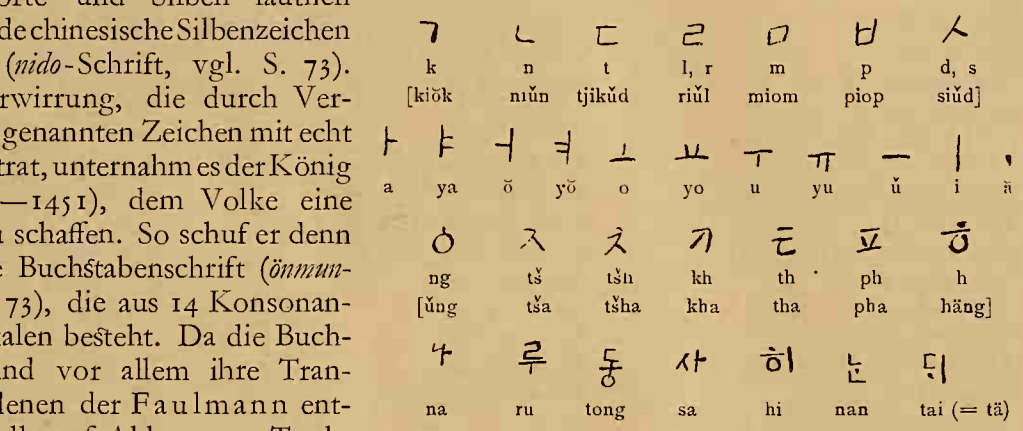


Abb. 303.

Zu S. 184/185. Etwas in gewissem Grade der Oghamschrift ähnliches haben wir in den Zeichen vor uns, von denen Fr. Müller, Nicht-mesropische Schriftzeichen bei den Armeniern, Wiener Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenl. X, 129—132 handelt. In armenischen Handschriften vom XIV. Jahrh. an findet sich nämlich der Gebrauch, in Namensunterschriften statt der ersten 9 Buchstaben des Alphabets einen Strich mit bezw. 1, 2, 3 .. bis 9 Punkten zu setzen, für die zweite Gruppe von 9 Buchstaben 2 Striche mit bezw. 1, 2 .. bis 9 Punkten usw. Da die beiden letzten Zeichen des armen. Alphabets noch unausgedrückt bleiben, so geht das beschriebene System wohl in die Zeit vor dem XII. Jahrh. zurück. U. E. handelt es sich bei diesen Zeichen entweder um eine Art Geheimschrift oder um eine spielerische Verwendung derselben.

Zu S. 212/213. Aus Versehen unterblieben ist der Hinweis auf den Aufsatz von Le Coq, Kurze Einführung in die uigurische Schriftkunde. Mitt. des Sem. f. or. Spr. XXII (1919), S. 93—109, dem 7 vorzügliche Tafeln mit faksimilierten Proben aus sogdischen und uigurischen Handschriften beigegeben sind. Ebendaselbst findet sich eine Tabelle mit den altsogdischen und ostturkestanisch-uigurischen Schriftzeichen in genauerer und vollständigerer Form als auf Abb. 295 sowie weitere Literaturangaben.

INDEX

(f. hinter der Zahl bedeutet: und folgende Seite, ff. bedeutet: und folgende Seiten)

Abessinien 137
Abicht 192
Abu Simbel 117. 161. 167
Accente, griech. 165
Achämeniden 60. 92. 96
ætt, ættir 180. 184
Ägyptische Schrift 19. 40ff. 99
Ahlwardt 133
Ahom-Schrift 152. 154
Akerblad 50
Akrophonie 102
Akropolis-System 220
Akrostichische Dichtung 114
Aksum 134. 137
Albanesische Schriften 193ff.
Alkuin von York 176
Alphabetisierung der Schrift 217
Altaramäische Schrift 121
Altbulgarisch 188
Altgermanische Runen 180
Althebräische Schrift 119ff.
Altkirchenslavisch 187
Altkretische Schrift 63ff. 85. 104ff. 159. 161. 167
Altlibysche Schrift 141
Altpersische Keilschrift 92ff.
Altslovenisch 188
Alvão 91
Amarāvatī-Inschrift 152
Amharische Sprache 137
Andrae 222
Andreas 212
Andree 8ff. 12. 14
Angelsächsische Runen 184
Angelsächsische Schrift 176
Anu-Adad-Tempel 222
Antiquadruckschrift 177
Appius Claudius Caecus 172
Arabische Schrift 3. 130ff.
Aramäische Schriften 121ff. 202. 207
'Arāq el Emīr 122
Archaische griechische Schrift 158f.
Archinos 162
Arends 221
Arianische Schrift 201.
Aristarch 165
Aristophanes Byzantius 165
Armenische Schrift 195ff.
Arnaud 134
Arndt-Tangl 174
Arnuwandaš II. 62
Arsakiden 203
Arsakidische Pehlevi-Schrift 205
Asoka 145. 201
Assam-Inschrift 150. 154
Association Phonétique Internationale 218
Assyrische Zeit 55
Aston 152
Äthiopische Schrift 134. 137ff.
avistak 205
Awesta 205
Awesta-Schrift 205ff.
Azilien 91
Azteken 21
Aztekische Schrift 21ff.
Aztlan 21

Babylonisch-assyrische Keilschrift 52ff.
Babylonische Punktation 125
Bachtjārnāmeh 214
Baktrische Schrift 201
Ball 27
Bamumschrift 21f.
Banerji 201
Bar-Kochba 120
Barmanische Schrift 151f.
Bar R-k-b 121
Bartholomae 96. 206
Barton 54f.
Bašbah 151
Bastian 73
Battak-Schrift 152
Bauer 112
Bauer-Leander 125
Bauinschrift des Bar R-k-b 121
Baumeister 161
Bayer 216
Beck 133
Beleg des Proviantamts 9
Bell 218
Bĕnē Ḫēzīr 122
Bengālī-Schrift 150
Berberische Schrift 141f.
Berger 7. 23. 131. 141. 185
Bernheimer 223
Bezold 52. 58
Bilderschrift 14ff.
Bildzeichen, chines. 31
Binderunen 180
Birch 82
Bisaya-Schrift 154
Bissing, von 112
Bīsutūn 92. 97
Blau 142. 193
Bleiröllchen, chetitische 222
Böckh 158
Boghazköi 61f.
Bohuslän 14
Bork 61. 92
Boromat-Manuskript 152
Botenstäbe 9
Brachygraphie 220f.
Brāhmī-Schrift 145. 147f.
Brakteat von Vadstena 180
Brandis 82. 84

Brate 180
Brauns 221
Bréal 83. 170
Bredsdorff 178
Bronze vom Fucinersee 174
Bronzeschalen von Cypern 117
Brosset 197f.
Brücke 218
Brugsch 51
Bruston 112
Brynjúlfsson 178
Buchdruckerkunst 37. 176
Bücherverbrennung 2
Buch-Pehlevi 205
Buchstabenschrift 90ff.
Buchstabenzeichen, ägyptische 43f.
Bugge 178. 181
Buginesische Schrift 154
Bühler 146f. 200f.
Bukarester Ring 179
Bulgarischer Duktus 189f.
Bulle 69
bundnar rūnir 180
Burens 178
Burnell 153
Burnouf 97. 206
būstrophēdon 63
Büthakukje 193ff.
Byblos 117. 222
Byzantinische Kanzlei 164

Caere-Alphabet 159. 168
Caesar 5
Caldwell 153
Calukya-Schrift 152
Cattani 11
Cavalieri, de' 163
Caxton 177
Central Asian Cursive Gupta 149
Central Asian Slanting 149
Cera-Inschriften 153
Cervetri-Alphabet 159. 168
Chaldäische Pehlevi-Schrift 205
Chalkidisches Alphabet 169
Chalkidische Kolonien 169
Champollion 6. 51. 101
Charles 63
Charri 61
Chatti 61
Chavannes 9. 28. 33
Chetiter 61
Chetitische Bilderschrift 61. 84. 104
Chetitische Kursive 63. 222
Chigi-Vase 170
Chinesische Schrift 9. 26ff.
Chodzko 189
Chwolson 123
cippus Abellanus 171
Claudius, Kaiser 173
Clemens (Kliment) 191
Clemens Alexandrinus 47f. 100
Clermont-Ganneau 160
clofruna 184
Codex Alexandrinus 164
Codex argenteus 186
Codex Assemanius 189
Codex Boturini 21
Codex Carolinus 186
Codex Ephraemiticus 164
Codex Marianus 190
Codex Petropolitanus 122. 125
Codex Sinaiticus (hebr.) 122. (griech.) 164
Codex Suprasliensis 192
Codex Troano 25
Codex Turinensis 186
Codex Vaticanus 164
Codex Zographensis 190
Codices Ambrosiani 186
Columbanus 175
Conrady 9. 27ff. 32f. 35
Conway 65
Cordier 27
Corpus inscriptionum Hettiticar. 63
Courant 152
Cowley 62. 213
Cruttenden 134
Cunningham 146. 201
Curtius 83

Damma 132
Danzel 12. 18. 73
Darius I. Hystaspis 92
Darmesteter 206
Deecke 83. 85. 94. 101. 146. 161
De Groot 37
Delafosse 86f.
Delgado 143
Delitzsch 53ff. 59. 98. 102f.
Delphische Konsonantentafeln 220
Demotische Schrift 48. 187
Determinativa 34. 45ff. 59. 63
Deutsche Druckschrift 176
Deutsche Schreibschrift 177
Deva-nāgarī-Schrift 149
dewehi hakura 154
Dieterich 180
Dillmann 115. 138. 140
Diodorus Siculus 100. 106
Dionysius von Halikarnass 168
Dirr 198
Diskus von Phaistos 67
Dīvānī-Schrift 133
Donner 209
Doughty 129
Dowson 146
Dresselsche Vase 174
Drouin 207
Dschingis Khan 213f.
Ducange 8
Duenos-Inschrift 174
Duperron 206
Dussaud 107. 135f. 161. 222
Dybeck 178
Dyroff 41

Earle 160
Eckardt 223
Edessa 127
Edikte von Asoka 145. 201
Einführung des ion. Alphab. in Athen 162
Einwirkung von Schrift und Sprache auf einander 3ff.
Einzelsteindenkmäler 8
Eisler 112. 157
Elamische Keilschrift 60f.
Elbassanische Schrift 193
Ellis 218
Entlehnungen, chines. 36; s. Schriftentlehnung
Entwickelungstendenzen 7
Epicharm 155
Erkes 27f.
Erman 19. 46. 48f. 51
Erman-Grapow 43
Ešmunazar-Inschrift 101. 117.
Estrangelo-Schrift 127f. 211
Eteokreter 65
Etruskische Schrift 170
Euchologium Sinaiticum 190
Euting 134
Evans 14. 63ff. 69f. 85. 91. 104f. 107. 109. 134. 136. 161. 166
Eweschrift 18

Faliskische Schrift 171
fasti Danici 179
fatha 132
Faulmann 37. 74. 143. 220f. 223
fa-wan-shu-lin 201
Felszeichnungen 13f.
Firkowitsch 122
Fischer 119
Florenz 75. 80f.

Forbes 86f.
Formello-Alphabet 168
Fragmentum sanctae Theclae 190
Frakturschrift 176
Frank 61ff.
Franz 193
Fresnel 134
Friedrich 62
Fries 105
Friesen, von 182f.
Fu-Hi 28
fuþark 180

Gabali tana 154
Gabelentz, von der 1. 35. 37. 39. 223
Gabelsberger 221
Galik-Alphabet 215
Garcilaso de la Vega 11
Gardiner 108ff. 137
Gardthausen 160. 163. 169. 196f.
Gauthiot 212f.
Gebärdensprache 30
Ge'ez-Schrift 134. 137
Geiger-Kuhn 92f. 96. 204
Geitler 189. 193ff.
Geldner 206
Gemeingerman. Runenalphabet 180
Gemeingriechisches Alphabet 162
Georgische Schrift 197
Geometrische Systeme 220
Geschichte der Schrift 6
Gesenius 125
Gesetz des geringsten Widerstandes 7. 219
Glagolica 188
Glagolita Clozianus 190
Glagolitische Schrift 188ff.
Glaser 134
Göhring 71
gojūon 80
Goldenes Horn 180
Gotische Schrift (= Mönchsschrift) 176
Gotische Schrift (des Wulfila) 186f.
Götterzeichen 75
Gottorpstein 183
Grab des Romulus 174
graffiti 117. 167
γράμματα ἐπιστολογραφικά 48
Grantha-Schrift 153
Grasschrift 37
Griechische Capitalschrift 163
Griechische Kursivschrift 164
Griechische Minuskelschrift 164. 189f.
Griechische Schriften 155ff.
Griechische Uncialschrift 164
Grienberger 180
Griffith 98f.
Grimm, J. 189
Grimm, W. 178
Grimme 112
Grosseto-Alphabet 170
Grotefend 94. 96ff.
Grube 29
Grubissich 189
Grünwedel 211
Gudea 55
Gujaratische Schrift 150
Gunierung 53
gunû 53f.
Gupta-Schrift 148
Gurumukhi-Schrift 149f.
Gutenbergschrift 177

Hadad-Inschrift 121
Haenisch 38
Hāǧīābād-Inschrift 207
Hagopian 133
hahalruna 184
Hahn, von 193
Halbunciale 175
Halévy 62. 94. 98. 101. 134. 141f. 146
Ḥamāth 63
Hammurapi 55
Harlez, de 29. 216
Harrān-Inschrift 130
Harrison 72
Hartleben 51
Haug 204
Haupt 98
Ḥaurān-Inschriften 129
Hautschrift 12
Hebräische Quadratschrift 122ff.
Hebräische Schreibschriften 123
Helbig 168
Helsingische Runen 184
Henning 178
Herkunft der Chinesen 27f.
Herodot 48. 156f.
Hettiter, hettitisch s. Chetiter, chetitisch
Hexagramme 28f.
Hieratische Schrift 48
Hieroglyphenschrift, ägyptische 47; chetitische 62
Hieronymus 164
Hierosolymitanische Schrift 128
Ḥiǧr-Inschriften 129
Hilprecht 62
Himjarische Schrift 134
Hincks 97f.
hing-sheng 33
Hinrichs 160
hiragana 77ff.
Hiram 117
Hirschfeld 104
Hirt 65
Hirth 37
Hiskia 119
Historische Orthographie 218f.
Hochasiatische Schriften 211ff.
Hoernle 149
Hoffmann 77. 82
Holle 152
Holmberg 14
Holthausen 178
Hommel 41. 53. 61. 92. 95. 98. 102f. 115. 134
Horapollon 49
Horn 4
Houghton 53
Hrozný 62
Huang-ti 28
Hübner 143
Hübschmann 206f.
Hüsing 61
Huth 211
ḫutsi 197
Ḫutsuri-Schrift 197f.
Hyksos 107. 110. 113

Iberische Schrift 143
Ideenschrift 13ff.
Iǧāzet-Schrift 133
iisruna 184
Illyrischer Duktus 189
Indianerzeichnungen 15ff.
Indilimma 62
Indische Schriften 144ff.
Indobaktrische Schrift 145. 201
Indogriechische Münzen 200
Indoskythische Münzen 200
Initialen 176
Inkas 10
Inschrift von Dobrinje 190
Inschrift von Mykenae 69
Ipsambul 161
i-Punkt 177
Iranische Schriften 203ff.
Irische Schrift 175f.

iroha 80
Italische Schriften 168ff.

Jackson 206
Jacob 33
Jacob Baradaeus 128
Jacobitische Schrift 128
Jagić 188f. 191
Japanische Schrift 74ff.
Javanische Schrift 152
Jehomelek 117
Jenissei-Inschriften 208f.
Jensen 62
Jespersen 218
jindaimoji 75
Johnen 220
Jubainville, d'Arbois de 185
Jüngere latein. Kursive 177
Jūsuf Chass Hādschib 213

Kadamba-Inschriften 152
Kadmos 155
Kafr Bir'im 122
k'ai-hing-shu 37
k'ai-shu 37. 77f.
Kalinka 160. 166
Kalmückische Schrift 215
Kambodschanische Schrift 152
kana 76. 81
kana no kai 81
kana no tegami 81
Kanaresische Schrift 153
K'ang-hi 38
kanji 81
Kappadokische Schrift 167
Karische Schrift 167
Karmathische Schrift 133
Karnatische Schrift 153
Karolingische Minuskel 176
Karskij 190
karšūnī-Schrift 154
Karthago 118
Kartusche 50
kasra 132
Kassitenherrschaft 55
katakana 77ff.
Kaufmann 181
Kaukasische Schriften 195ff.
Kawi-Schrift 152
Keilschrift 52ff. 92ff.
kekinowin 17
kekiwin 17
Kempermann 75
Kerbhölzer 8. 29
Kerbschrift 9
kětāb aššūrī 122
kětāb da'aṣ 122
kětāb 'ibri 122
kětāb libbūnāā 122
kětāb měrubbā' 122
Khang 212
Kharoṣṭha 201
Kharoṣṭhī-Schrift 145. 196. 200ff.
Khublai-Khan 151. 215
Khyugayi-Duktus 150
Kibi daijin 77
Kibi no Mabi 77
K'ien-lung 216
Kilikische Schrift 167
Kirchhoff 158. 169. 181. 186
Kirillica 191
Kitasato 75
Kingsborough 21
Kircher 49
Kištna-Schrift 152
Klaproth 214
Klassenhäupter 38
Kliment 191
Kluge, H. 66
Kluge, Th. 180
Knotenschnüre 10. 28
Knotenschrift 10
Knudtzon 60
Kōbō daishi 78. 80
Koelle 86f.
kogoshūi 75
kojiki 75
Konstantinos 188
Kopiewitsch 192
Koptische Schrift 49. 187
Koreanische Schrift 152. 223
Kretschmer 165
Kreuz von Ruthwell 180
Kri-Indianer 74
Kroatischer Duktus 189f.
Kudatku Bilik 213f.
Kufa 130
Kufische Schrift 130
Kurzschrift 220f.
Kuṭila-Inschrift 149
ku-wen 31. 36f.
kyok-tša 152
Kyprische Schrift 82ff. 104. 159. 161. 167
Kypro-minoische Schrift 85
Kyrillische Schrift 190ff.
Kyrillos 188. 191
Kyros 94

Lagoruna 184
Lampong-Schrift 152
Landberg 134
Landa, de 25
Lang 82
Lange 75ff. 80f.
Larfeld 115. 156f. 160f.
Lassen 97. 200
Lateinische Capitalcursive 175
Lateinische Capitalschrift 174
Lateinische Cursivschrift 175
Lateinische Druckschrift 177
Lateinische Schreibschrift 177
Lateinische Schrift 171ff.
Lateinische Uncialschrift 175
Lateinische Ziffern 172
Laufer 149
Lautangebende Zeichen (chines.) 33
Lautrebus 29. 33. 42
Lautschrift 217ff.
Le Coq 211. 223
Legge 29
Lehmann-Haupt 104. 107. 114
Lemnos-Inschrift 170
Lenormant 24. 101. 143. 160. 180. 189. 215f.
Lepsius 51. 162. 196. 206. 218.
Leptša-Schrift 154
Leskien 188f.
Letourneau 91
Letourneux 141
Levy 130
Leyen, von der 180
Libysche Schriften 141f.
Lichtenberg, von 156
Lidzbarski 103. 107. 111f. 114ff. 119f. 126f. 135f. 137. 142. 222
Lietzmann 163
Liḫjanische Schrift 134
Liljegren 178
Lindner 189
li-shu 27
litterae unciales 164
Littmann 112. 134f. 142. 144
Longobardische Schrift 175
Longpérier 207
Losch 181
Lou-lan 9
Löwenstern 98
Lucanus 100
Luft 181f. 186
Luynes, Herzog von 82
Lydische Schrift 167
Lykische Schrift 166

Makassarische Schrift 154
Makkabäermünzen 119f.

Malayâlam-Schrift 153
Maledivische Schrift 154f.
Malerei 13
Malkiten 128
Malkitische Unciale 128
Mandäer 133
Mandäische Schrift 133f.
Mandschurische Schrift 216
Mani 211
Manichäische Schrift 211
Manichäismus 211
Manios-Spange 174
Maništusu 55
Mankaverfahren 11
manyōshū 77
Mārāṭhī-Schrift 149
maru 79
Mayaschrift 24
Meinhof 19. 71. 87. 218
Meinicke 73
Ménant 62. 94. 98
Meroitische Schrift 98f.
Merowingische Schrift 175
Mesopotamische Keilschrift 52ff.
Mesrop 195ff.
Messapische Schrift 169
Messerschmidt 62f. 96f.
Meša-Inschrift 114. 119
Methodios 188
Meyer, A. B. 18
Meyer, Ed. 61. 92. 156f.
Meyer, K. 185
Meyer, R. M. 181
Meyer-Lübke 8
mḫedari 198
Mḫedruli-Schrift 198
Miklosich 188f.
Minoische Kulturperiode 68
Minoische Schrift 65ff.
Minyische Schrift 69
Mīrāğnāmeh 214
Mitani 61
Mittelaramäische Schrift 121
Mommsen 168
Mönchsschrift 176
Mongolische Schrift 215
Monogramme 137
Monumenta linguae Ibericae 143
Monumentalschrift, ägypt. 47; griech. 163
Mooney 89
Mordtmann 134. 137. 207
Moritz 131. 133
Morley 25
Moser 220
Moses von Chorene 195
Müller, D. H. 134f.
Müller, Fr. 1. 90. 195. 197
Müller, F. W. K. 211ff.
Müller, W. M. 98. 105
Müller-Deecke 168
Multan-Schrift 150
Munch 178
Münter 96f.
Münze von Eran 148
Mysische Schrift 167

Nabatäische Schrift 129
Nāgarī-Schrift 145. 149
Nahwa 21
Namen der Buchstaben 102f. 111. 138. 156f. 159f. 173f. 188ff. 194. 200. 222
Naqš-i-Raǧab 205
Naqš-i-Rustam 92. 205
Neckel 179. 181
Nepalesische Schrift 149
Nērab-Inschriften 121
Nesḫi-Schrift 131
Nestorianische Schrift 127
Nestorianisches Christentum 211
Neubabylonische Epoche 55
Neubauer 123
Neugriechische Kurrentschrift 165
Neupunische Schrift 118f.
Nicht-mesropische Schriftzeichen 223
nido 75. 223
Niebuhr 50. 96
nigeri 79
Nöldeke 111. 128. 138. 204. 222
Nordisches Runenalphabet 183
Nordsemitische Schriften 116ff.
Norris 86. 98. 201
Nsibidi 18
Nubische Inschriften 98f.
Numidische Schrift 141
Nurhaci 216

Odainathos 125
Ogden 54
Oghamschrift 184f. 223
Oldenberg 5
Olmstead 63
Olsen 179
Olshausen 207
Omri 114
önmun 75. 223
Opfertarif, karthagischer 118
Oppert 53. 61. 94. 97f.
Orchon-Inschriften 208ff.
Origenes 120. 122
Orissische Schrift 150
Ornamentik 30
Osiander 134
Oskische Schrift 117
Osterinsel 72
Östliche griechische Schriften 159
Ostsyrische Schrift 127
Ostturkestan 211ff.

Pa-kwa 28f.
Palamedes 155
Pali-Quadratschrift 152
Pali-Schriften 151f.
Pallava-Inschriften 153
Palmyra 125
Palmyrenische Schrift 125f. 207
Panammuinschrift 121
Pannonisch-slovenisch 188
Papier 37. 48
Papyri, arab. 131; griech. 164
P'arnavaz 198
Pārsī 204
parthavi 203
Pasiegahöhle 14
Pasigraphie 23
Passepa-Schrift 151
Passy 218
Paternoster, mexikanisches 24
Paul 2. 6. 219
Pauli 169
Pauly-Wissowa 65. 170
Pāzend 204
Peguanische Schrift 152
Pehlevi-Schrift 96. 204ff. 209
Pehlevi-Sprache 203
Peile 180
Peiser 62. 94f. 101f.
Pelasgische Schrift 169
Pelliot 211
Persepolis 92. 96
Pešiṭṭā 127
Peters 105
Petra 129
Petrie 108. 110
Petroglyphen 13f.
Pfeilspitzenschrift 149
Pfizmaier 37
Phātimokkha-Manuskript 152
Philister 104f.
Phillips 143
Phonetische Alphabete 218
Phonetische Orthographie 218f.

Phonetisierung der Schrift 23. 42.74. 217
Phönikische Schrift 117f. 222
Phrygische Schrift 165
Pickering 88
Pietro della Valle 96
Piette 91
Piktographie 15
Pinsel 37
Piyadasi 145
Plato 5. 100
Plinius 100f.
Plutarch 100
Polyphonie 59
Potenzierungsmotiv 53
Powell 10
Praetorius 103. 127. 134f. 161
Prinsep 145. 155. 200
Protoarabische Schrift 134
Proto-Bengālī-Schrift 149
Prototyrrhenische Schrift 169
Psalterium Uspenskij 164
Ptolemaeus Epiphanes 50
Punische Schrift 118
Punktation, hebräische 124f.
Punktierte Runen 184

Qara Balgasun 213
qèdèm 155
qibṭ 187
qobṭ 187
Qubbet-eṣ-Ṣaḫrā 130
Quippu 10
quippu camayocuna 10
qutadγu bilig 213

Rabbinische Schriften 123
Radikale 38
Radloff 208f. 213
Ramsay 165
Rangzepter 29. 33
Rapanui 72
Raschi Salomo ben Isak 123
Raschischrift 123
Rask 206
Rawlinson 92. 97
Rebusschrift 23f. 33f.
Reckendorf 62
Redžang-Schrift 152
Reichelt 206
Reihenfolge der Buchstaben 103. 114. 131. 138. 145. 180. 186
Religiöse Motive 12
Rémusat 214
Renan 114
Rennosuke Fujisawa 82
Richthofen, von 27
Riq'a-Schrift 133
Ritualsymbolik 29
rohau rongo rongo 72
Roller 221
Rōmaji-kai 81
Rōmaji-zasshi 81
Roñ-Schrift 154
Rosenberg 123
Rosette, Stein von 50f.
Rougé, de 101
Roussel 73
Rumänische Schrift 192
Runendenkmäler 179f.
Runenkästchen 180
Runenschrift 178ff.
Rüppell 137
Russische Schrift 192
Rusticaschrift 174

Saadja Bandida 215
Sabäische Schrift 134. 137
Sabellische Schrift 169
Sachau 127
Sacy, de 50. 206
Ṣaddan 126
Šafařik 189
Ṣafatenische Schrift 134. 159. 161.
Śākya Pandit 215
Salemann 204
Salomo 117
Salzburg-Wiener Handschrift 186
Samaritanische Schrift 120f.
Śāradā-Schrift 149
Sargon 55
Sarzec, de 54
Sassaniden 203
Sassanidische Pehlevi-Schrift 205
Satow 80
Satzschrift 19
Saulcy, de 98. 141
Säule von Bewcastle 180
Saussure, de 28
Savva-Evangelium 192
Sayce 53. 61f. 85. 94. 104. 112. 114. 143. 166f.
Schäfer 107
Scheithauer 221
Schindler 9. 27f. 30. 32. 36f.
Schliemann 166.
Schlottmann 116. 160
Schmidt, J. 170
Schmidt, M. 83
Schminktafel des Nar 19
Schneider 40f. 67. 106f. 109
Schonisches Provinzialgesetz 179
Schoolcraft 88
Schrader, E. 98
Schrader, O. 61
Schreiben, Ausdrücke für 13. 179
Schrey 221
Schriftentlehnungen aus dem Aram. 199ff.; aus dem Griech. 165ff.; aus dem Phönik. 140ff.
Schriftsprache 3
Schröder 179
Schulten 144
Schwarz 131
Schwarzer Stein 174
Scipioneninschriften 174
Seiten-*kana* 81
Seler 21f. 24f.
Semitische Buchstabenschrift 99ff.
Senart 146
Senatusconsultum de bacchanalibus 174
Serbische Schrift 192
Sethe 43f. 46f. 51. 104. 107. 109ff. 113f.
Sētjong 223
shakunihongi 75
Shi-hoang-ti 1
shinji 75
shuo-wen 28. 38
Siamesische Schrift 152
siao-chuan 36f.
Sibirische Schrift 208f.
Siddhamātṛkā-Schrift 149
Sieg 149
Siegling 149
Siena-Alphabet 168
Sievers 179. 181
Sigismund 83
Šikāštā-Schrift 133
Sikwaya 88
Silbenschrift 74ff.
Silbenzeichen, ägypt. 43; Keilschr. 56f.
Siloahinschrift 119
Simonides von Keos 155
Sinaischrift 108ff. 222
Sinaitische Inschriften 130
Sindh-Schrift 150
Singalesische Schrift 152
Sinnrebus 29. 33
skeireins 186
Skutsch 170
Slavische Schriften 187ff.
Smith 82
Soames 218

Sogden 212
Sogdische Schrift 212f. 223
Sommer 172
Sondrio-Alphabet 169
South Shields 126
Spange von Charnay 180
Speerspitze von Kowel 179
Spiegel 206
Spiegelberg 40. 47ff.
Spiritus asper 163
Spiritus lenis 163
Sprache und Schrift 1
Sprechsprache 3
Srong-btsan 149
Standard Alphabet 218
Stein 211
Steindorff 187
Steinhaufen 8
Steinthal 7. 13. 86
Steintrommeln 36
Stele von Byblos 117
Stenographie 220f.
Stenz 29f. 33
Stephens 178
stofruna 184
Stolze 221
Storm 218
Strack 122. 125
στρογγύλη 127
Struck 71
Stübe 7. 10. 37. 176.
stungnar rūnir 184
Stützschrift 137
Südsemitische Schriften 134ff. 159. 161
Sulci 118
Sülüs-Schrift 133
Sumerer 52ff.
Supralineare Punktation 125
Sven Hedin 9
Sweet 218
Symbolische Bilder, chines. 32
Symbolische Zusammensetzung, chines. 32
Syöltchung 223
Syrjänische Schrift 192
Syrische Schrift 126ff.
Syro-malabarische Schrift 155
Syro-palästinische Schrift 128
Szanto 160

Ta-chuan 36f.
Tachygraphie 220f.
Tacitus 100. 156. 178. 181
Tafel des Yü 38
Tafeln von Iguvium 171
Tagala-Schrift 154
taglia 8
taille 8
T'ai-tsu 216
Talbot 98
taleae 8
talha 8
talia 8
Ta'līq-Schrift 133
Tamil-Schrift 153
Tarkondemossiegel 62
Tartessos 144
tašdīd 132
Tatauierung 11
Taylor 85. 126. 143. 146. 154ff. 160. 163. 166. 169. 181. 189. 195f. 198. 202. 214
Ta-Yü 28
Techmer 218
tefinay 141
Teima-Inschrift 121
Tell-el-Amarna 60. 103
Tello 54
Telugu-Schrift 153
Terrien de Lacouperie 27. 73. 149. 209
Thamudenische Schrift 134
Themistokles 92
Themsemesser 180
Theodor 193
Thomas, C. 25
Thomas, E. 201. 203. 207
Thompson 62
Thomsen 209f. 214
Thorsen 178
Thrakische Münzen 160
Thumb 83
Thurneysen 185
Tiberiensische Punktation 125
Tibetische Schrift 149f.
Tigrē 137
Tigriña 137
Tinne-Indianer 74
Tiro 220
Tironische Noten 220
Tissot 141
Tocharische Schrift 149
Tolteken 21
T'ong-mi Sambot'a 149
Torsbjærginschriften 180
Trigramme 28f.
tša-lonh 152
Ts'ang-kie 28
ts'ao-shu 37. 78
Tscherokesische Schrift 88f.
Tschitschimeken 21
Tschudi 11
Tsordji Osir 215
Tsu-Sung 28
tsze-shen 28
Tuaregs 141
Tuen-huang 213
Turdetanische Schrift 144
Tyler 8

Überschriftsprachliche Formen 4
Uigurische Schrift 213ff. 223
Ulfilas 186
Umbrische Schrift 171
ume 150
Unterscheidungszeichen 11
Urartäer 61
Urbilder 53
Urfa 127
Urmotive 53
Ur-Nina 55
Urrunenalphabet 181
Urzeichen 53
utšan 150

Vai-Schrift 86f.
Vámbéry 209. 213f.
varga 145
Vase Regolini-Galassi 168
Vase von Orchomenos 69
Vaṭṭeluttu-Schrift 153f.
Venetische Schrift 169
Vereinfachung der Buchstabenformen 217
Verrius Flaccus 173
Viëtor 218
Vita Cyrilli 188
Vogüé, de 129
Vokalbezeichnung, hebr. 124f.; syr. 128; arab. 132; aethiop. 139f.; griech. 157
Völter 113
Vondrák 188f.

Wachstafeln von Pompeji 175
Waddell 149
Waddington 129
Wadi Muketteb 130
Wampumgürtel 12
Wang-hi-chih 37
Wartenberg 156
Wattenbach 163f. 174
Weißbach 60f. 92. 95
Weber 134. 146. 203

Weihinschrift von Agnone 171
Wellhausen 156
Wellsted 134
Westergaard 204
Westgotische Schrift 175
Westliche griech. Schriften 159. 169
Westsyrische Schrift 128
Wetzstein 130
Weule 1. 8f. 14. 18. 23. 91
Whitney-Jolly 4
Wilamowitz 160
Wilke 91
Wilser 156
Wimmer 178. 181f. 186
Wormius 178
Wörterbuch, chinesisches 38
Wortschrift 20ff.
Wrench 63
Wright 85. 126
Wulfila 186
Wundt 2
Wuttke 8. 10. 12

Yaγnōbī-Dialekt 213
yamatogana 77
Yih-king 29
Young 50
Yü 38

Zarathustra 205
Zauberschriften, chines. 37
Zebed 127
zend 205
Zendschrift 205
Zendavesta 205
Zenğīrli 121
Zenobia 125
Zierschriften, chines. 37f.
Zimmern 103. 115
Zobel 143f.
Zoega 50
Zusatzbuchstaben, griechische 159ff.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06509 294 0